UC-NRLF
B 2 916 935

ANTHROP.
LIBRARY

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

3-4

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

III. Ergänzungsband

Bericht über die siebente Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Berlin 17. bis 20. April 1922

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1923

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1923 zunächst 300 M. für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 60 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16 (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis **des Bandes** im Buchhandel während des Erscheinens beträgt zur Zeit etwa M. 600.— für den Band, nach Abschluß des Bandes wird der Preis erhöht. Ferner sei auf die drei **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht. Für die ersten 14 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XIV und **Ergänzungsband** I bis III können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.

Von **Georg Wilke.**

84 S. mit 74 Abb. im Text. 1921. 2,4*, geb. 3,4.

Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung

Von Univ.-Prof. Dr. **Moritz Hoernes** †.

4°, II u. 45 Seiten mit 4 Seiten Abbildungen. 1921. 2

Eine Arbeit, die für den Prähistoriker von größter Wichtigkeit und unentbehrlich ist. Hoernes gibt zum 1. Mal eine gründliche Beschreibung der Hallstätter Gräberfunde.

---

* Diese Grundzahl × Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis. Die Schlüsselzahl wird den Wertschwankungen der Mark jeweils angepaßt.
Nach dem übervalutigen Ausland Berechnung in der betr. Landeswährung.

Univ. of California

Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Mannus

Zeitſchrift für Vorgeſchichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Guſtaf Koſſinna

III. Ergänzungsband

Bericht über die ſiebente Tagung der Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Berlin 17. bis 20. April 1922

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzſch
1923

GN700
M2
ANTHROP.
LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bericht über die 7. Tagung. Erstattet von Gustaf Kossinna und Ernst Snethlage 1
Verzeichnis der Teilnehmer 6
Ausflug nach Frankfurt a. O. und zum Burgwall von Lossow. Von M. M. Lienau 8

Vorträge:

Heß v. Wichdorff: Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar. Mit 1 Karte und 1 geologischem Profil im Text 12
Niklasson, Nils: Steinzeitliche Siedelungen in Mitteldeutschland (Auszug). Mit 1 Abbildung im Text 24
Jahn, Martin: Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur" auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien. Mit Tafel I—V 28
Schulz, Walther: Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten. Mit 2 Textabbildungen 43
Derselbe: Archäologisches zur Geschichte der Hermunduren. Mit 12 Abbildungen im Text und auf Tafel VI 48
Frischbier, Erich, Halle: Erläuterungen zur Stammestafel der kaiserzeitlichen Fibeln. Mit Tafel VII 56
Diculescu, Const.: Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien . . 62
Walter, Emil: Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen) 104
Lechler, Jörg: Zum Begräbnis im Hause 110

608185

Bericht über die siebente Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Berlin, 17. bis 20. April 1922.

Erstattet von Gustaf Kossinna und Ernst Snethlage.

Montag, den 17. April:

Eingeleitet wurde die Tagung durch einen Begrüßungsabend der Mitglieder und Gäste im Spatenbräu in der Friedrichstraße. Es hatten sich dazu nicht nur aus Berlin, sondern auch von weiter her eine stattliche Anzahl von Teilnehmern eingefunden. Professor Dr. Paape hielt eine warme, stimmungsvolle Ansprache, in der er auch die letztjährigen Leistungen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte schilderte. Bei anregender Unterhaltung verlief der Abend in schönem Einklang.

Dienstag, den 18. April:

Um 9½ Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Univ.-Professors Kossinna eine Vorstands- und Ausschußsitzung im Universitätsgebäude statt. Es waren erschienen die Herren Hahne, Heß v. Wichdorff, Jahn, Paape, Snethlage. Dem Antrage des Vorsitzenden, für das verstorbene Ausschußmitglied Bracht Herrn Dr. Schulz, Direktorialassistent am Provinzialmuseum zu Halle, zu wählen und die Herren Wilhelm Rehlen zu Nürnberg und Fabrikbesitzer Heinrich Maximilian Stahel zu Bielefeld und Berthelsdorf zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, wurde zugestimmt, nachdem Geheimrat Kossinna die großen Verdienste dieser beiden um die Gesellschaft geschildert hatte:

„Wenn ein Mann, der sein Leben lang Fabrikant war, in hohem Alter, wo die Geschäfte ihn weniger stark in Anspruch nehmen, unserer Wissenschaft in so ausgedehntem Maße und mit solchem Ernste und solcher Begeisterung

sich hingibt, wie das Herr Rehlen seit Jahrzehnten tut, so ist das bewundernswert und einzig dastehend. Er hat ganz West-, Süd-, Mittel- und Nordeuropa bereist, um in den dortigen Museen die Denkmäler der vorgeschichtlichen Anthropologie und Archäologie zu studieren, vor allem die allerfrühesten Zeugen der Menschwerdung. Bekannt ist besonders seine Teilnahme an dem Streit um die Schädel von Piltdown und von Broken Hill. Er ist zudem vielleicht der einflußreichste Mann auf dem Gebiete der Vorgeschichte in ganz Bayern, was die amtlichen Kreise angeht. Für sich selbst hat er diesen Einfluß in keiner Weise ausgenutzt. Wohl aber hat er seinen Reichtum in freigiebigster Weise den Wissenschaften zur Verfügung gestellt, namentlich im vergangenen Jahre. Was er für unsere Gesellschaft getan hat, darüber darf nichts verraten werden. Aber es ist von solcher Art, daß wir vollen Anlaß haben, Herrn Rehlen zum Ehrenmitgliede zu ernennen."

„Dasselbe gilt von Herrn Fabrikbesitzer Stahel. An Begeisterung für unsere Wissenschaft übertrifft er vielleicht noch Herrn Rehlen, wenn das überhaupt möglich ist. Doch ist er noch in voller angestrengtester Berufstätigkeit, hat also gegenwärtig noch nicht so viel freie Zeit für den eigentlichen Wissenschaftsbetrieb übrig. Seine Begeisterung gilt vor allem den Indogermanen und den Germanen, wie sie ihm in meinen Schriften entgegen getreten sind. Ich habe wohl an die 50 sehr ausführliche Briefe von ihm erhalten, worin ich seinen hohen völkischen, für unsere Wissenschaft hochbegeisterten Sinn tief kennen gelernt habe, ihn selbst als einen Mann vom höchsten Idealismus, dabei von schneidigem, nieversagendem Mute. Seine ganze Familie ist Mitglied bei uns geworden und mindestens 25 Mitglieder hat er uns aus seinem Bekanntenkreise zugeführt, z. B. den Pfarrer Traub in München. Wie er selbst reiche Spenden uns zugewendet hat, so ist er andauernd auch bemüht gewesen, wohlhabende und unsere Sache finanziell über die engere Verpflichtung hinaus unterstützende Freunde zu erwerben. Er hat die Ehrenmitgliedschaft voll verdient."

Es kam dann zur Sprache, daß es unter den jetzigen Verhältnissen nicht möglich sei, den Mannus zu dem früherhin für 1922 festgesetzten Beitrage von 30 Mk. zu liefern. Als Vertreter des Verlags, der zu diesem Zweck hinzugezogen worden war, gab Hofrat Dr. Meiner aus Leipzig die näheren Erläuterungen.

Die Gründe, welche zu dem Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses, eine Umlage von 30 Mk. zu erheben, faßte Geheimrat Kossinna in folgenden Ausführungen zusammen:

Als im Herbst 1921 eine Erhöhung des Beitrags für 1922 um nur 5 Mk., von 25 auf 30 Mk., festgesetzt wurde, war noch nicht entfernt das so baldige Eintreten der gewaltigen Teuerungswellen vorauszusehen, die seit 1. Oktober 1921 in nun fünffacher Wiederkehr das Buchgewerbe überfallen haben. Die Druckpreise sind zuerst um 30%, dann um 40%, um 15%, um 35%, endlich

im Juni wieder um 30% gestiegen; seit Herbst 1921 haben sie sich fast verfünffacht. Noch schlimmer wirkt die Erhöhung der Papierpreise, da die Fabriken bei Auftragserteilung überhaupt keine Preise mehr nennen, und nicht zuletzt auch die der Postgebühren, die für den Versand des 13. Bandes des Mannus 2500 Mk. betrugen und für den 14. Band 4500 Mk. betragen würden, wenn nicht jetzt die neue Erhöhung einträte, durch die der Versand noch weiter stark verteuert werden wird[1]). Der 13. Band, der im Buchhandel ohne den Sortimentszuschlag 80 Mk. kostet, ist für den Beitrag von 25 Mk. unseren Mitgliedern fast geschenkt worden, so daß trotz der nicht dankbar genug anzuerkennenden Hilfe der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" für den Mannus der Verlag andauernd starke Verluste erleidet. Er kann selbst dann auf keinen Gewinn rechnen, wenn der Beitrag für 1922 sehr wesentlich erhöht wird. Trotzdem hat der geschäftsführende Ausschuß der Gesellschaft im Einvernehmen mit dem Verlag beschlossen, den Beitrag nur zu verdoppeln, also eine Umlage von nur 30 Mk. eintreten zu lassen[2]).

Da es völlig ungewiß ist, wie sich die Geldverhältnisse in Zukunft gestalten werden und die Gefahr besteht, daß der mit 600 Mk. festgesetzte Beitrag für die Erwerbung der lebenslänglichen Mitgliedschaft bei zunehmender Geldentwertung zur Deckung nicht ausreichen wird, wurde beschlossen, vorerst keine weiteren lebenslänglichen Mitglieder aufzunehmen.

Zu Kassenprüfern wurden Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff und Regierungsrat v. Strantz gewählt.

Die Vorträge im Universitätsgebäude wurden vom Vorstand Geheimrat Kossinna durch eine Ansprache eröffnet, in der er etwa folgendes ausführte:

„Es ist das zweite Mal, daß unsere jetzt im vierzehnten Jahre stehende Gesellschaft ihre Hauptversammlung in Berlin abhält. Vor dem Kriege hätten wir an so etwas nicht gedacht. Denn wir Berliner sind ja oder waren wenigstens froh, wenn wir Zusammenkünfte, welcher Art auch immer, möglichst weit weg von hier in kleinere Städte mit Gebirgsumgebung verlegen konnten. Für unsere Gesellschaft, die hier in Berlin ja Sitzungen der Berliner Zweiggesellschaft abhält, kommt dabei auch noch in Betracht, wissenschaftliche Anregungen nach außerhalb zu tragen, denn wir sind ja eine allgemeine deutsche Gesellschaft.

Jetzt verbietet die Reisenot, unserem Sehnen heraus aus den Steinmauern der Weltstadt Folge zu leisten: so 1920 und so 1922. Unser Vorstands-

[1]) Diese Ausführungen galten für April 1922. Wie ungeheuerlich inzwischen die Steigerung auf den oben berührten Gebieten weiter gediehen ist, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Durch die Erhöhung der Postgebühren seit 1. Okt. 1922 entstehen dem Verlag neuerlich erhebliche Verluste.

[2]) Seitdem erhalte ich andauernd Zuschriften von Mitgliedern, namentlich der neu geworbenen, die sich über die geradezu „märchenhafte Billigkeit" des Mannus verwundert aussprechen. G. K.

mitglied Obergeneralarzt Wilke schrieb mir: „Ich werde nach Berlin kommen, obwohl mir dieser Ort schon in Friedenszeiten sehr unsympathisch, nach der Revolution aber geradezu verhaßt geworden ist; besser wäre die Hauptversammlung in einem kleinen Orte abgehalten worden". Das sind ganz schöne Wünsche, aber die Wünsche eines Utopisten. Denn die Reisenot besteht nun einmal und erstreckt sich nicht nur auf Reisen nach Berlin (es gibt Großstädte, wo es noch teurer sein soll, als in Berlin, z. B. gleich Leipzig, das Herrn Wilke so nahe liegt), sondern auch auf Reisen aus Berlin oder von anderen Orten nach kleinen Städten. Schließlich hat Herr Wilke wegen der reißend steigenden Teuerung sein Kommen sogar ganz absagen müssen.

Gereist wird also nur von wenigen. Da ist es denn geboten, daß wir unsere Versammlung dort abhalten, wo ein starker Stamm wohnhaft ist, der dann nicht zu reisen braucht. Das ist aber nur in Berlin der Fall. Wir haben jetzt etwa 500 Mitglieder[1]), davon wohnen 98, also etwa $^1/_5$ in Großberlin. Da ist die Entscheidung nicht schwer.

Es wird vielleicht Teilnahme erwecken, wenn ich Ihnen die Zahl unserer Mitglieder in anderen Städten mitteile, die man als geeignet zur Abhaltung von Hauptversammlungen ansehen könnte. Vereine und Anstalten bleiben hierbei unberechnet.

Nach Berlin (98) folgt Leipzig mit 11 Mitgliedern, von denen aber nur 1 als Fachmann anzusehen ist; dann Halle a. S. mit 8 (darunter 5—6 Fachleute!); Wien und Hannover haben je 7; Heidelberg, München und Bielefeld je 6; Dresden, Königsberg, Köln, Koblenz je 5; Breslau, Stettin, Frankfurt a. O., Weißenfels je 4; (Helsingfors), Kottbus, Hamburg, Kiel, Naumburg a. S., Marburg a. L., Essen a. Ruhr, Nürnberg je 3; Bromberg, Danzig, Liegnitz, Görlitz, Chemnitz, Dessau, Quedlinburg, Halberstadt, Nordhausen, Jena, Erfurt, Salzwedel, Braunschweig, Kassel, Osnabrück, Münster, Dortmund, Bonn, Würzburg (Bozen, Upsala, Warschau) je 2. Den 98 Berlinern stehen also insgesamt nur 148 Mitglieder in allen übrigen Groß- und Mittelstädten gegenüber, während die volle Hälfte unserer Mitglieder gleichsam „Einödshöfer" sind.

Sie werden mir nun wohl recht geben, wenn ich behaupte: Solange die Reiseteuerung anhält, werden wir auch in Zukunft kaum daran denken können, irgendwo anders als in Berlin zu tagen.

Persönliche Mitglieder fehlen völlig in Mainz, Wiesbaden, Stuttgart, Augsburg, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen.

Ich teile nur noch mit, daß herzliche Grüße zur Tagung die Herren Bayer-Wien, Schmidt-Görlitz, Turobin-Schwiebus und Wilke-Rochlitz gesandt haben".

---

[1]) Im Oktober sind es bereits 559 geworden.

Es schlossen sich daran folgende wissenschaftlichen Vorträge:

Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Vorzeitmuseum und Gegenwart.

Bergrat Dr. Hans Heß v. Wichdorff (Berlin): Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.

Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Paläolithisches, besonders über Trugformen. Aus Anlaß neuester angeblicher und tatsächlicher Funde.

Nachmittags wurde der Festvortrag: „Die Kunst in der Vorzeit Schlesiens" von Direktorialassistent Dr. Jahn aus Breslau gehalten.

Am Abend vereinigten sich zahlreiche Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Spatenbräu. Scherzhafte Vorführungen und eine zur Tagung herausgegebene Bierzeitung trugen zur Erheiterung bei.

Mittwoch, den 19. April:

In der anberaumten Geschäftssitzung teilte der Vorstand, Geheimrat Kossinna, die Wahl des Herrn Dr. Walther Schulz in den erweiterten Ausschuß und die Ernennung der Herren Rehlen und Stahel zu Ehrenmitgliedern mit. Er gab den Beschluß über die Erhöhung des Beitrags für 1922 unter Darlegung der schon in der Vorstands- und Ausschußsitzung vorgeführten Gründe bekannt, sowie die vorläufige Schließung für die Aufnahme lebenslänglicher Mitglieder.

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin erstattete den Kassenbericht. Auf der vorigen Tagung im Jahre 1920 waren die endgültigen Ergebnisse bis 1918 bekanntgegeben worden.

Einnahmen:	1919		1920	
Bestand vom Vorjahre . . .	2826,75		3752,00	
Mitgliederbeiträge	6859,10		11128,96	
Mannusspende			2307,00	
Verschiedenes	60,00	9745,85	813,65	18001,61
Ausgaben:				
Für den Mannus	5262,80		8492,50	
Sonstiges (Porto, Schreibbedarf, Tagung usw.) . .	731,05	5993,85	1794,05	10286,55
Bestand am Ende des Jahres		3752,00		7715,06

Das Jahr 1920 ist das letzte Jahr, dessen Abrechnung endgültig feststeht. Dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Der Vormittag wurde wiederum durch wissenschaftliche Vorträge ausgefüllt:

Museumsassistent Mag. Nils Niklasson (Halle): Siedlungen der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.

Geh. Studienrat Prof. Dr. Emil Walter (Stettin): Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).

Direktorialassistent Dr. Martin Jahn (Breslau): Zur Chronologie der sog. Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.

Dann war den Teilnehmern Gelegenheit geboten, nach Wahl an drei Besichtigungen unter fachmännischer Führung sich zu beteiligen:

1. Der tocharischen Funde (Turfansammlung) des Museums für Völkerkunde.
2. Der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums.
3. Des Naturhistorischen Schulmuseums der Stadtgemeinde Neukölln.

Am späteren Nachmittag wurden noch folgende wissenschaftlichen Vorträge gehalten:

Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Bestattungsgebräuche der beginnenden Eisenzeit.

Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Hermunduren.

Museumsassistent Dr. Erich Fritzbier (Halle): Zur Typologie der germanischen Fibeln.

Dr. Constantin Diculescu (Berlin): Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.

Dr. Jörg Lechler (Charlottenburg): Zum Begräbnis im Haus.

Donnerstag, den 20. April:

Dieser Tag war einem Ausflug nach Frankfurt a. d. O. gewidmet, zu dem sich von Berlin aus 20 Teilnehmer einfanden (s. unten S. 8).

Verzeichnis der 94 Teilnehmer:

Albrecht, stud. phil., Berlin,
Berger, Paul, Konservator, Halle a. S.,
Blum, Dr., B.-Steglitz,
Blum, Frau, B.-Steglitz,
Bohm, Waldtraut, Frl., Berlin,
Buchholz, Fritz, Referendar, Landsberg a. W.,
Caemmerer, Erich, Dr., Studienrat, Sondershausen,
Danicke, B., Professor, B.-Neukölln,
Danicke, Frau, B.-Neukölln,
Diculescu, Konstantin, Dr. phil., Charlottenburg,
Döring, Gymnasiallehrer, Museumskustos, Sondershausen,
Falb, Alfred, Dr. jur., B.-Wilmersdorf,
Feller, Berlin,
Feller, Frau, Berlin,
Fiddicke, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O.,
Fischer, Emil, Museumsleiter, B.-Neukölln,
Flemming, Hans, B.-Reinickendorf,

Flemming, Frau, B.-Reinickendorf,
Friſchbier, Erich, Dr. phil., Halle a. S.,
Fromm, Geh. Juſtizrat, Berlin,
Fuchs, Dr., Berlin,
Fuchs, Frau, Berlin,
Gläſer, Elly, Frl., Charlottenburg,
Götze, Alfred, Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Götze, Landeskonſervator, Cöthen,
Gohlke, Otto, Lehrer, Berlin,
Goldbach, Lehrer, Berlin,
Grünewald, Maria, Dr. phil., Berlin,
Günther, Hermann, Prof. Studienrat, Rathenow,
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin,
Guth, M., Frl., B.-Wilmersdorf,
Hach, Lehrer, Berlin,
Hagen, v. d., Rittergutsbeſitzer, Schmiedeberg (Uckerm.),
Hahn, Prof. Dr., Berlin,
Hahn, Frl., Berlin,
Hahne, Hans, Univ.-Prof. Dr., Muſeumsdirektor, Halle a. S.,
Heß v. Wichdorff, Hans, Bergrat Dr., B.-Lichterfelde,
Hohmann, Direktor Dr., Eichwalde,
Holmſtedt, Oberleutnant, Stockholm,
Holſt, Studienprofeſſor, B.-Lichtenberg,
Jahn, Martin, Dr. phil., Direktorialaſſiſtent, Breslau,
Jarauſch, stud. phil., Berlin,
Kerſten, Dr., Berlin,
Korn, Emil, Techn. Beamter, Straußberg,
Koſſinna, Guſtaf, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Krügel, Max, Lehrer, Berlin,
Krüger, Frl., B.-Karlshorſt,
Kuck, Dr., B.-Schlachtenſee,
Langer, Franz, Oberpoſtſekretär, B.-Waidmannsluſt,
Lechler, Georg, Dr. phil., Charlottenburg,
Lehmann, Herbert, Muſeumstechniker, Berlin,
Lehmann, stud., Halle a. S.,
Lenze, Geh. Hofrat, Berlin,
Märkiſch, Guſtaf, Lehrer, Charlottenburg,
Markus, Lehrer, B.-Zehlendorf,
Markus, Frau, B.-Zehlendorf,
Marquart, Univ.-Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Matthes, Walter, stud. phil., Berlin,
Mertinat, Otto, Buchdruckereibeſitzer, B.-Lichterfelde,
Mirow, Archivar, Müncheberg,
Mötefindt, Hugo, Dr. phil., Charlottenburg,
Müller, Prof. Dr., Muſeumsleiter, Friedeberg,
Neumann, Dr., Berlin,
Niklaſſon, Nils, Muſeumsaſſiſtent, Halle a. S.,
Oſten, v. d., Hans Henning, Leutnant, Charlottenburg,
Paape, Prof. Dr., B.-Schöneberg,
Paape, Anna, Frl., B.-Zehlendorf,
Reimer, Berlin,
Richter, Dr., B.-Friedenau,
Saucken, v., Kgl. preuß. Reg.-Aſſeſſor, Berlin,
Scheffler, Zeichenlehrer, B.-Steglitz,
Schemmel, Hertha, Frl., B.-Tempelhof,
Schenck, stud. med., Halle a. S.,
Schirwitz, Karl, Lehrer, Quedlinburg,
Schneider, Max, Berlin,
Schneider, Frau, Berlin,
Schulz, Walther, Dr. phil., Direktorial-Aſſiſtent, Halle a. S.,
Schulze, Alfred, Berlin,
Schulze, Frau, Berlin,
Seemann, Otto, Dr. med., Zahnarzt, Berlin,
Skronn, Herbert, Berlin,
Snethlage, Ernſt, Reg.-Inſpektor, Berlin,
Snethlage, Herbord, Berlin,
Snethlage, Annemarie, Berlin,
Stahel, Hnr. Maxim., Fabrikbeſitzer, Berthelsdorf (Schleſien),
Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, B.-Friedenau,
Tabbert, Oberingenieur, B.-Waidmannsluſt,
Tietz, Muſeumskonſervator, Strausberg,
Walter, Emil, Geh. Studienrat Prof. Dr., Stettin,
Wangenheim, A., Freih. v., B.-Wilmersdorf,
Warnkroß, Prof., Berlin,
Weber, Studienrat Dr., Strausberg,
Weisker, Studienrat Prof., Neuruppin,
Zechlin, Konrad, Muſeumskonſervator, Salzwedel.

Ausflug nach Frankfurt a. d. Oder und zum Burgwall von Lossow.

Programmgemäß verlief der Ausflug unter Führung unseres Mitbegründers, des Altertumsforschers M. M. Lienau, und des Restaurators der Frankfurter Marienkirche, Regierungs-Baumeisters Dr. Berger-Schäfer, wie folgt:

Unter der Führung von Regierungs-Baumeister Dr. Berger-Schäfer besichtigten die in erfreulich großer Zahl erschienenen Mitglieder der Gesellschaft für Vorgeschichte am Donnerstag vormittag auf einem Rundgange durch die Stadt Wahrzeichen der Frankfurter Kulturgeschichte: Universität, Reformierte und Unterkirche, Marienkirche, Rathaus und Museum. Die Universität, die jedoch einst nur das juristische Kolleg beherbergte, hat von ihrem ehemaligen Schmuck nur noch das freilich erst barocke Giebeldreieck und das Portal; sie und der noch spätgotische Giebel der alten Franziskaner-Klosterkirche (Unterkirche) bilden abschließende Ruhepunkte der Kollegienstraße, die in der von der Neuzeit noch unberührten Stilreinheit ihrer Empire- und Biedermeierfassaden in Frankfurt einzig dasteht. In der Oberstadt galt es den Besuch der Marienkirche, deren Wiederherstellung in der Hand eines feinfühligen Nachschöpfers ruhen zu wissen für jeden Ästheten eine Beruhigung sein muß. In feinsinnigem Verständnis wies Dr. Berger-Schäfer auf die Einzigartigkeiten des Baues, mit dem in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen wurde, hin, in der Gesamtanlage und in einzelnen Teilen: auf die wundervollen Stern- und Netzgewölbe des Nordschiffs, die großen Ausmaße des dreischiffigen Chores, die jetzt zur Taufkapelle umgebaute Nordkapelle, eine Stiftung Karls IV. aus dem Jahre 1376, die Sakristeiräume mit ihren Sterngewölben und deren seit der Erbauung (1521) erhaltene farbenprächtige Malerei sie zu einer Sehenswürdigkeit der Mark macht. Würdig schloß sich die Besichtigung der Gerichtslaube (wegen der romanischen Anklänge in den Pfeilerbasen noch vor 1270

anzusetzen), das Standesamtszimmer mit seinen humorvoll-sinnbildlichen Wandmalereien an. Im Stadtverordnetensitzungssaale fand eine Begrüßung durch Oberbürgermeister Dr. Trautmann und Stadtschulrat Kretschmann statt, die der Vorsitzende der Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Kossinna, mit einigen praktischen Anregungen erwiderte. (Finanzielle Unterstützung der Museumsgesellschaft, Anstellung eines Konservators.) Eine Führung durch das Museum gab den verschiedensten Interessen Stoff zur Anregung. Besonders Geheimrat Kossinna nahm aus der prähistorischen Abteilung manche Anregung mit zu seiner Arbeitsstätte. — Beim Mittagsmahle im Zivil-Kasino begrüßte M. M. Lienau die Gesellschaft in längerer Ansprache, die patriotisch ausklang in herzlichste Wünsche für das weitere Gedeihen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte: „die an hervorragender Stelle dazu berufen sei, daran mitzuwirken, daß wir wieder werden „ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr". Bei heiterem Himmel verlief am Nachmittag der Ausflug nach dem Lossower Burgwall. Die Gäste, denen sich zahlreiche Frankfurter angeschlossen hatten, genossen von den Tzschetzschnower Bergen einen schönen Ausblick auf das Odertal. Am Ostrande des Burgwalles sammelten sich die Teilnehmer um Rektor Pohlandt, der die Wallanlage kurz beschrieb und so hinleitete auf den eingehenden Vortrag unseres Altertumsforschers M. M. Lienau. Indem Lienau die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft und ihre zum Teil auseinandergehenden Meinungen zusammenfaßte, sagte er (laut einem unter seiner Redaktion verfaßten Zeitungsreferat von Fr. Schilling) etwa folgendes:

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß südlich vom Burgwall in 1 km Entfernung Urnen (Grab- und Beigefäße) der frühesten Eisenzeit gefunden wurden vom Göritzer Typus, also aus der Zeit von 800 bis 500 v. Chr. Ebenso liegt westlich, nach Lossow zu, ein spät-bronzezeitliches Urnenfeld mit Auritzer Keramik (1000 bis 800 v. Chr.). Was die etwa nach 1200jähriger Verödung des Walles einsetzende slawische Besiedlung anlangt, so reicht sie von etwa 700 bis 1000 n. Chr., denn, wie Professor Dr. Götze festgestellt hat, fehlt die spätslawische Keramik. Ein steinernes Götterbild, das dieser Besiedlung angehören soll, wurde bis 1826 in der Marienkirche aufbewahrt. Über jenes spätbronzezeitliche Urnenfeld ist nach Götze[1]) folgendes zu sagen: „Teile dieses Gräberfeldes wurden anscheinend beim Bau des benachbarten Burgwalles zerstört, wobei Gegenstände aus den Gräbern mit der zur Aufschüttung des Walles benutzten Erde dorthin gelangten." Diese Funde von Auritzer Keramik im Wall selbst legten natürlich die Ansetzung der Erbauung in die jüngere Bronzezeit, 1000 bis 800 v. Chr., nahe, während Götze seine

[1]) Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. Berlin 1920. S. 34.

Erbauung vielmehr eher in die älteste Eisenzeit setzen möchte, auf Grund von im inneren Wallbezirk gefundener Göritzer Keramik. Auf Grund der Grabung, die 1919 im Auftrage des Berliner Völkermuseums von den Herren Dr. Agahd, Dr. Hutloff und Rektor Pohlandt durchgeführt wurde, ist Lienau dagegen der Ansicht, daß zwar die Benutzung des Walles hauptsächlich in die Früheisenzeit (800 bis 500 v. Chr.), seine Erbauung aber noch etwa 100 Jahre vor Schluß der Bronzezeit, um 900, fällt. Er hat dann von etwa 900 bis 500 v. Chr. in Benutzung gestanden und reicht noch mit einer Zeitspanne von etwa 100 Jahren in die Auritzer Periode hinein; das Vorkommen von Auritzer Keramik ist dann auch ungezwungen erklärt. Als Träger der Kultur, der die Burgwallfunde angehören, kommen nach Kossinnas und Götzes übereinstimmenden Forschungen nicht die Germanen in Frage, sondern ein Volk, das Kossinna den Illyriern zurechnet und welches die Lausitzer Kultur geschaffen hat. Nur wenige Gelehrte sind mit Schuchhardt der Meinung, daß die Germanen die Träger der Lausitzer Kultur und damit die Erbauer des Walles seien; nach der vorherrschenden Ansicht sind die Germanen erst etwa 100 Jahre v. Chr. aus den nördlichen ins südliche Brandenburg gekommen und es liegen, was zu betonen ist, aus der Zeit der germanischen Besiedlung (Latène- und Kaiserzeit) nach Götze aus keinem einzigen der zahlreichen Burgwälle der ganzen Mark Hinterlassenschaften germanischer Kultur vor. Auch die 1919 in brunnenähnlichen Schächten gemachten Schädelfunde können vorstehende Stellungnahme zur völkischen Frage nicht erschüttern. Geheimrat Schuchhardt[1]) hält zwar 10 von den 22 gefundenen Schädeln für germanisch, aber erstens müßten einmal die übrigen 12 Schädel, von denen ein großer Teil, wenn nicht alle, aus Bruchstücken zusammenzusetzen ist, noch untersucht werden, und zweitens könnten es, da es sich hier wahrscheinlich um einen Opferkult handelt, sehr wohl Schädel von Feinden sein. Seine Stellung zu der Frage nach dem Zweck der Anlage hat M. M. Lienau in seiner „Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. O." (Leipzig, Kabitzsch 1921) klargelegt: „Mit diesem (seit der niederschlagreicheren Eisenzeit) regeren Flußverkehr möchte ich in Zusammenhang stellen die Anlage des Lossower Burgwalls ....., nämlich (nicht nur als Fliehburg), sondern auch als eine Station zur Überwachung des Flußverkehrs (Zollstation), die sich bald nebenher zur Kultstätte entwickelte." Es wurden nämlich 1919 bei der Rückverlegung der westlichen Eisenbahnböschung 19 brunnenähnliche Schächte aufgefunden mit einer oberen Weite von 1,20 m, einer unteren von 0,80 m und einer Tiefe von 5—6 m. Einige dieser runden Schächte waren bis zu $2^1/_2$ m mit Tier- und Menschenknochen gefüllt. „Mag nun auch" — so bemerkt Lienau —

[1]) Nach seinem Festvortrag zur 50. Jahresfeier der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1919.

„ein großer Teil der brunnenähnlichen Schächte dauernd einem anderen Zweck gedient haben, mag ein anderer Teil ursprünglich einen anderen Zweck gehabt haben, so halte ich daran fest, daß es sich bei denen, die zum Teil erstaunliche Mengen von Tier- und Menschenknochen enthielten, um die auf uns gekommenen Zeugen eines rauhen und grotesken Opferkultes handelt, dem unter anderem auch eine ganze Reihe von Rind- und Pferde-(Hengst-) Schädeln zugehören". Auch Geheimrat Schuchhardt, der anfänglich an Brunnenanlagen gedacht hat, ist jetzt zu dieser Überzeugung gelangt. Von den Funden befinden sich in Berlin lediglich die Knochenfunde, während die übrigen, besonders die keramischen Funde, noch hier unbearbeitet im Realgymnasium stehen. Es ist zu wünschen, daß das Berliner Völkermuseum mit dieser hochbedeutsamen Veröffentlichung bald herauskommt.

Nach Beendigung des Vortrages stiegen die Versammelten von der Höhe der „Steilen Wand" (20—30 m über der Oder) zum Oderstrom hinab, um sich in der nicht ungefährlichen Enge zwischen Fluß und Wand durch Herrn Bergrat Dr. Heß von Wichdorff über die „Steile Wand" belehren zu lassen: sie ist eine Grundmoränen-Bildung, die andauernd durch Wurzelwerk zum Absturz gebracht wird. An der derzeitigen Fluß-Fassade der Wand waren noch allerhand Einzelheiten zu beobachten, so ein großer Feuerstein und interessante freihängende Wurzelbildungen.

Der Rückweg führte über die Wiesen zur romantisch gelegenen Buschmühle, wo der Ausflug seinen Abschluß fand. Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Kossinna faßte die Eindrücke zusammen in einem Schlußwort, das in einen Dank an Herrn Dr. Berger-Schäfer und an Herrn Lienau für die mühevollen Vorbereitungen ausklang.

M. M. Lienau.

Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.

Von Bergrat Dr. Heß von Wichdorff, Berlin.

Mit 1 Karte und 1 geologischem Profil im Texte.

In der nächsten Umgebung der Dörfer Ehringsdorf und Taubach, südöstlich von Weimar, wie auch in einigen Teilen dieser Stadt selbst und ihrer südlich angrenzenden Parkanlagen sind schon seit langer Zeit einige ausgedehnte und mächtige Kalktuffvorkommen bekannt und werden ihrer technischen Vorzüge halber seit vielen Jahren als Bausteine und zum Baukalk-Brennen abgebaut. Diese Kalktuff- oder Travertinlager begleiten das Tal der Ilm und liegen zu beiden Seiten der alluvialen Ilmaue auf höher gelegenen Gehängestufen. Trotz ihrer teilweise großen Ausdehnung sind die verschiedenen Vorkommen deutlich voneinander getrennt. Niemals haben sie, wie dies zeitweise irrtümlich angenommen worden ist, früher zusammengehängt und sind etwa erst durch die weitere Erosion des Ilmtales voneinander getrennt worden. Vielmehr haben sich alle diese Ablagerungen einzeln und voneinander unabhängig unter den gleichen geologischen Umständen gebildet.

Die Kalktuffvorkommen bilden weithin sichtbare, ganz flach geneigte Flächen und fallen in einem felsigen Steilhang zur jetzigen Talaue ab. Bei diesem anscheinend terrassenähnlichen Auftreten in der Landschaft lagen falsche Schlüsse über einen etwaigen Zusammenhang der Oberfläche der Kalktufflager mit den höheren, also älteren Flußterrassen des Ilmtales recht nahe, mit denen die Entstehung des Kalktuffs gar nichts zu tun hat. Auch konnten derartige irrige Vergleiche zu falschen Annahmen hinsichtlich des geologischen Alters der Ehringsdorf-Taubacher Kalktuffablagerungen führen. Zur richtigen Beurteilung der Geologie dieser Vorkommen muß man daher zunächst den Ausdruck „Terrasse“ für die Oberfläche des Travertins gänzlich ausschalten.

Wie sind nun diese Kalktuff- oder Travertin-Lager entstanden? Es sind ausgesprochene Quellenablagerungen, Absätze kalkreicher Quellen. Überall, wo aus den Muschelkalkbergen Quellen hervorbrechen, haben die ursprünglich reinen Regenwässer auf ihrem unterirdischen Sickerwege auf Klüften und Spalten reichlich Kalk gelöst und in sich aufgenommen. Dieser Kalkgehalt bleibt so lange in gelöster Form im Quellwasser enthalten, so lange es unterirdisch sickert und fließt. Sobald diese Wässer als Quelle aber zutage treten, sobald das kalkreiche Quellwasser mit der atmosphärischen Luft in Berührung tritt, fällt der Kalkgehalt wieder aus, inkrustiert Pflanzen, Blätter und Bachgerölle und scheidet sich als Kalktuff oder Travertin, also als Quellenkalkstein, wieder aus. Man kann diesen Vorgang in den Tälern im Muschelkalkgebiet Thüringens unendlich oft beobachten. Vielleicht am deutlichsten bei Neidschütz südlich Naumburg, wo eine solche Quelle im Muschelkalk sich einen langen unterirdischen, schmalen Höhlenweg ausgelaugt hat und mit gelöstem Kalk gesättigt in einem Tälchen oberhalb Neidschütz zutage tritt. Nach kurzem Laufe in der freien Luft hat sich der Kalkgehalt ausgeschieden und bildet nun ein breites Kalktufflager in der Aue des Dorfes Neidschütz, ein Vorkommen, das an Größe und Mächtigkeit dem ausgelaugten Höhlenraume des Höhlenflusses und der vorher auf Klüften und Spalten gelösten Kalkmenge etwa entsprechen dürfte.

Die Anschauung, daß der Travertin oder Kalktuff sich nur aus kalkhaltigen Quellen absetzen kann, nie auf andere Weise, ist schon alt. Bereits im Jahre 1876 hat der ausgezeichnete Geologe A. Jentzsch [1]), der stets ein ungemein sorgfältiger geologischer Beobachter gewesen ist, den Satz ausgesprochen, daß Kalktuff nur als Absatz kalkreicher Quellen sich bilden kann, während andererseits in Seen nur weicher, zerreiblicher Seekalk (Wiesenkalk) sich abzusetzen pflegt. Vielfältige Erfahrungen haben diesen Fundamentalsatz als durchaus richtig erwiesen, der denn auch zahlreichen norddeutschen Geologen längst in Fleisch und Blut übergegangen ist. In Norddeutschland findet man den weichen Wiesenkalk nur im Untergrunde verlandeter (vertorfter) Seebecken und auf älteren Seeterrassen, den festen porösen Kalktuff nur an den Gehängen quellenreicher Täler.

So findet man denn in den geologischen Formationen, die Landablagerungen darstellen, z. B. bereits im Rotliegenden [2]), gelegentlich derartige Kalktufflager und in allen jüngeren terrestrischen Ablagerungen bis zur Jetztzeit. Zu allen Zeiten haben eben aus Kalksteingebieten entstammende kalkreiche Quellen Kalktuff-Vorkommen abgesetzt.

---

[1]) A. Jentzsch, Die geologische Durchforschung der Provinz Ostpreußen im Jahre 1876.

[2]) Z. B. bei Schweinhaus bei Boltenhain (in Schlesien) und in der Umgebung von Krakau.

Weimar
W e b i c h t
Exerzier-Platz
Oberweimar
Ehringsdorf
Belvedere
Taubach
Böckels-B.
Fasanerie
Pulverhs.
Baracken
Erlenkeller
Römisches Hs.
Villa Voigt
Fuchsenburg
Gut
Bhf
Kp
Kas.
Goethes Gartenhs.
Latrinenbassin
Merkstr.
Zgl
Walk-M.
Schwanen-T.
St. Br.
B.W.
Whs.
N.P. 278,3
N.P. 282,6
N.P. 278,1
219,1
206,1
267
254,5
281,7
289,9
252,9
250,1
272,4
344,1
220,1

Will man nun ein Bild von dem Entstehungsvorgang der Travertinablagerungen von Taubach, Ehringsdorf und Weimar gewinnen, so muß man die noch heute sich bildenden ähnlichen Absätze von Quellen näher betrachten. Es sind dies einmal die sog. Quellmoore und Gehängemoore, die sich namentlich in Norddeutschland auf mehr oder minder kalkarmen Quellen aufbauen und andererseits die reinen Kalktufflager, die sich aus kalkreichen Quellen absetzen. Freilich finden sich oft beide Formen nebeneinander auf derselben Lagerstätte. Infolgedessen ist die Kenntnis auch der Quell- und Gehängemoore für die Erklärung der mannigfachen Erscheinungen innerhalb der älteren Kalktuff- oder Travertinvorkommen von Wichtigkeit. Der althergebrachte geologische Ausdruck Quell m o o r und Gehänge m o o r trifft eigentlich [1]) nur auf Ablagerungen von kalkfreien und recht kalkarmen Quellen zu, die einen Aufbau lediglich aus verschiedenen Moorbildungen aufweisen. Der Verfasser hat aber bereits in seinen beiden Arbeiten [2]) und [3]) über norddeutsche Quellmoore dargetan, daß auch bei den verhältnismäßig nicht sehr kalkreichen Quellen Norddeutschlands die Quellmoore aus oft recht starken, manchmal sogar vorwiegenden Schichten von bröckligem Kalktuff in Wechsellagerung mit schwärzlichgrauem Moormergel (Riethboden) aufgebaut sind. Vielfach sind in letzteren Schichten, die augenscheinlich ehemalige feuchte Oberflächenbildungen darstellen, die Baumstämme und Wurzelstöcke von Birken, Erlen und Kiefern nebst unzähligen Haselnußfrüchten -- auch in den tieferen Schichten der Quellmoore — in ursprünglicher Lage enthalten. Manchmal ist die Moormergelbank ganz durchsetzt mit senkrechten Schilf- und Rohrwurzeln, ein vollkommener Röhrichtboden. Auch ist hier und da ein schmales Bänkchen eingelagert, das sich durch Reichtum an bestimmten Schneckenarten auszeichnet. Nicht selten findet man auch unregelmäßige Zwischenschichten eingelagert, die aus Sand und Ton bestehen, also von mechanischen Einschwemmungen durch die Quellen herrühren. Die Quellen treten teils seitlich von den Gehängen, teils von unten aufsteigend und das ganze Quellmoor durchziehend auf. Solche Quellmoorhügel gleichen einem vollgesogenen Schwamme und auf ihrer Oberfläche finden sich kleine, fußlange Wassertümpel, Sumpfpflanzen und Moose. Die einzelnen Schichten der Quellmoore stellen verschiedene Wachstumsstufen dar. Die schwärzlichgrauen Moormergelbänke mit ihren zahlreichen Baumwurzeln und Baumstämmen lassen sich in Verbindung mit ihrem humosen Charakter unschwer als frühere Oberflächen der Quellmoore erkennen. Die Quellen sind sehr

[1]) Die kalkreichen Quellmoore Masurens sind demnach Übergangsgebilde zwischen den reinen Quellmooren und reinen Kalktufflagern. Es ist bedauerlich, daß die geologische Terminologie hierfür keine passende Bezeichnung kennt.

[2]) H. Heß v. Wichdorff und P. Range, Über Quellmoore in Masuren (Jahrb. der Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1906, Bd. 27, S. 95—106).

[3]) H. Heß v. Wichdorff, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland (Jahrb. der Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1912, Bd. 33, S. 319—341).

beweglich und wechseln häufig ihre Austrittsstellen. Bei zeitweiser Verlegung der Quellstellen entstehen Moormergel und teilweise trockene Stellen, bei örtlicher Stagnation des Wassers Röhrichtboden. Nehmen die Quellen wieder ihren alten Lauf, so geht die Trockenvegetation zugrunde und neue Kalktuffablagerungen setzen sich darüber ab. Solange ein Quellmoor noch lebt und weiter wächst, pflegen die Quellwässer bis ungefähr zur Oberfläche zu zirkulieren. Ein totes Quellmoor fällt zunächst der Versumpfung und dann der oberflächlichen Vertorfung anheim. Die Konchylienfauna der masurischen Quellmoore besteht aus 18 Arten Landschnecken, 5 Arten Süßwasserschnecken und 2 Arten Süßwassermuscheln, die auf die verschieden entstandenen Schichten und ihre wechselnden Lebensbedingungen sich verteilen. Der Kalktuff der masurischen Quellmoore enthält in seiner chemischen Zusammensetzung 79% bis 92,3% kohlensauren Kalk; der Moormergel 49,9% bis 62,2%. Der Kalktuff in diesen jugendlichen Quellmooren des deutschen Ostens ist ein lockerer, bröckeliger, von Wasser ganz durchzogener Travertin, nur an wenigen Stellen, wie im Lenkuktale, trifft man neben vorwiegenden bröckeligen Kalktuffbänken zuweilen festen, dichten Travertin als schwache Gesteinsbank von einem Gehalt von 92,3% kohlensaurem Kalk an. Die mechanischen von den Quellen eingeschlämmten Sand- und Ton-Einlagerungen sind sehr unregelmäßig verteilt und finden sich bei den zentral aufsteigenden Quellen häufig in der Mitte der Quellmoore. Aber auch die Einzelschichten der masurischen Quellmoore führen häufig eingeschlämmten, feinverteilten Sand und Ton, und zwar in einer Menge von 1,2% bis 18,9%.

Die sog. Gehängemoore sind ihrer Entstehung nach weiter nichts als ebenfalls Quellmoore. Beide unterscheiden sich nur durch ihren morphologischen Charakter. Die Quellmoore bauen sich unmittelbar über oder neben dem Quellpunkt als ein flacher Hügel auf, während die Gehängemoore auf lange Strecken am Fuße eines Steilrandes oder Bergrückens, wo ein stärkerer Grundwasserhorizont oder eine größere Anzahl von Quellen von der Erosion bloßgelegt sind, flächenhaft entlang ziehen und mit schwacher Neigung dem Talgehänge unterhalb des Quellenhorizontes sich anschmiegen. Quellmoore verdanken also meist einer einzigen Quelle, Gehängemoore einem bloßgelegten Grundwasserhorizont oder einer größeren Anzahl von Quellen ihre Entstehung. Da die älteren ausgedehnten Kalktuff- oder Travertinvorkommen in der Regel auch von einer größeren Anzahl von Quellen abgesetzt sein werden, die längs des Fußes des Bergrückens auf Spalten und Verwerfungsklüften emporgedrungen sind, ist ihre Ablagerung unter den gleichen Verhältnissen und äußeren Formen erfolgt, wie kalkfreie Quellen unter den gleichen Umständen Gehängemoore bilden. So entstanden als Oberflächenformen der Travertinlager des Ilmtales jene oben erwähnten, weithin sichtbaren, ganz flach geneigten Flächen mit ihrem scheinbar terrassenähnlichen Auftreten in der Landschaft, die mit felsigem Steilhang zur jetzigen Talaue abfallen.

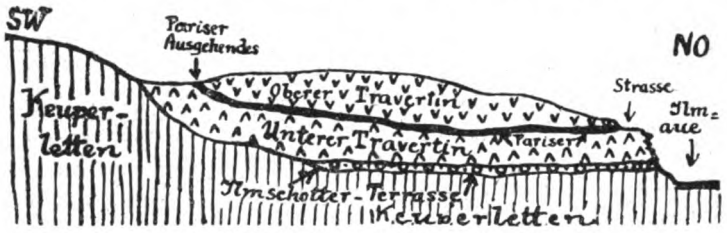
Wir erkennen also bereits aus der Beschaffenheit des Gesteins als Kalktuff und aus der äußeren Form der Ablagerung, daß die Travertinvorkommen des Ilmtales lediglich starken kalkreichen Quellen ihre Entstehung verdanken. Die folgende Schilderung des inneren Aufbaues der einzelnen Travertinlager der Umgegend von Weimar wird diese Anschauung erhärten und völlige Analogien zum Bau der heutigen kalktuffreichen Quellmoorbildungen Masurens auch in Einzelheiten bringen. Gänzlich unhaltbar ist aber die bereits früher mehrfach verfochtene Annahme einer Ablagerung des Travertins in einem Binnensee [1]), die zuletzt in der Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft am 1. November 1916 erneut vertreten wurde. Daß gerade A. Jentzsch [2]), der vierzig Jahre vorher die Entstehung der Kalktufflager aus Quellenablagerungen wohl als erster erkannt und klar ausgesprochen hatte, in hohem Alter seiner eigenen Theorie untreu wurde, bleibt recht bedauerlich. Die wenigen schwachen und bald auskeilenden Charabänke im Travertin, die diesen Umfall veranlaßt haben, lassen sich zwanglos als kleine, mit Characeen bewachsene Wassertümpel erklären, die in dem von den Quellen überrieselten damaligen Ilmgehänge sich gebildet hatten. Solche wannenförmigen Vertiefungen zeigt z. B. der Kalktuff von Mühlberg in Thüringen, der von der starken Springquelle abgesetzt worden ist. Dort haben starke Frühjahrswässer Gehängegerölle mitgerissen und auf der Oberfläche des Travertins größere wannenartige Strudellöcher ausgewaschen. Dasselbe kann sehr wohl auch bei Ehringsdorf geschehen sein, weisen doch die gar nicht so seltenen kurzen Zwischeneinlagerungen von eingeschwemmten Gehängegeröllen innerhalb des Travertins sogar auf eine öftere Wiederholung dieser Vorgänge hin.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner *der innere Aufbau der Travertinlager* von Ehringsdorf, Taubach und Weimar. Bei einem flüchtigen Besuche der Steinbrüche an diesen drei einzelnen Vorkommen wiegt der Eindruck der mächtigen kompakten Felsbänke vor; die Herstellung der Bausteine in den Steinbrüchen läßt den Gedanken eines im einzelnen recht fesselnden Aufbaues der Lagerstätten zunächst nicht aufkommen. Nur eine scharf sich abhebende Bank, die sowohl in dem jetzt verlassenen Bruch von Ulle in Weimar als in sämtlichen Steinbrüchen im Ehringsdorfer Travertingebiet vorliegt, dagegen bei Taubach überhaupt nicht auftritt, fesselt von Anfang an den Beschauer, da sie die Travertin-Ablagerung augenfällig in

[1]) Ganz unverständlich ist die Annahme der Bildung eines Binnensees; erst soll das Ilmtal bis zur unteren Terrasse erodiert sein (— sonst ist der Ilmkies im Liegenden des Travertins nicht zu erklären —) und dann soll sich im Ilmtal lokal ein so hochgestauter Binnensee plötzlich gebildet haben, der so mächtige Kalktufflager abgesetzt haben soll? Das ist geologisch unmöglich.

[2]) A. Jentzsch, Über die diluvialen Kalktuffe von Ehringsdorf bei Weimar (Zeitschr. der deutsch. Geolog. Ges. 1916, Bd. 68, Monatsber. S. 179—180).

zwei Abteilungen — in einen oberen und einen unteren Travertin — scheidet. Es ist die ¾—2 m mächtige Bank des sog. „Pariſers" (verderbt aus „poröſer" Kalktuff), eine trocken hellgelbe, in feuchtem Zuſtande lehmbraune bis teilweiſe tiefbraune, ſtellenweiſe auch grünliche Schicht. Sie beſteht vielfach ganz aus einem krümeligen, mehr oder minder fetten Lehm, der ſtreckenweiſe meiſt unregelmäßig begrenzte, bizarr geſtaltete Travertin-Einlagerungen führt. Infolge dieſer Travertingemengteile ergeben die chemiſchen Analyſen des Pariſers einen Kalkgehalt von 59 bis 65,8%. Vielfach führt er Flußgerölle, die aus höher gelegenen Gehängelehmablagerungen herrühren, wie auch weitere lokale Geröllezonen über dem Pariſer nicht ſelten ſind. Der Pariſer teilt ſich in einigen Brüchen in zwei ſchwächere Bänke, die 1½ bis 3½ m übereinander liegen. Die obere dünnere Bank wird gemeinhin als „Über-Pariſer" (beſſer: Oberer Pariſer) bezeichnet. Im allgemeinen zeigt der Pariſer nach dem Ilmtal zu eine ſchwache Neigung und ſteigt alſo



Profil der Travertinablagerung bei Ehringsdorf.

nach dem Ausgehenden des Travertinlagers zu am Berganſtiege nach Belvedere überall an. Die äußerſten Steinbrüche längs dieſes Ausgehenden laſſen deutlich das ſchnelle Auskeilen des Pariſers erkennen, der zutage ausgeht, wodurch der obere Travertin vorher ebenfalls auskeilt. Ebenſo wird der Pariſer nach der Ilmaue zu plötzlich ſchwächer und keilt am Steilhang des Ilmtales aus, ſo daß die am Steilgehänge der heutigen Ilmaue hervortretenden Kalktuff-Felſen unteren Travertin darſtellen. Die Entſtehung des Pariſers von Ehringsdorf iſt ſeit Jahren viel umſtritten. Der Umſtand, daß er nach dem Berge zu überall zutage ausſtreicht und mit den Gehängelehmen und Ilmſchotterreſten der älteren höheren Ilmterraſſen in unmittelbare Beziehung tritt, macht ſeine Herkunft aus Umlagerungen und Abſchlämmungen jener Gehängelehme in hohem Grade wahrſcheinlich. Überhaupt zeigt ſich eine merkwürdige, bisher nicht beachtete Ähnlichkeit zwiſchen der Beſchaffenheit des Pariſers und jener Gehängelehmſchicht im Hangenden des Travertins in dem oberſten kleinen Steinbruch am Triftweg nach Belvedere (Herrn Haubold gehörig), wo man ſtellenweiſe reine Gehängelehmſchichten, ſtreckenweiſe losgelöſte Travertinblöcke darin und ſchließlich ſchmale, von den höheren Gehängen eingeſchwemmte Ilmſchotterreſte inmitten der Gehängelehmab-

lagerung umgelagert beobachten kann, kurz dasselbe Bild, wie es der Pariser, nur durch den Druck des oberen Travertins einheitlich gepreßt, darbietet. Um den Vergleich völlig zu schließen, zeigt auch der Pariser überall an seiner Oberfläche eine deutliche dunkle Humifizierung, wie sie ebenso die Gehängelehmschicht in jenem kleinen Steinbruch am Triftweg an der Oberfläche aufweist. Demnach erscheint der Pariser als ein wichtiger Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte des Ehringsdorfer Travertinlagers. Nach dem völligen Absatz des unteren Travertins ist unter bisher nicht sicher festgestellten Umständen — sei es durch klimatische Einflüsse, sei es durch Naturereignisse — das ganze Gebiet des Ehringsdorfer unteren Travertinlagers trocken gelegt worden. Von den höheren Gehängen herabgeschwemmte Gehängelehme und Flußschotter der höheren Ilmterrassen verschlämmten — allmählich oder plötzlich, das ist noch ungeklärt — die kalkreichen Quellen und verschütteten die Austrittsstellen der Quellen, die sich nun andere unterirdische Wege suchen mußten. Der weitere Absatz von Kalktuff war auf lange Zeiten völlig unterbunden. In diesen vielleicht lange währenden Zeiten, die möglicherweise mit besonderen klimatischen Verhältnissen zusammenfallen, bildete nun der Gehängelehm — der heutige Pariser — die Oberfläche dieser Talstufe in völligem Zusammenhang mit den höhergelegenen Gehängelehmen und Ilmschotter — Terrassenresten, deren Abschlämmungs- und wiederholtes Umlagerungsprodukt er ursprünglich darstellte. Pflanzenwuchs siedelte sich schließlich auf ihm an und schuf seine humose Deckschicht, die noch heute als humifiziertes dunkles Band an seiner Oberfläche wahrnehmbar ist. Es bewahrheitet sich demnach, was der Verfasser bereits im Jahre 1912 betonte [1]), allerdings damals noch in einem weniger fortgeschrittenen Zusammenhange, daß der Pariser ein deutliches Trockenstadium in der Entwicklungsgeschichte des Ehringsdorfer Travertinvorkommens darstellt, denn vor und nach seiner Entstehung war Ehringsdorf ein von zahlreichen kalkreichen Quellen durchrieseltes, vorwiegend nasses Gelände.

Wie kommen nun der erwähnte hohe Kalkgehalt und die geschilderten bizarren langgestreckten, unregelmäßigen Kalktuffeinlagerungen in den ursprünglichen Gehängelehm des Pariser? Wenn man sich in dieser meines Wissens bisher nie gestellten Form dem Problem nähert, verliert es plötzlich seine Schwierigkeiten und die heiß umstrittene Frage des Pariser klärt sich überraschend einfach. Man erkennt klar, daß hier nur eine spätere Umwandlung des ursprünglichen Gehängelehms vorliegt, daß eine dauernde Durchsickerung und Durchsinterung desselben mit den Kalksinterlösungen bei Beginn der Bildung des oberen Travertins stattfand, genau in derselben Weise, wie der ursprünglich lockere Ilmkies im Liegenden des unteren Travertins, z. B. in den Parkanlagen zwischen der Falkenburg und Weimar am Steil-

[1]) H. Heß v. Wichdorff, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland (Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1912, Bd. 33, S. 319—341).

gehänge an der heutigen Ilmaue (vor allem in der Umgebung des Römischen Hauses) und ferner in dem früheren Ulleschen Steinbruch in Weimar, später durch Infiltration von Kalksinterlösungen bei Beginn der Bildung des unteren Travertins zu einem festen Sinterkonglomerat verfestigt worden ist. Während der Kies nun eine sehr durchlässige Ablagerung ist, die leicht in ihrer ganzen Masse versintert werden konnte, ist der Gehängelehm dagegen nur recht schwer durchlässig, so daß er nicht in allen Teilen und ebensowenig gleichmäßig umgewandelt werden konnte. Der Gehängelehm wurde von der eingesickerten Kalksinterlösung zwar allmählich vollkommen durchweicht und durchzogen. Infolge der geringen chemischen Verwandtschaft und der Feinkörnigkeit des Geschiebelehms konnte sich die eingesickerte Kalksinterlösung nur konkretionär im Gehängelehm wieder ausscheiden. Damit erklären sich auch die bizarren Formen und unregelmäßigen Umrisse der Travertineinlagerungen im Gehängelehm des Pariser, die eben nur als Konkretionen innerhalb des Gehängelehms geologisch erklärlich sind. Mit dieser neuen Anschauung sind die Einwände, die seinerzeit gegen die Natur und die Bedeutung des Pariser als wichtiger Grenzhorizont erhoben worden sind, hinfällig geworden. Der Pariser ist und bleibt, wie das geologische Taktgefühl dem unvoreingenommenen Beschauer schon bei den ersten Studien in Ehringsdorf verrät, ein grundlegender Faktor in der Entwicklungsgeschichte des Travertinvorkommens von Ehringsdorf. Es gilt nun, durch sorgfältige und eingehende biologische Einzelstudien der verschiedenen Schichten, ihrer Fauna und Flora die Geschichte des Ehringsdorfer Travertins zu erforschen. Diese außerordentlich wichtige und umfangreiche Arbeit wird seit Jahren durch W. Soergel in musterhafter Weise durchgeführt, dessen Ansichten im allgemeinen mit den meinigen durchaus übereinstimmen. Soergels Forschungen werden in naher Zukunft die Bildungsvorgänge der verschiedenen Schichten, ihre Fauna und Flora und ihre klimatische Bedeutung klar erkennen lassen und damit auch die Rolle des Pariser endgültig festlegen.

Für den inneren Aufbau der Travertinvorkommen dieser Gegend sind aber nicht nur der Pariser und die mächtigen, zur Bausteingewinnung benutzten festen Werksteinbänke von Bedeutung, sondern auch die an Mächtigkeit ganz zurücktretenden, untergeordneten, abweichenden Zwischenlagen. Gerade ihnen ist in genetischer Beziehung nicht geringe Wichtigkeit beizumessen. Vor allem sind in dieser Richtung die Flußgerölle- und Schotterzonen zu erwähnen, die sporadisch, namentlich einige Meter über dem Pariser, oft bis ½ m Mächtigkeit auftreten und in vielen Aufschlüssen regelmäßig wiederkehren. Sie stellen ebenso wie der Pariser mechanische Einschlämmungen von den höher gelegenen Gehängen dar, wo Ilmschotter führender Gehängelehm und alte Ilmschotter-Terrassenreste stark verbreitet sind. Sie beweisen eben, daß neben dem reinen chemischen Kalkabsatz der kalkreichen Quellen gelegentlich auch seitlich von den höherliegenden Talstufen mechanische Ein-

schlämmungen stattfanden, ganz in derselben Weise, wie dies, wie oben erwähnt, noch heute bei den masurischen Quellmooren geschieht. Ebenso häufig sind schmale, bald auskeilende Schichten und Schmitzen von schwärzlichgrauem Moormergel mit vielen Schneckenschalen, die zwischen den festen Werksteinbänken inneliegen. Bei Ehringsdorf treten diese Moormergelbänkchen sehr zurück, bei Taubach sind sie sehr häufig und auffällig, und im Inneren der Stadt Weimar treten sie stellenweise vorwiegend auf und drängen die eigentliche Kalktuffbildung stark zurück, wie z. B. beim Bau des neuen Goethe-Schiller-Theaters in Weimar zu beobachten war, wo der seit 100 Jahren dort bekannte Travertinfelsen sich nur als ½ m mächtig herausstellte und von viele Meter mächtigen schwärzlichgrauen Moormergelablagerungen unterlagert ist, die den Bau eines Pfahlrostes für das schwere neue Gebäude erforderten. Gleiche, ebenfalls stärkere Moormergelschichten haben vor kurzem die Kanalisationsarbeiten in der Nähe der katholischen Kirche ergeben. Auch hier zeigt sich, daß die kalkhaltigen Quellen nicht lediglich reinen Kalktuff (Travertin) abgesetzt haben, sondern auch in dieser Gegend mehr oder minder starke Moormergel-Zwischenmittel ablagern, eine Analogie zu den masurischen Quellmooren. Gelegentlich beobachtet man auch in den Moormergellagen zentimeterstarke rotbraune eisenschüssige Ortsteinbänkchen und schwarze Manganbänder. Daß die Quellen stellenweise einen geringen Eisengehalt und Mangangehalt in den Kalktuffen abgesetzt haben (letzteren als Wad), ist übrigens aus der ältesten Travertinliteratur [1]) bekannt.

Das geologische Alter der Travertinablagerungen des Ilmtales ist infolge der wenig charakteristischen hängenden und liegenden Schichten der Kalktufflager recht schwierig zu beurteilen. Die nur stellenweise vorhandene Bedeckung des Travertins mit jüngeren Schichten zeigt nur vielfältig umgelagerten, von den Berghängen herabgeschlämmten Gehängelehm mit unregelmäßigen Zwischenlagen von ebenfalls aus dem Gehängelehm ausgewaschenen und teilweise von höheren Talstufen herabgeschlämmten älteren Ilmschottern (Porphyrit- und Muschelkalkgerölle). In Fischers Bruch und in der benachbarten Ecke des Hauboldschen Bruches ist unter einer gelben Gehängelehmschicht zunächst eine Geröllebank umgelagerter, von den umliegenden Berggehängen stammender älterer Ilmschotter vorhanden und darunter eine tiefdunkelbraune, ganz unten tiefschwarz werdende, muldenförmige Ablagerung von feinsandigem Magerton, die recht wahrscheinlich einen vielfach umgelagerten und von oben her eingeschwemmten Löß darstellt. Echter Löß an natürlicher Lagerstätte ist in den bisherigen Aufschlüssen nirgends beobachtet worden. Das Hangende stellt demnach nur jüngere Abschlämmungen von den höheren Talstufen dar und gibt keinen Anhalt für seine Altersbestimmung. Etwas klarer ist das Liegende

[1]) Sartorius, Geognost. Merkwürdigkeiten von Weimar. (Voigts Magazin f. d. neuesten Zustand der Naturkunde. Jena 1798.)

der Travertinablagerungen. Unter einer 10—50 cm mächtigen, meist moosgrünen fetten Lettenbank liegt eine regelmäßige Schicht ausgeprägter Ilmkiese und Ilmschotter, die $^1/_2$ bis 2 m Mächtigkeit, stellenweise auch darüber erreicht. Darunter liegt überall das anstehende, aus fetten Keuperletten bestehende ältere Grundgebirge. Der für die Beurteilung des geologischen Alters des Travertins sehr wichtige liegende Ilmschotter-Horizont besteht zur Hälfte aus Quarzporphyrgeröllen aller Art und Glimmerporphyriten, kurz aus Flußschottern, die dem nordwestlichen Thüringerwald entstammen, zur anderen Hälfte aus abgerollten Muschelkalkschottern des nördlichen Thüringerwaldvorlandes, die ebenfalls dem Ilmoberlauf angehören. Recht selten treten weiße Quarzgerölle und ganz selten Feuerstein in dieser Ilmschotter- und Ilmkiesablagerung auf. Geologisch gehört diese Ilmschotterbank einer jüngeren diluvialen Ilmterrasse an, die sich etwa 5—7 m über der heutigen alluvialen Ilmtalaue erhebt. Terrassenstudien im Ilmtal und im Saaletal haben bisher ergeben, daß diese Ilmterrasse postglazial im Thüringer Sinne ist. Damit rückt ihr Alter, da die letzte norddeutsche Eisbedeckung Thüringen nicht mehr erreicht hat, in der norddeutschen Glazialchronologie noch in die Zeit der Vereisung Nordeuropas hinein, eine Anschauung, die sich mit der Fauna der Travertinablagerungen deckt. Die Travertinlager des Ilmtales gehören zeitlich der letzten norddeutschen Interglazialperiode und der letzten Eiszeit Norddeutschlands an, die in diese Gegenden Thüringens nicht mehr vordrang, und dauerten in ihren jüngsten Ablagerungen höchstwahrscheinlich noch bis in die norddeutsche Postglazialzeit fort. Die Hauptbildungszeit der Ilmtaltravertine fällt in die langen Zeiträume hinein, während deren in Norddeutschland die letzte Interglazialzeit und die letzte Vereisung stattfand; in diesen Zeiten war Thüringen dauernd eisfrei und zeigte nur klimatische Schwankungen und Änderungen der biologischen Lebensbedingungen, die mit den entsprechenden Vorgängen in Norddeutschland in vielfachen Wechselbeziehungen standen. Eingehende Spezialforschungen in den Ilmtal-Travertinvorkommen, die, wie erwähnt, seit Jahren in mühevoller Tätigkeit von W. Soergel ausgeführt werden, werden allmählich die geologischen Verhältnisse der einzelnen Schichten klären und alle Fragen lösen, die sich an diese Ablagerungen knüpfen. Erst dann wird es möglich sein, die wichtigen paläolithischen Fundstätten in diesen Ablagerungen auch geologisch genauer zu parallelisieren.

Die paläolithischen Kulturschichten sind zollstarke und stärkere schwärzlichgraue feste Bänke, die eine Strecke lang hinziehen und dann auskeilen. Es sind Lager- und Feuerplätze der paläolithischen Bevölkerung auf trockenen Stellen des von Quellen überrieselten Travertingeländes in der Nähe von Quellen, wo sie ihre Jagdbeute brieten und verzehrten. Die Kulturschichten bestehen aus sehr vielen Stücken von Holzkohle, Asche, primitiven Feuersteingeräten und Feuersteinabfällen und zahlreichen, zum Teil deutlich gebrannten

Tierknochen, vor allem von Rhinozeros. Eine besondere schöne 3 m lange Platte einer solchen Ehringsdorfer paläolithischen Kulturschicht befindet sich im städtischen Museum zu Weimar und zeigt neben den erwähnten charakteristischen Begleitbefunden die ganzen Jagdreste von einem Rhinozeros: Riesige Schulterblätter, Hinterhaupt, Oberarme, Rippen, Wirbel, Unterkiefer mit Molar und Zähnen. Die paläolithischen Fundschichten von Ehringsdorf gehören dem unteren Travertin an. In Fischers Bruch, dem wichtigsten Fundort, liegt die oberste paläolithische Bank $3^3/_4$ m unter der Unterkante des Pariser, d. h. 12—14 m unter der Erdoberfläche, die zweite Bank 35 cm unter der obersten. Im ganzen waren hier 5 paläolithische Bänke im Jahre 1912 erschlossen. Auch im Haubolds Bruch und bei Kämpfe sind zeitweise dünne, bald auskeilende Fundschichten in denselben Horizonten beobachtet worden. Die noch heute unverritzten höchstgelegenen Teile des Ehringsdorfer Travertinlagers, wo noch heute des Bauern Pflug die Furchen zieht, werden dereinst [1]) bei späterem Steinbruchbetrieb wichtige neue Funde der Kultur des ältesten Menschen in Thüringen bringen.

---

[1]) Dann wird die sorgfältige Kenntnis der heutigen, alsdann abgebauten Aufschlüsse und ihrer Einzelbänke von besonderer Wichtigkeit sein, ebenso wie die sorgfältige Bergung der Fauna, wie sie seit Jahren vom Städtischen Museum in Weimar unter der trefflichen Leitung von Armin Möller unter Mitwirkung seines vorzüglichen Präparators Lindig geschehen ist, die sich große Verdienste um die Sammlung der Tierreste aus den Ilmtal-Travertinvorkommen und die Kenntnis des fossilen Menschen und seiner Kultur erworben haben.

Anmerkung: Die Karte der Travertinlager des Ilmtales auf S. 14 zeigt in der Wiedergabe aus Ersparnisrücksichten nur die Umgrenzungen der einzelnen Travertinvorkommen. Es empfiehlt sich für den Leser, dieselben mit Buntstift farbig (blau) in ihrer ganzen Ausdehnung anzulegen.

Steinzeitliche Siedelungen in Mitteldeutschland.

Von Nils Niklasson, Halle a. S.

Auszug.

Mit 1 Abbildung.

Während wir die Kultur des südosteuropäischen Kulturkreises — die bandkeramische — in Mitteldeutschland mit wenigen Ausnahmen nur aus Siedelungen kennen [1]), ist das umgekehrte der Fall bei der Kultur des nordischen Kulturkreises; aus diesem sind bis jetzt fast nur Grabfunde bekannt gewesen.

Die Wohnplatzfunde mit Bandkeramik kommen für uns heute nicht in Betracht; ich werde mich nur bei solchen, die dem nordischen Kulturkreise angehören, etwas aufhalten. Eine eingehende und endgültige Behandlung ihrer chronologischen und siedelungsarchäologischen Stellung ist noch nicht möglich. Dazu sind die bisherigen Funde noch zu spärlich. Auf den Wohnplätzen, die ich bis jetzt kenne, ist es auch nicht möglich gewesen, aufeinanderfolgende Zeitstufen zu unterscheiden. Überschneidungen, wie sie K ö h l auf den bandkeramischen Wohnplätzen bei Worms hat feststellen können, sind bei den mitteldeutschen nicht beobachtet worden. Die Fundgegenstände liegen ziemlich nahe an der Oberfläche und reichen selten in die unten anstehenden Sand- und Kiesschichten hinein. In der Form und Verzierung der nordischen Wohnplatzkeramik sowie an den dabei gefundenen Steinbeilen kann man aber Einflüsse von verschiedenen Gruppen der Grabkeramik erkennen und bekommt somit einige Anhaltepunkte für die relative Zeitstellung.

Wie schon hervorgehoben worden ist, kennt man in Mitteldeutschland nur sehr wenige Siedelungen, die dem nordischen Kulturkreise angehören. Ein Grund hierfür liegt, wie ich annehme, in der Bauart der Wohnungen.

[1]) Jüngst sind auch einige Gräber bekannt geworden; ihre Seltenheit scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß sie sehr tief liegen — 2 m und mehr.

Die nordischen Menschen haben in gezimmerten Häusern gewohnt, deren Fundamente nicht oder wenigstens nicht viel in die Erde eingegraben waren; außerdem haben sie, wie die Steinzeithäuser in Schussenried gezeigt haben, den Fußboden mit Bohlen ausgelegt gehabt. Die Bandkeramiker scheinen dagegen diese Bauart nicht gekannt zu haben, sondern haben ihre Wohnungen zum Teil in die Erde eingegraben; dadurch sind die große Zahl ihrer Wohngruben bis in unsere Zeit erhalten geblieben. Durch die oberflächliche Bauweise der nordischen Häuser ist auch die Hinterlassenschaft von Gebrauchsgegenständen der Zerstörung mehr ausgesetzt gewesen, als dies bei der bandkeramischen Bauweise der Fall ist. Man kann sie nur dort erwarten, wo die Bodenkultur weniger intensiv ist, als es für Mitteldeutschland, besonders für die Provinz Sachsen, zutrifft.

Drei reiche Siedelungen des nordischen Kulturkreises in unserem Gebiete sind schon längst bekannt gewesen. Die eine ist die bei Leipzig-Eutritzsch,

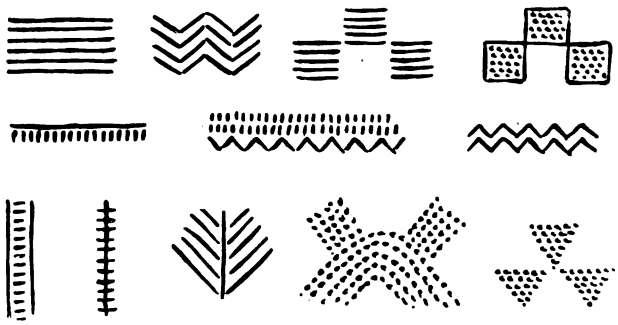


Abb. 1. Ornamentmotive der mitteldeutschen Wohnplatz-Keramik.

die von Näbe veröffentlicht worden ist [1]). Die andere liegt bei Nägelstädt im südlichen Teil der Provinz Sachsen; diese ist in dem Sammelwerk: „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens" von Götze, Höfer und Zschiesche erwähnt, ist aber bis jetzt nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung gewesen. Die dritte bekannte Siedelung ist die bei Rössen [2]). Hierzu kann ich noch zwei Wohnplätze erwähnen, die wohl unbekannt sein dürften. Der bedeutendste von diesen liegt innerhalb der Stadtgrenze von Halle, an dem sog. Brandberge, der zweite westlich von Halle bei Heiligental im Mansfelder Seekreis. Außerdem gibt es noch einige größere oder kleinere Funde, die als Siedelungsfunde zu betrachten sind, auf die ich aber heute nicht eingehen will.

---

[1]) Veröff. des städt. Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Heft 3, 1908.
[2]) Mannus Bd. 11/12, S. 309—337.

Auf den genannten Wohnplätzen sind vor allem sehr viele Gefäßscherben gefunden worden; außerdem aber auch Steinbeile, Pfeilspitzen und Abschläge aus Feuerstein in großer Menge, Spinnwirtel aus Ton und — besonders in Nägelstädt — zahlreiche Knochengeräte.

Die Steinbeile, die aus Felsgestein hergestellt sind, sind von einem bestimmten, ziemlich ausgeprägten Typus mit dickem, etwas abgerundetem Nacken und gerader Schneide. Sie sind ziemlich klein, etwa von einer Fingerlänge. In Nägelstädt kommen außerdem Querbeile aus Wiedaer Schiefer vor.

Das Hauptinteresse kommt aber der Keramik zu. Diese ist, wenn man von kleineren Abweichungen absieht, denen ich nur eine lokale Bedeutung beimesse, auf den verschiedenen Fundplätzen im großen und ganzen ziemlich einheitlich. Möglich ist jedoch, wenn man die Einzelheiten der Verzierung eingehender verfolgt, daraus chronologische oder siedelungsarchäologische Schlußfolgerungen irgendeiner Art ziehen zu können. Dazu ist es aber nötig, daß mehr Fundplätze als die bisherigen bekannt werden.

Die Tonscherben rühren von zwei verschiedenen Arten von Gefäßen her, teils von großen, unverzierten Vorratsgefäßen, teils von kleineren, meistens verzierten Krügen und Töpfen. Von den Vorratsgefäßen sind mir zwei Formen bekannt, die Amphore und das doppelkonische Gefäß[1]). Eine kleine Eigentümlichkeit, die bei diesen beiden Typen zu beobachten ist, ist der verdickte, ursprünglich umgelegte Rand. Außerdem haben die meisten der doppelkonischen Gefäße unter dem Rande vier entgegengesetzte Griffzapfen.

Von den kleinen Gefäßen ist es auch gelungen, einige bestimmte Typen festzustellen: die kleine Amphore, die Henkelkanne, die Trommel, das Kragenfläschchen und die kleine, henkellose Tasse.

Die Verzierung der letztgenannten Gefäße ist immer eingeritzt oder eingestochen; manchmal kommt auch der Furchenstich vor, der eine Vereinigung zwischen Ritzen und Stechen darstellt. Echte Schnurverzierung habe ich nur an ein paar ganz kleinen Scherben beobachtet. Sie ist so selten, daß ihr unter der Menge der übrigen Verzierungsarten keine Bedeutung beizumessen ist. Die hauptsächlichsten Ornamentmotive sind auf Abb. 1 dargestellt. Man findet hier Anklänge an verschiedene Gruppen der Grabkeramik, vor allem die Bernburger- und die Schnurkeramik, d. h. die Schnurkeramik in der Fazies, deren Hauptmerkmal die eingeritzte Zickzacklinie ist und die ich für älter halte als die mit echter Schnurverzierung.

Die Keramik, die ich hier von fünf mitteldeutschen Wohnplätzen kurz vorgeführt habe, hat eine große Verbreitung über ganz Europa. Nur wenige davon sind bis jetzt bekannt oder wenigstens veröffentlicht; sie liegen weit

[1]) Etwa wie Mannus Bd. 11/12, S. 315, Abb. 7 und S. 317, Abb. 11 und 12.

auseinander; ich erwähne nur den Wohnplatz an der Eiersheimer Mühle in der Pfalz, die obere Schicht von Butmir in Serbien; wir haben auch Anklänge daran in Finnland. Die erste Stadt in Troja, die steinzeitliche Schicht in Knossos und die Steinzeit in Ägypten hat auch ähnlich verzierte Keramik aufzuweisen Durch die letztgenannten Fundorte ist vielleicht eine Möglichkeit vorhanden, einen Anhaltepunkt für die absolute Chronologie der hier behandelten mitteldeutschen Wohnplätze zu finden.

Die relative Zeitstellung ist, ganz allgemein nur, durch die Steinbeile gegeben; sie gehören der nordischen Ganggräberzeit an. Die mitteldeutsche Wohnplatzkultur, so wie sie uns in der Keramik entgegentritt, wurzelt aber, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe [1]), in der Kultur der nordischen Dolmenzeit.

[1]) Mannus Bd. 11/12, S. 329 ff.

Anmerkung: Auf S. 25, unten, wird die Fundstelle bei Heiligenthal irrtümlich als Siedelung bezeichnet. Es handelt sich vielmehr um eine Grabanlage mit Scherben, die z. T. für Siedelungen kennzeichnend sind.

Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur" auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.

Von Martin Jahn.

Mit Tafeln I—V.

Die ostdeutsche Kultur der Bronze- und frühen Eisenzeit hat schon lange wegen ihrer überaus häufigen und reizvollen Tonware die Aufmerksamkeit der Altertumsfreunde auf sich gezogen. Im Jahre 1869 leitete R. Virchow mit seinem ersten Vortrage in der gerade begründeten Berliner Gesellschaft für Ethnologie die wissenschaftliche Erforschung dieser Kultur ein und prägte für sie in den nächsten Jahren den Namen: Lausitzer Typus [1]), ein leicht mißzuverstehender und vielfach mißverstandener Ausdruck, der trotz aller berechtigter Anfeindungen auch heute noch ziemlich allgemein üblich ist. Nachdem Virchow mit scharfem Blick die Bedeutung der Kulturgruppe erkannt hatte, machte sich die Forschung mit Spaten und Feder an die weitere Durchdringung dieses bald belebtesten und beliebtesten Feldes der Vorgeschichte. Zu Beginn der achtziger Jahre erschienen die ersten zusammenfassenden Arbeiten. Behla [2]) gab eine eingehende Schilderung der Kultur in der eigentlichen Lausitz, und Undset behandelte in seinem denkwürdigen Werke über das erste Auftreten des Eisens [3]) die „Kultur der Urnenfelder", wie er sie allgemeiner nennt, in ihrer Gesamtausdehnung. Im Jahre 1889 veröffent-

[1]) Virchow, Zeitschr. f. Ethnol. 1869, S. 411; Berliner Verhandl. 1871, S. 105; 1872, S. 226 ff. und 1874, S. 114,. — Der Ersatz des wenig treffenden und in mehrfacher Bedeutung angewendeten Namens: Lausitzer Typus durch einen geeigneteren ist ein dringendes Bedürfnis und am besten und schnellsten wohl durch eine Übereinkunft der Fachleute zu erreichen.

[2]) Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des Lausitzer Typus. Luckau 1882.

[3]) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Deutsche Ausgabe. Hamburg 1882.

lichte Weigel[1]) eine beachtenswerte Zerlegung des Lausitzer Typus in eine Anzahl von Untergruppen, deren verschieden lokale Färbung er recht treffend unterschied. Von viel größerer Bedeutung war endlich eine Abhandlung von dem rührigsten und erfolgreichsten Forscher der Lausitz, Jentsch, der 1891 zum ersten Male eine zeitliche Gliederung der Niederlausitzer Gräberfelder auf Grund seiner Grabungen versuchte[2]) und die Gefäße auf drei, in ihrer Formenentwicklung gut analysierte Zeitstufen verteilte. Diese grundlegende Erkenntnis bildet einen Höhepunkt in der Forschungsgeschichte des Lausitzer Typs. Auf den Ergebnissen von Jentsch bauen sich die typologischen Gliederungen in den anderen Provinzen der Lausitzer Kultur auf. Lange Zeit gelangte die Forschung nicht weit über die von Jentsch gelegte Grundlage hinaus. Die Wissenschaft begann sich mehr anderen Fragen zuzuwenden, die Hochflut der Arbeiten über den Lausitzer Typ ebbte ab. Im Jahre 1903 erschien eine Arbeit von Voß über keramische Stilarten der Provinz Brandenburg und benachbarter Gebiete[3]), die zwar die Gliederung der Kultur in örtliche Gruppen förderte, aber durch Vernachlässigung der chronologischen Methode einen Rückschritt gegenüber Jentsch bedeutete. Noch viel schärfer macht sich der Mangel jeglicher Chronologie in einer 1909 herausgekommenen Arbeit von Schuchhardt geltend, die deswegen als völlig verfehlt bezeichnet werden muß[4]).

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Forschung besonders durch Arbeiten von Kossinna mehr auf die Frage der Herkunft und der Volkszugehörigkeit der Träger der Lausitzer Kultur gelenkt. Da diese Fragen unsere Studie weniger berühren, weise ich nur darauf hin, daß nach den neuesten Ergebnissen Kossinnas die Kultur illyrisch ist und sich in Schlesien, Böhmen, Mähren und Westungarn aus der Aunetitzer und jungsteinzeitlichen Kultur entwickelt hat[5]). Die völkische Stellung der Urnenfelderleute, über die einige Zeit so rege Aussprachen stattfanden, ist heute insofern allgemein geklärt, als die Fachwelt fast ausnahmslos das ungermanische Wesen dieser Kultur anerkennt. Für die Erforschung der Lausitzer Kultur selbst war es von großem Werte, daß Kossinna zum erstenmal durch Vergleich der Bronzefunde

[1]) Weigel, Der sogenannte Lausitzer Typ. Niederlausitzer Mitteil. I, S. 387—407. Weigel stützt sich darin auch auf Ansichten von Voß, die dieser erst 1903 öffentlich bekannt gab. Zeitschr. f. Ethnol. 1903.

[2]) Jentsch, Die Tongefäße der Niederlausitzer Gräberfelder. Niederlausitzer Mitteil. II, S. 1 ff.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 161 ff.

[4]) Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst II. Buckelkeramik. Prähistor. Zeitschr. I, S. 351 ff. — Vgl. die Besprechung von Hoernes im Zentralbl. f. Anthropol. XV (1910), S. 294 ff.

[5]) Kossinna, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. Mannus III, S. 316 ff.; IV, S. 173 ff. und 271 ff.; V, S. 160 ff. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. 2. Aufl. S. 30.

den Lausitzer Typus in das von Montelius aufgestellte chronologische System einordnete und so neben der relativen Zeitbestimmung von Jentsch eine absolute Altersansetzung erreichte [1]). Man hätte erwarten können, daß nach dieser sicheren Verankerung in dem allgemeinen Periodenaufbau die Einzelforschung sich mit neuem Schwunge der tieferen Durchdringung der Lausitzer Kultur widmen würde. Doch dies war nicht der Fall. Bis in die neueste Zeit wird der wichtigen Kulturgruppe gegenüber eine Zurückhaltung an den Tag gelegt, die sehr zu bedauern ist. In einzelnen Provinzen erschienen zusammenfassende Darstellungen eines Teilgebietes, unter denen die Bearbeitung des schlesischen Teils von Mertins im Jahre 1906 [2]) von besonderer Bedeutung ist, da er die drei Stilgruppen, die er ähnlich wie Jentsch unterscheidet, nicht nur im einzelnen in ihrer Entwicklung vorführt, sondern sie auch den vier jüngsten Bronzezeitstufen von Montelius (den Perioden 3—6) gleichzusetzen sucht [3]). Der gleichen Aufgabe unterzog sich 1909 und 1912 Blume für die Provinz Posen [4]). Da er sich fast nur auf planlos gehobenen Fundstoff stützen muß, kann er die chronologische Gliederung des Lausitzer Typus nicht weiter ausbauen und erscheinen seine Zeitbestimmungen mitunter nicht völlig gesichert. Beachtenswert sind seine Vorarbeiten für eine weitere lokale Gliederung der Posener Kultur in kleine Untergruppen. Einen guten Schritt vorwärts in der Gliederung des Lausitzer Typus in der östlichen Mark macht 1920 Götze in seiner gedrängten Darstellung der Vorzeit des Kreises Lebus [5]). Indem er dem von Voß recht verschwommen analysierten Auritzer und Göritzer Typus das bisher fehlende chronologische Rückgrat gibt, kann er jeder einzelnen Periode von Montelius eine Stilgruppe des Lausitzer Typus gegenüberstellen und aus der von Jentsch eingeführten Dreigliederung der Lausitzer Kultur eine Viergliederung entwickeln. Ja, er versucht mit gutem Blick die jüngste Stufe, den Göritzer Typus (Periode 6 nach Montelius), noch in zwei Unterabteilungen zu scheiden und so die Chronologie aufs glücklichste zu vertiefen.

Möge diese Arbeit Götzes den Beginn eines neuen Abschnitts der Erforschung des Lausitzer Typus bedeuten. Möge endlich die Zeit des Stillstandes überwunden sein und der Lausitzer Kultur wieder der Platz in der Wissenschaft eingeräumt werden, der ihrer Bedeutung entspricht. Ein Hauptgrund für ihre Vernachlässigung ist es, daß der Fundstoff in den Sammlungen zu einer

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 211. Vgl. auch die S. 29, Anm. 5 aufgeführten Schriften.

[2]) Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906.

[3]) Mertins' mittlere Gruppe entspricht den Perioden 4 und 5 von Montelius.

[4]) Blume, Posener Ausstellungskatalog 1909, S. 7—13; Mannus IV, S. 75—90. Blume unterscheidet in der Hauptsache auch drei Stilstufen, deren jüngste die Perioden 5 und 6 von Montelius umfaßt.

[5]) Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. d. O. Berlin 1920. S. VII—XVI.

erdrückenden, kaum übersehbaren Menge angewachsen ist und daß das Hindurcharbeiten durch diese Gefäßmassen höchst unerfreulich und wenig nutzbringend ist, weil der überwiegende Teil nicht sachgemäß ausgegraben worden ist. Gesicherte Grabinventare, gute Fundberichte und Grabungspläne sind in den meisten Museen verhältnismäßig selten anzutreffen. So bildet die Hauptmenge der Funde einen für genauere Untersuchung wenig brauchbaren Formenvorrat, der den spärlichen vollwertigen Fundstoff fast gänzlich überwuchert. Eine dringende Aufgabe für alle beteiligten Sammlungen und Fachleute ist es daher, die sachgemäß gehobenen Funde aus dem übrigen Ballast herauszuschälen und geschlossene Grabfunde aus allen Teilen des weiten Gebietes der Lausitzer Kultur mit möglichst vielen Abbildungen zu veröffentlichen. Dann wird es ein Leichtes sein, einmal die Lokalkreise der Kultur schärfer zu umgrenzen und ihre stilistischen Unterschiede und Färbungen besser herauszuarbeiten und weiter für jedes Teilgebiet eine feiner durchgeführte chronologische Gliederung zu erreichen. Ist dies geschehen, dann kann auch auf den Ballast wieder zurückgegriffen werden und das gesamte planlos gehobene Material in die gewonnene Stufenfolge aufgeteilt werden. Durch Bearbeitung des ungeheuren Arbeitsgebietes von den einzelnen Lokalkreisen aus, durch die Mitarbeit vieler, die ihre Ergebnisse und noch offenen Fragen gegenseitig austauschen, wird die Erforschung des Lausitzer Typus am schnellsten und besten gefördert werden.

Schlesien ist in der Erforschung seines Teiles der Lausitzer Kultur recht weit vorgeschritten. Verfügt doch das Breslauer Museum über eine der reichsten Sammlungen, wenn es nicht überhaupt den zahlreichsten Bestand an Funden des Lausitzer Typus besitzt. Schon Mertins hat, wie bereits erwähnt, auf Grund dieses Fundstoffes die lange Zeit beste Darstellung der Entwicklung der Lausitzer Kultur gegeben [1]). Durch weitere zahlreiche und umfassende Grabungen des Breslauer Museums sind jedoch die Ausführungen von Mertins in vielen Punkten weit überholt worden, ohne daß hiervon bisher etwas veröffentlicht wurde. Besonders die Untersuchung des Gräberfeldes von Oswitz, Kr. Breslau, im Jahre 1914 brache eine günstige Grundlage für eine verfeinerte Chronologie, so daß bei der Inventarisierung dieses Gräberfeldes im Jahre 1916 jeder Stufe des Chronologiesystems von Montelius eine Stilgruppe des Lausitzer Typus gleichgesetzt werden konnte. Im Jahre 1918 legte ich diese Ergebnisse bei der Eröffnung des neuen Provinzialmuseums in Halle a. d. S. zum erstenmal der Fachwelt vor und konnte sie auch der diesjährigen Hauptversammlung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte in Berlin vortragen. Durch die Veröffentlichung der Hauptzüge

[1]) Mertins, Über die chronologische Gliederung der schlesischen Gräberfelder. Verhandl. d. Gesellsch. deutscher Naturforscher u. Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau, Teil II. Leipzig 1905. S. 273 f. — Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906. S. 50—90.

der Formenentwicklung dieses Gräberfeldes hoffe ich, einen Baustein zu dem großen Gebäude der Erforschung der Lausitzer Kultur beizutragen.

Nordwestlich von Breslau liegt ein beliebter Ausflugsort der Breslauer, die Schwedenschanze bei Oswitz, Kr. Breslau. Dieser Burgwall wurde während des Krieges vom Breslauer Museum aufs genaueste untersucht, und es wurde festgestellt, daß er zu drei verschiedenen Zeiten besiedelt war [1]). Die älteste Siedelung, ein unbefestigtes Dorf, stammt aus der jüngeren Bronzezeit; dann wurde die Höhe während der jüngsten Bronzezeit zu einer Festung ausgebaut, die durch Feuer zerstört wurde. In der ältesten Eisenzeit errichtete man auf dem Schutt der alten eine neue Befestigungsanlage, die gleichfalls einem Brande zum Opfer fiel. Damit ist die Besiedelungsgeschichte der Schwedenschanze beendet. Es ist der erste schlesische Burgwall, bei dem es feststeht, daß er zur Slawenzeit nicht wieder befestigt wurde oder bewohnt war. Am Nordfuße des Burgwalls war bereits im Jahre 1914 vom Breslauer Museum ein Gräberfeld untersucht worden, das bei Anlage eines Kieselfeldes aufgedeckt und zum großen Teil abgeschachtet wurde. Es wurden mehr als hundert Gräber gehoben. Wegen des schnellen Fortschreitens der im Großbetriebe unternommenen Schachtungsarbeiten mußten die Ausgrabungen, die zum großen Teil der Altertumspfleger Ullrich aus Steinau ausführte, sehr hastig vorgenommen werden. Trotzdem konnten im großen und ganzen die Forderungen, die an eine sachgemäße Grabung gestellt werden müssen, erfüllt werden.

Für die chronologische Bearbeitung der Funde ist es ein glücklicher Umstand, daß die Gräber nicht alle beisammen, sondern in drei durch fundleere Streifen getrennten Gruppen lagen, deren jede ein anderes Stilgepräge, ein anderes Alter hat. Die älteste Gruppe lag im Osten, die jüngere im Westen und die jüngste in der Mitte zwischen den anderen Gruppen. Ein Vergleich mit den Funden auf der Schwedenschanze ergab, daß die drei Teile des Gräberfeldes den drei Siedlungsepochen des Burgwalls entsprachen. Die Bewohner der Schwedenschanze bestatteten ihre Toten am Fuße des Hügels, und bei jeder neuen Besiedlung legten sie einen neuen Friedhof in der Nähe des älteren an. Da die beiden Siedlungslücken zwischen den drei Wohnepochen verhältnismäßig kurz sind, bieten die drei Gräberfeldgruppen ein ziemlich ungestörtes Bild der Formenentwicklung. Die Stilfolge wird durch das kurze Aussetzen der Besiedlung nicht zerrissen, sondern der gleichmäßige Fluß der Entwicklung in willkommener Weise gegliedert. Im folgenden führe ich die wichtigsten Gefäßformen und die Beigaben im Bilde vor, indem ich jedem Typus in seinen Abwandlungen durch die drei Stufen des Gräberfeldes, die ich A, B und C nenne, nachgehe. Zum Schluß will ich dann versuchen, den Stilcharakter und das Alter einer jeden Stufe zu umschreiben.

[1]) Seger, Die Schwedenschanze bei Oswitz. Zeitschr. d. Vereins für Geschichte Schlesiens 1919, S. 79—93, mit 5 Abbildungen.

Die Graburnen. Ich fasse hier die Gefäßformen zusammen, die ständig als Behälter der verbrannten Reste der Toten gedient haben. Mehrfach kommen auch andere Gefäßarten als Graburnen vor, die aber häufiger als Beigefäße in den Gräbern angetroffen und daher hier nicht berücksichtigt werden. In Gruppe A wurden doppelkonische Gefäße und Terrinen als Urnen benutzt. Erstere (Taf. I, 1) haben zwar einen noch recht scharfen Umbruch, doch erweisen sie sich durch das etwas geschwungene Profil und den rundlichen Unterteil als Fortbildungen der Doppelkonusse aus der Buckelkeramik. Der Unterteil des abgebildeten Gefäßes ist mit scharf und unregelmäßig eingeritzten senkrechten Linien überzogen. Die Terrine ist in Gruppe A (Taf. I, 2) scharf gegliedert. Ihr Hals setzt sich deutlich vom Körper ab, dessen Unterteil gewöhnlich gerauht ist. Bisweilen sitzen am Halsansatz zwei Henkelösen; meist sind die Terrinen jedoch henkellos. Als Verzierungen sind bemerkenswert aufgesetzte senkrechte oder schräge Rippen und Buckelwarzen, die von halbkreisförmigen Bogenrippen überdacht werden. Viele Terrinen sind unverziert. Die späte Form mit verwaschenem Profil (Taf. I, 3) leitet zu dem Typus der Gruppe B über. Hier herrscht eine einzige Gefäßform als Graburne durchaus vor, die so kennzeichnende Terrine mit weich geschwungenem Profil (Taf. I, 4). Die Trennung von Hals und Körper ist ganz verloren gegangen. Das kann nicht bloß durch den allgemeinen Charakter dieser Stilgruppe erklärt werden. Ich glaube vielmehr, daß die unprofilierte Terrine die Entwicklungszweige des Doppelkonusses und der Terrine in sich vereinigt und aus der Vermischung von Formen wie Taf. I, 1 und 3 entstanden ist. Sie ist wie der Doppelkonus stets henkellos, wie die Terrine der Gruppe A am Unterteil gerauht. Verzierung kommt seltener vor, und zwar das für diese Stufe typische Dellenmuster. Als etwas Neues treten in dieser Gruppe am Unterteil vier lappenartige Griffleisten auf, die unter dem Umbruch sitzen oder seltener die Stelle der Buckelwarzen am Umbruch einnehmen (Taf. I, 5). Innerhalb der Gruppe C sind, da jetzt als Urnen häufiger Töpfe verwendet werden, Terrinen selten. Sie haben wieder einen abgesetzten Hals (Taf. I, 6). Bei dem abgebildeten Stück erkennt man über dem Umbruch zapfenartige Griffleisten, die in der für diese Zeit kennzeichnenden Dreizahl auftreten. Nur vereinzelt stößt man in unserem Gräberfelde auf die bekannte Vasenform mit abgesetztem Hals und ausladendem Rande, deren elegante Gestalt auf südlichen Einfluß zurückgeht (Taf. I, 7). Unser abgebildetes Stück ist auf der Schulter mit drei Buckeln verziert, die sich durch ihre spitze, nach oben gerichtete Form scharf von den älteren Buckeln trennen. Wie diese werden sie von halbkreisförmigen Bogenfurchen umrahmt, die aber jetzt unter dem Buckel hängen, nicht über ihm sitzen wie früher. Die Graburnen der drei Gräberfeldteile unterscheiden sich auch durch die Farbe ihres Tones; in A sind sie meist rötlichgelb oder schmutziggrau, in B schwarz und in C außen schwarz, an der Innenfläche aber rot.

Schüsseln. Die Graburnen sind gewöhnlich mit darüber gestülpten Schüsseln zugedeckt. Diese haben in Gruppe A ähnlich wie die Terrinen einen deutlich abgesetzten Hals (Taf. I, 8). Ihr Rand ladet nach außen aus und ist auf der Innenseite mit Längsfasen belebt. Am Halse sitzt eine Henkelöse. Aus dieser charakteristischen Form entwickeln sich in Gruppe B schlichtere Schüsseln ohne abgesetzten Hals. Wiederum geht wie bei den Terrinen die Gliederung des Gefäßkörpers verloren. Ihr Rand ladet nicht mehr aus, sondern schneidet entweder gerade ab (Taf. I, 9) oder biegt nach innen ein (Taf. I, 10). Die Innenfasen der Ränder sind abgekommen. Entweder ist der Rand einfach; dann werden auf ihm gern Verdickungen (Taf. I, 10) oder Randzipfel angebracht (Taf. I, 9). Oder er ist etwas verdickt und gewissermaßen gedreht. Wie bei einem schwach gedrehten vierkantigen Metallstabe winden sich scharfe Kanten gleichmäßig zwischen der Außen- und Innenwand (Taf. I, 12). Andere Ränder sind mit engen Schrägfurchen bedeckt (Taf. I, 11). Es ist kein Zweifel, daß dem Töpfer hierbei gedrehte und gefurchte Halsringe aus Bronze als Vorbild gedient haben. Bei den Schüsseln dieser Gruppe fehlt gewöhnlich die Henkelöse. Ist sie vorhanden, so sitzt über ihr ein Randzipfel, den rechts und links in ziemlicher Entfernung ein zweiter und dritter Zipfel einfassen wie auf dem Stück auf Taf. I, 9, das mit einer senkrecht durchlochten Schnuröse versehen ist. In der Gruppe C sind die Schüsseln höher, mehr napfartig (Taf. I, 13—15); sie fallen durch ihre rohere Machart und ihre stärkeren Wände auf. Der Rand ist jetzt stets einfach und nach innen gebogen. Randmuster oder -zipfel fehlen. Auf der Außenseite des Bodens einer Schüssel (Taf. I, 14) ist ein gleicharmiges Kreuz flüchtig eingefurcht.

Glatte Töpfe. Die Töpfe teilen sich in zwei Gruppen. Die einen sind geglättet und meist von ansprechender Form, die anderen plumper, dickwandig und gerauht. Erstere dienten offenbar als Tischgerät, letztere waren wohl Kochtöpfe. In der Gruppe A haben die glatten Töpfe eine rötlichgelbe Farbe. Auf breitem Boden steht ein geschwungener Körper mit sanft abgesetztem Hals (Taf. II, 1—2). Sind Henkel vorhanden, dann haben sie breite und große Gestalt. Sie sind stets zu zweien am Halsansatz angebracht. In der Gruppe B erhalten die Töpfe schwarzgelbe Färbung, ihr Aufbau wird schlanker, der Boden kleiner (Taf. II, 3—5). Der Halsabsatz bleibt erkennbar; er wird häufig durch eine Furche hervorgehoben. Die beiden Henkel sind stets vorhanden, nur sind sie kleiner als früher, mehr ösenartig. Sehr häufig finden sich auf der Schulter der Töpfe Grübchen, das für diese Stufe so kennzeichnende Dellenmuster. Dellen sind in der Lausitzer Keramik zwar schon seit der Buckelurnenzeit bekannt, aber nur als nebensächliches Begleitmuster. Jetzt treten sie als selbständiges Schmuckmotiv auf, und zwar entweder in kleinem Format, in größerer Zahl (Taf. II, 3) oder als große, flache Eindrücke, die einzeln stehen (Taf. II, 4). Bei dem Topf auf Taf. II, 5 wird die Delle begleitet von einem Sparrenmuster von Furchengruppen. In Gruppe C werden die

zweihenkligen Töpfe nicht fortgebildet. Es kommen zwar wenige Stücke vor, die aber trotz ihrer glatten Oberfläche wegen der plumpen tonnenartigen Gestalt (Taf. II, 6) zu den rohen Töpfen zu rechnen sind. Recht unvermittelt treten dafür henkellose Töpfe auf, deren Rand entsprechend dem Stilcharakter dieser Gruppe ausladet und deren Hals durch eine seichte Einziehung oder umlaufende Furche vom Körper leicht abgehoben wird (Taf. II, 7—8). Nur ganz vereinzelt kommt noch ein Dellenmuster vor (Taf. II, 8), die einzige Verbindung, die mit den anders gearteten Töpfen der Gruppe B besteht.

Rohe Töpfe. Dieser Gefäßart ist eigentümlich eine ungeglättete, oft noch durch einen Auftrag künstlich gerauhte Oberfläche, rohe Machart, dicke Wandung und rötliche Farbe. In Gruppe A haben die rohen Töpfe durch den ausladenden Hals ein noch ganz ansprechend geschwungenes Profil (Taf. II, 9). Sie schließen sich offenbar an die eiförmigen Töpfe der Buckelurnenstufe an. Wie diesen fehlen ihnen auch gewöhnlich Henkel. Mehrfach treten unmittelbar am Rande vier wulstartige Warzen auf, die ähnlich wie die Griffleisten am Unterteil der Terrinen die Handhabung der Gefäße erleichtern sollen. In Gruppe B hat sich der so überaus häufige Topftypus entwickelt, der das geschweifte Profil ziemlich eingebüßt hat. Der Rand ladet nur noch wenig aus (Taf. II, 11—12) oder trennt sich gar nicht mehr vom Körper (Taf. II, 10). So entsteht der ebenso typische wie unschöne, tonnenförmige, ungegliederte Topf, der jetzt fast ständig mit zwei Henkelösen versehen ist. Die Henkel sind häufig von zwei Warzen begleitet, die dem Gefäßteil rein zufällig ein gesichtsähnliches Aussehen verleihen (Taf. II, 12). Noch häufiger steht in der Mitte zwischen den Henkeln je eine Warze, die bald gern eine längliche, doppelspitzige Gestalt erhält (Taf. II, 10). Der henkellose Topf (Taf. II, 11) hat gleichmäßig verteilt vier Warzen. Alle diese Warzen sitzen nicht mehr wie in Gruppe A unmittelbar am Rande, sondern etwas unter ihm, in der Höhe der Henkel. In der Gruppe C werden die Töpfe noch plumper und dickwandiger (Taf. II, 13—16). Der tonnenförmige Körper, dessen größte Weite in der Mitte liegt und der sich nach der Mündung und dem Boden in gleicher Weise verengert, ist die Regel. Auch die Henkel sind größer und dicker als früher (Taf. II, 13); sie werden aber nur noch selten angebracht. Die Töpfe werden wieder henkellos und häufig auch bar aller Warzen (Taf. II, 14). Treten letztere auf, so sind sie gleichfalls größer als früher, leistenartig. Sie sind noch etwas tiefer vom Rande herabgerutscht und werden häufig durch einen umlaufenden Tupfenkranz verbunden (Taf. II, 15), an dessen Stelle mehrfach ein Warzenkranz tritt (Taf. II, 16). Diese Halsmuster sind für unsere Gruppe eigentümlich, ebenso eine jetzt aufkommende Bedeckung der Töpfe durch eine in einen Knopf auslaufende Stürze (Knopfdeckel; Taf. II, 14).

Zweihenklige Näpfe. In dieser Reihe fasse ich verhältnismäßig willkürlich eine Anzahl von Beigefäßen zusammen, die sämtlich zwei Henkel-

ösen besitzen. Der Hauptteil von ihnen gehört aber auch einem einheitlichen Gefäßtypus an, der den Terrinen verwandt ist. Allein in Gruppe A, und auch hier nur vereinzelt, kommen kleine Gefäße von fast zylindrischem, etwas tonnenartig gewölbtem Aufbau vor (Taf. III, 2), die unter den mittelschlesischen Formen fremd wirken und von Norden her aus den märkischen Kreisen des Lausitzer Typus nach Schlesien gelangt sind. Von einheimischem Stilgepräge sind die gleichfalls aus der Gruppe A stammenden Gefäße auf Taf. III, 1, 3 und 4 mit bauchigem, aber gedrungenem, niedrigem Körper und hohem steilen Halse. Am Halsansatz, der häufig durch wagerechte Furchen hervorgehoben wird, sitzen die beiden ziemlich großen Henkelösen. Kennzeichnende Muster sind derbe, senkrechte Furchengruppen auf der Schulter, die von Buckelwarzen oder, wie bei Taf. III, 3 von senkrechten Rippen unterbrochen werden. Enger an die Ornamentik der Buckelurnenzeit schließt sich das Muster von Taf. III, 1 an: Buckelwarzen als letzter Rest der einst so stattlichen Buckel, wie früher überspannt von breiten halbkreisförmigen Furchen; unter den Henkelösen als Nebenmotiv einige Dellen. Der ganz gedrückte, weitmündige Napf auf Taf. III, 4 hingegen hat ein typologisch jüngeres Muster, das bekannte Band ineinander geschachtelter, gestrichelter Dreiecke, das oben und unten von einer Punktreihe eingefaßt ist. Es besteht aus feinen Strichen zum Unterschied von den älteren breiten Furchen. In der Gruppe B (Taf. III, 5—7) sind diese terrinenförmigen Näpfe nicht mehr so gedrungen, ihr Unterkörper ist höher, die Henkelösen sind kleiner und dünner, der Hals nimmt zur Mündung stärker ab. Manche Näpfe sind so hochaufgereckt, daß sie mit mehr Recht den glatten Töpfen zugezählt werden können (Taf. III, 5). Auch bei diesen Gefäßen ist ähnlich wie bei den Töpfen der Gruppe B das wichtigste Verzierungsmuster die Delle, aber meist nicht allein verwendet (Taf. III, 5), sondern in Verbindung mit senkrechten Strichfurchen (Taf. III, 7), die dünner und feiner sind als die Furchen der Gruppe A. Auch das feingezogene Muster gestrichelter Dreiecke kommt jetzt vor, doch schon in der aufgelösten Form des Sparrenornaments. In Gruppe C fehlen die zweihenkligen Näpfe. Waren doch auch die Terrinen in dieser Gruppe selten.

Henkellose Näpfe. In der Gruppe A treten noch mehrfach kleine doppelkonische Gefäße von so scharfeckiger, altertümlicher Form auf (Taf. III, 8—9), wie sie bei den Graburnen (Taf. I, 1) hier nicht mehr vorkommen. Diese Beigefäße sind von solchen der Buckelurnenzeit kaum zu unterscheiden. Ihr scharfer Umbruch ist bisweilen gekerbt (Taf. III, 9), oder über ihm laufen wagerechte Furchen herum (Taf. III, 8). In derselben Gruppe stoßen wir aber auch schon auf den viel entwickelteren Napf mit abgerundetem Umbruch, geschwungenem Profil und sich absonderndem Hals (Taf. III, 10). Er trägt gewöhnlich das fein gezogene Band gestrichelter Dreiecke, das von Linien und Punktreihen eingefaßt ist. In der Gruppe B treten an die Stelle der scharfeckigen Doppelkonusse weich profilierte, meist unverzierte Kümpfe mit leicht

abſetzendem Rande (Taf. III, 11—12), die bisweilen in ganz winzigen Ausmaßen hergeſtellt worden ſind (Taf. III, 14). Daneben kommt auch eine höhere, ſtärker gegliederte, vaſenartige Form vor (Taf. III, 13), auf deren Schulter wieder das Dreieckband unter einer Punktreihe erſcheint. Nur dieſer letzte Typus ſetzt ſich in der Gruppe C fort in gröberen hochhalſigen Näpfen von wohl geſchwungenem Profil (Taf. III, 15 und 17). Sie ſind einfach verziert mit Sparrenmuſtern oder ganz roh eingeriſſenen Strichgruppen (Taf. III, 17). Hübſch wirkt das Dellenmuſter auf Taf. III, 15, eines der ſeltenen Vorkommniſſe von Dellen in dieſer ſpäten Gruppe. Den Scherben auf Taf. III, 16 habe ich deshalb abgebildet, weil er der einzige Reſt einer bemalten Schale iſt, der auf dem Gräberfelde gefunden wurde.

Einhenklige Näpfe. Von den einhenkligen Beigefäßen faſſe ich eine Reihe unter der Bezeichnung Näpfe zuſammen und ſcheide ſie von den Henkeltaſſen und Henkelſchalen. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Formen beſtehen zwiſchen allen drei Arten Übergänge, die ſich oft nur mit einer gewiſſen Willkür einer beſtimmten Reihe zuweiſen laſſen. In Gruppe A ſind die einhenkligen Näpfe noch ſcharf gegliedert (Taf. IV, 1—4). Der hohe ſteile Hals ſetzt ſich klar von dem gewölbten Körper ab. Der Henkel iſt breit, bandförmig. Die Schulter iſt häufig mit den kennzeichnenden Muſtern dieſer Stufe verziert. Auf Taf. IV, 1 erkennen wir ſchräge Rippen. Ein geſchloſſener Kranz von ſenkrechten Furchen bedeckt den Bauch des Napfes auf Taf. IV, 2, während auf Taf. IV, 3 dieſes Muſter von Buckelwarzen mit je einer Bogenfurche unterbrochen wird. Sehr reich iſt die Verzierung von Taf. IV, 4. Buckelwarzen werden überdacht von Strichgruppen und zwei ſchrägen Rippen, an deren Treffpunkt zwei Dellen ſitzen. Senkrechte Furchengruppen rahmen dieſe Muſter beiderſeits ein. In Gruppe B ſind die Näpfe viel zierlicher, ihr Profil weicher, ausgeglichener (Taf. IV, 5—7). Der Hals iſt jetzt niedriger und geht ſanft in den Körper über, der Henkel iſt ſchmal, dünnſtabig, aber weit geöffnet; daher iſt er meiſtens abgebrochen oder zerfallen [1]). Die Schulter iſt viel kleiner, ſo daß als Verzierungsfläche nur ein ſchmaler Streifen zur Verfügung ſteht. Senkrechte Furchen kommen auch jetzt vor, wenn auch in dünnerer Ausführung. An Stelle von Buckelwarzen werden ſie von Dellen unterbrochen (Taf. IV, 5—6). Auch das Sparrenmuſter iſt vertreten (Taf. IV, 7). In Stufe C werden dieſe zierlichen Gefäße nicht fortgebildet. Unvermittelt treten wieder ſehr große, grobe, dickwandige Näpfe auf mit breitem, ſchwerem Henkel und kurzem, weitmündigen Halſe (Taf. IV, 8—9). Dieſe rohe Ware iſt unverziert. Nur mitunter kommen am Halsanſatz einfache Spitzbuckelwarzen vor (Taf. IV, 8).

[1]) Bei den Gefäßen Tafel IV, 5—6, iſt der Henkel nach hinten gekehrt; bei IV, 7, iſt rechts der Henkelſtumpf erkennbar.

Henkeltassen und Henkelschalen. Die Henkeltassen haben in Gruppe A ziemlich verschiedene Form. (Taf. IV, 10—12) Gemeinsam ist ihnen eine verhältnismäßig einfache Machart, ein breiter, standfester Boden und der breite Bandhenkel. Verzierungen kommen kaum vor. Einmal tritt schon jetzt das Dellenmuster selbständig auf (Taf. IV, 12); freilich sind die Dellen derber als bei den Tassen der nächsten Stufe. In Gruppe B ist die Blütezeit der Henkeltassen. Zahlreich und mannigfaltig sind die reizenden, schlanken, dünnwandigen, schwarzen Gefäße mit ihren spitzen Füßchen, auf denen sie oft gar nicht frei stehen können, und ihren weit geöffneten, wohl geschwungenen Henkeln, die so dünn, aber auch so gebrechlich sind (Taf. IV, 13—18). Als häufigstes Verzierungsmotiv treten bei ihnen kleine Dellen auf, die meist in Gruppen zu dreien (Taf. IV, 15 und 17) oder sechsen geschickt auf dem Gefäßkörper verteilt sind oder ihn in wagerechten Reihen umziehen (Taf. IV, 16). Auch wagerechte Strichbänder und andere Strichmuster kommen vor (Taf. IV, 16). In einem Grabe lagen drei Tassen, die ausnahmsweise völlig mit Buckelchen überdeckt waren (Taf. IV, 13), offenbar Nachahmungen von Bronzetassen mit getriebenen Buckelmustern. Neben der großen Zahl dieser zierlichen Tassen treten schwerere Formen mehr zurück. In Gruppe C kommen plötzlich wieder rohe, dickwandige Tassen auf von derben Formen mit standfesten Böden und schweren Bandhenkeln (Taf. IV, 19—23). Im einzelnen sind die Formen recht verschieden, die Farbe bald rotgelb, bald schwarz. Den Tassen nahe verwandt sind die Henkelschalen. Sie haben einen ganz flachen Körper. Es gibt aber zahlreiche Übergangsformen zwischen beiden Gefäßarten. Die Henkelschalen haben eine einfache, ungegliederte Kalottenform, die sich lange und ohne größere Änderung hält. Die auf Taf. IV, 24 abgebildete Schale der Gruppe A fällt durch ihren geschmackvoll hoch aufgerichteten vierkantigen Henkel auf. Taf. IV, 25 gibt die Unterseite einer Schale der Gruppe B wieder mit ihrer ringartigen Bodendelle. Ein dickwandigeres, unvollständiges Beispiel aus Gruppe C bietet Taf. IV, 26.

Teller. Als Teller bezeichne ich die für Schlesien so eigentümlichen platten Tonscheiben, während ich flach gewölbte Gefäße, für die im modernen Gebrauch der Ausdruck Teller üblich ist, sämtlich zur Klasse der Schüsseln zähle. In der Gruppe A sind Teller selten. Erst in der Gruppe B werden sie ein ständiger Bestandteil des Grabgutes (Taf. V, 1—3). Es sind große, nur wenig scharf gebrannte, mürbe Scheiben, die sich selten vollständig erhalten haben. Sie sind in ziemlich gleichen Abständen mit kleinen runden Löchern versehen. Ihre Unterseite ist stets glatt, ihre Oberseite mit Fingertupfen bedeckt. Diese Tupfen sind meist regellos und dicht über die Fläche verstreut (Taf. V, 1); mehrfach sind sie aber auch in parallelen Reihen angeordnet (Taf. V, 2). Der Teller auf Taf. V, 3 mit seinen in gleichmittigen Kreisen angeordneten Tupfen leitet schon zur nächsten Stufe über. In der Gruppe C werden die Teller kleiner; sie sind deshalb auch besser erhalten (Taf. V, 4—6). Die

Tupfen werden weniger dicht gestellt und stets geordnet angebracht, entweder in gleichmittigen Kreisen oder in Reihen, die wie die Speichen eines Rades von der Mitte ausgehen (Taf. V, 6). Endlich verschwindet die Tupfenverzierung ganz. An ihre Stelle treten bisweilen Kreisfurchen (Taf. V, 4). Auch die kleinen Durchlochungen der Teller fallen in dieser Gruppe weg; nur ein größeres Mittelloch mit aufgewulstetem Rande wird jetzt üblich (Taf. V, 4 und 6). Der Rand der Teller ist häufig durch Kerben gegliedert (Taf. V, 4—5). Eine Sonderstellung nimmt das schöne auf Taf. V, 5 abgebildete Stück ein, dessen Mittelloch von fünf Durchlochungen umgeben ist und dessen Rand eine Lochreihe begleitet.

Beigaben. Hinter den Gefäßen treten die Beigaben an Zahl und Formenreichtum stark zurück, wie bei den meisten Gräberfeldern des Lausitzer Typus. Viele Gräber sind völlig beigabenlos. Eine Nadel oder ein kleines Lockenringchen werden den Toten am häufigsten mitgegeben. In der Gruppe A bestehen sie stets aus Bronze. Es kommen Nadeln mit doppelkonischem (Taf. V, 11) und walzenförmigem Kopf (Taf. V, 12) vor. Letztere ist auf dem Kopf und dem oberen Schaftteil reich mit Strichgruppen verziert. Eine seltene Beigabe sind die beiden Pfeilspitzen auf Taf. V, 7. In der Gruppe B sind nur Nadeln gefunden worden. Sie bestehen aus Bronze bis auf ein stark verrostetes eisernes Stück aus einem späten Grabe dieser Gruppe (Taf. V, 18). Die übrigen Nadeln haben doppelkonische (Taf. V, 14) oder mehr kugelige Köpfe (Taf. V, 15 und 17). Auffallend ist eine Nadel mit Tellerkopf und sieben umlaufenden Rippen am Halse (Taf. V, 13). Auch eine Nadel mit Öhr fand sich in einem Grabe (Taf. V, 16). In der Gruppe C tritt neben der Bronze das Eisen schon häufiger auf. Ein Eisenmesser (Taf. V, 27), ein Eisenring (Taf. V, 29) und mehrere Eisennadeln mit verdicktem oder aufgerolltem Kopf (Taf. V, 23—25) lagen in den Graburnen. Unter den Bronzenadeln sind für die Zeitbestimmung wichtig die Schwanenhalsnadel (Taf. V, 19) und die Nadeln mit Spiralscheibenkopf (Taf. V, 21—22). Weniger üblich ist die auf Taf. V, 20 wiedergegebene Form. Taf. V, 26 zeigt das Stück eines gedrehten Bronzeringes.

Überschauen wir die Keramik der drei Gräberfeldteile, so erkennen wir drei klar geschiedene Stilgruppen. Die Gefäße der Gruppe A sind gut gegliedert; Hals und Körper sind deutlich voneinander getrennt. Selbst die Schüsseln haben einen abgesetzten Hals. Der Boden der Gefäße ist breit und standfest, auch die Henkel und Henkelösen sind derb und bandartig breit. Die kennzeichnenden Verzierungsmotive sind Buckelwarzen mit Bogenfurchen, Rippen, derbe, senkrechte Furchen, aber auch das aus dünner gezogenen Linien bestehende Band ineinandergeschachtelter, gestrichelter Dreiecke. Die Keramik erweist sich deutlich als eine Entwicklung aus der Buckelkeramik. Die strengen ursprünglichen, scharf gebrochenen Formen dieser Mutterstufe werden in der Gruppe A schon gemildert und erweitert, doch klingen sie immer

noch durch. Die Gruppe B zeigt ein ganz anderes Stilgepräge. Die Gliederung der Gefäße wird beseitigt. Die Ecken und Abschnürungen in den Profilen werden abgeschliffen und ausgefüllt. Ganz weiche, verwaschene, gefällig geschwungene Linien herrschen vor. Eine Trennung von Hals und Körper ist meist nicht mehr vorhanden. Ebenso wie die Formen weicher werden, wird die Gefäßwandung feiner, dünner, werden die Standflächen kleiner, zierlicher, die Henkelösen winziger, die geschwungenen Henkel mehr rundstabig und schlank. Die wichtigsten Muster sind jetzt Dellen an Stelle der Buckelwarzen, Strichgruppen an Stelle der Rippen und breiten Furchen. Das Band gestrichelter Dreiecke löst sich allmählich auf zu einzelnen schrägen Strichgruppen, die abwechselnd schräg nach links und nach rechts neigen (Sparrenmuster). Die Gruppe B bildet den Höhepunkt unseres Gräberfeldes. Alles Derbe an der Keramik ist abgestreift. Gefällig in den Formen, vollendet in der Technik zeugen die Gefäße von gutem Können und Stilgefühl ihrer Verfertiger. Am zierlichsten und geschmackvollsten sind die zahlreichen Henkeltassen. Wieder ganz anders ist das Bild, das sich uns in der Gruppe C bietet. Einfache, plumpe dickwandige Gefäße herrschen vor. Verzierungen sind selten. Wenn Henkel vorhanden sind, sind sie groß, dick und schwer. Die Gefäße werden im Oberteil wieder gegliedert, ein Hals setzt sich ab, der Rand ladet gern nach außen aus. Auch Buckelwarzen kommen mitunter wieder vor, die aber höher sitzen und spitziger sind als die der Gruppe A. Die Keramik weist gegen die Gruppe B einen deutlichen Rückschritt auf, ein Verrohen der Formen und der Technik ist unverkennbar. Nur einzelne Urnen der bekannten Vasenform mit Trichterhals und eine Scherbe einer bemalten Schale zeugen davon, daß die Gruppe mit einer Kulturstufe gleichzeitig ist, die für Schlesien sonst die Blütezeit und den Höhepunkt aller vorgeschichtlichen Keramik bedeutet. Desto verwunderlicher ist der Tiefstand der letzten Bewohner der Oswitzer Schanze inmitten dieser Kulturblüte.

Wie gliedern sich nun die drei Grabfeldgruppen in das Chronologiesystem von Montelius ein? Die Gruppe A schließt sich, wie wir sahen, an die Buckelurnenzeit an. Da deren Zugehörigkeit zur Stufe III der Bronzezeit feststeht, fällt also die Gruppe A in die Stufe IV. Die Gruppe C wiederum ist durch das häufigere Aufkommen von Eisenbeigaben, die typischen Nadelformen wie die Schwanenhalsnadel und die Vasenform einiger Gefäße mit Sicherheit in die Stufe VI (Älteste Eisenzeit) zu setzen. Mithin bleibt für die mittlere Gruppe B nur die Stufe V übrig. Die Gesamtbesiedelungszeit der Schwedenschanze liegt also in dem Zeitraum von etwa 1200—500 v. Chr. Ist diese Gleichsetzung in den Hauptzügen auch gesichert, so darf man nicht vergessen, daß hier zwei Systeme miteinander verknüpft werden, die wenig Berührungspunkte miteinander haben. Auf der einen Seite die Lausitzer Kultur, deren Gliederung sich hauptsächlich auf die Keramik stützt, auf der anderen die nordische Kultur, deren Chronologie von Montelius allein

auf den Bronzeformen aufgebaut worden ist. Bronzen sind aber im Gebiet der Lausitzer Kultur ebenso selten wie Tongefäße im Norden. Es ist also ganz gut denkbar, ja beinahe zu erwarten, daß sich unsere Gräberfeldgruppen mit den Zeitstufen von Montelius nicht völlig decken, daß ihre äußersten Grenzen sich etwas überschneiden. Eine solche schärfere chronologische Vergleichung beider Systeme überschreitet den Rahmen dieser Studie und erfordert umfassende Forschungen auf dem Grenzgebiete des nordischen und Lausitzer Kulturkreises. Wir begnügen uns hier mit dem Ergebnis, für unser Gebiet eine in ebensoviele Stufen geteilte Gliederung erlangt zu haben, wie Montelius für den Norden, und unsere Einteilung dem nordischen System in den Hauptzügen einordnen zu können. Weiterhin dürfen wir nicht verkennen, daß wir unsere Gliederung hier nur aus einem einzigen Gräberfeld erschlossen haben, daß dies nur ein Schritt auf der langen Bahn der näheren Erforschung der schlesischen Bronzezeitkultur ist, dem noch viele folgen müssen. Unsere Ergebnisse müssen an dem reichhaltigen Fundstoff aus anderen schlesischen Friedhöfen nachgeprüft, erweitert und vertieft werden, neben der chronologischen Gliederung muß die Gliederung in lokale Untergruppen innerhalb Schlesiens schärfer herausgearbeitet werden, Aufgaben, die sich bei dem überreichen Quellenstoff, der im Breslauer Museum aufgestapelt ist, werden lösen lassen und, wie ich hier schon andeuten kann, von zwei Schülern von Seger bereits der Lösung entgegengeführt werden.

Grab- und Inventarnummern der abgebildeten Gegenstände von Oswitz, Kr. Breslau.

Tafel	Gräberfeldgruppe	Grabnummer	Inventarnummer
I, 1	Fundstelle nicht gesichert	103	435:16
I, 2	A	62	323:16
I. 3	A	74	365:16
I, 4	B	29	211a:16
I, 5	B	27	208:16
I, 6	C	89	413:16
I, 7	C	64	333:16
I, 8	A	71	350:16
I, 9	B	29	211:16
I, 10	B	19	170:16
I, 11	B	17	160:16
I, 12	B	35	244:16
I, 13	C	90	426:16
I, 14	C	63	329:16
I, 15	C	38	258:16
II, 1	A	22	191:16
II, 2	A	48	292:16
II, 3	B	13	143:16
II, 4	B	32B	229:16
II, 5	Fundstelle nicht gesichert	104	436:16
II, 6	C	87	405:16
II, 7	C	64	334:16
II, 8	C	31	217:16
II, 9	A	41	273:16
II, 10	B	19	171:16
II, 11	B	43	278:16
II, 12	B	32A	224:16
II, 13	C	90	420:16
II, 14	C	31	219/220:16
II, 15	C	16	154:16
II, 16	C	90	418:16

Tafel	Gräberfeldgruppe	Grabnummer	Inventarnummer
III, 1	—	Zerstörtes Grab	439:16
III, 2	A	54	301:16
III, 3	A	41	272:16
III, 4	A	71	354:16
III, 5	B	34	234:16
III, 6	B	43	280:16
III, 7	B	12	138:16
III, 8	A	69	348:16
III, 9	A	65	341:16
III, 10	A	71	353:16
III, 11	B	4	114:16
III, 12	B	9	133:16
III, 13	B	24	198:16
III, 14	B	14	146:16
III, 15	C	90	421:16
III, 16	C, aber in B liegend	46	287:16
III, 17	C	90	422:16
IV, 1	A	65	340:16
IV, 2	A	48	293:16
IV, 3	A	40	265:16
IV, 4	A	62	323a:16
IV, 5	B	29	212:16
IV, 6	B	14	147:16
IV, 7	B	7	124:16
IV, 8	C	61	318:16
IV, 9	C	38	257:16
IV, 10	A	22	194:16
IV, 11	A	71	356:16
IV, 12	A	22	195:16
IV, 13	B	20	179:16
IV, 14	B	12	141:16
IV, 15	B	20	182:16
IV, 16	B	32A	226:16
IV, 17	B	24	203:16
IV, 18	B	29	213:16
IV, 19	C	87	410:16
IV, 20	C	86	402:16
IV, 21	C	16	156:16
IV, 22	C	63	328:16
IV, 23	C	87	411:16
IV, 24	A	62	325a:16
IV, 25	B	81	388:16
IV, 26	C, aber in B liegend	5	118:16
V, 1	B	27	209:16
V, 2	B	4	116:16
V, 3	B	19	175:16
V, 4	C	8	130:16
V, 5	C	63	332:16
V, 6	C	15	152:16
V, 7	A	62	325:16
V, 8	A	40	269:16
V, 9	A	48	291:16
V, 10	A	71	358a:16
V, 11	Fundstelle nicht gesichert	102	434:16
V, 12	A	101	431:16
V, 13	B	19	169:16
V, 14	B	6	122:16
V, 15	B	35	242:16
V, 16	B	43	283:16
V, 17	B	24	197:16
V, 18	B	20	188:16
V, 19	C	80	384:16
V, 20	C, aber in B liegend	57	313:16
V, 21	C	56	307:16
V, 22	C	89	416:16
V, 23	C	38	256:16
V, 24	C	82	390:16
V, 25	C	16	158:16
V, 26	C	89	417:16
V, 27	C	64	337:16
V, 28	C	80	383:16
V, 29	C	83	395:16

Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten.

Von Walther Schulz, Halle.

Mit 2 Textabbildungen.

Die ostdeutschen Gesichtsurnen der beginnenden Eisenzeit sind die mehr oder weniger abgekürzten Wiedergaben eines menschlichen Körpers (Abb. 1 und 2); an den bestausgeführten Urnen sind selbst die Arme, an den weniger ausgearbeiteten Augen und Nase dargestellt. Ist eine herausgestreckte Zunge angedeutet(Abb. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst, Taf. XVII, Abb. 4 und 6), so hat diese gewiß Abwehrbedeutung [1]), die man dann auch bei Augendarstellungen annehmen könnte. Es ist das aber nicht der ursprüngliche Sinn dieser Gesichtsurnen, da man vielfach, und gerade bei den ältesten Urnen, sich nicht auf Gesichtsdarstellung beschränkt hat [2]). Die Gesichtsurnen werden meist als Abbilder des Toten erklärt; Hoernes dagegen sieht in ihnen das einer Totengottheit, die den Leichenbrand des Verstorbenen aufnimmt [3]). Diese Annahme ist mit der ersteren nicht ganz unvereinbar. Der Tote war dem Lebenden unterschieden, er wurde zu einem höheren Wesen, auch zu einer Totengottheit. Die germanische Vorstellung von der Totengottheit ist dem Leichnam entnommen [4]). Wichtig ist auch, daß man Gesichtsurnen mit weiblichen Schmuckstücken (Ringhalskragen, Ohrringen) und mit männlicher Ausrüstung (z. B. Speerzeichnungen) unter-

[1]) Diese Zeichnung könnte aber auch anders, vielleicht als Kinnbart, gedeutet werden, wenn man sie mit Abbildungen bei Conwentz: Das westpreußische Provinzialmuseum 1880—1905, wie Tafel 59, Fig. 2 vergleicht.

[2]) Gefäße mit Gesichts- und Augendarstellungen treten bekanntlich schon seit der jüngeren Steinzeit in den verschiedensten Gegenden auf; jede Gruppe muß für sich auf die Bedeutung hin untersucht werden. Abwehrbedeutung ist vielfach anzunehmen.

[3]) Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1. Aufl., S. 507; mehr eingeschränkt 2. Aufl., S. 534.

[4]) Vgl. Güntert, „Kalypso“ 1919.

scheiden kann [1]). Hervorzuheben ist, daß die Geschlechtsmerkmale fehlen [2]), wohl weil die Abbildungen bekleidet dargestellt sind, vielleicht aber auch aus anderen Vorstellungen heraus.

In der beginnenden Eisenzeit erscheinen die Gesichtsurnen im nordischen Kulturkreise als etwas Auffallendes, so daß man sich wiederholt schon mit deren Herkunft beschäftigt hat. Vielfach sah man hier eine Einwirkung von Italien her, besonders von Etrurien, wo sich in einem begrenzten Gebiet bei Chiusi gleichfalls derartige Leichenbrandbehälter finden, oder auch von Unteritalien (Nekropole von Alife). Mit vollem Rechte ist aber diese Ableitung angezweifelt worden wegen der großen Entfernung und der engen Begrenzung der Fundgebiete.

Suchen wir die Anknüpfung an einer anderen Stelle. Der Leichenbrand ruht in dem Abbild eines menschlichen Körpers, in dem des Toten. Es liegt also sehr nahe, einen Zusammenhang mit der Körperbestattung zu sehen.

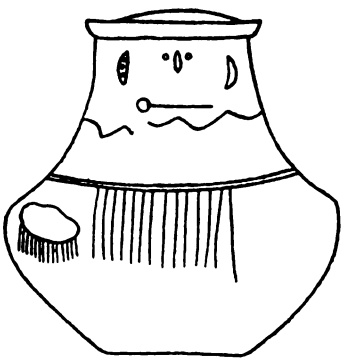


Abb. 1. Witoslaw, Kr. Wirsitz, Nordposen. 1/6.

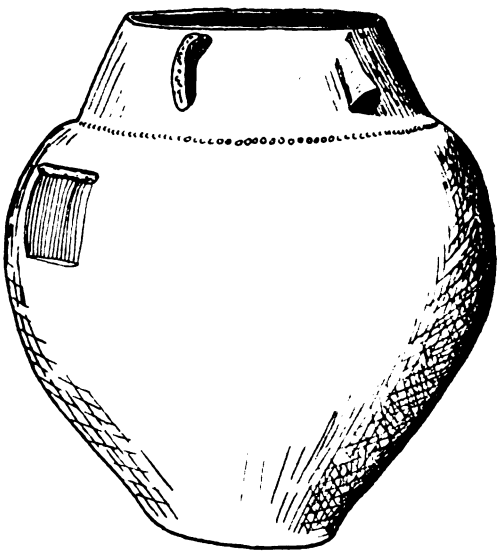


Abb. 2. Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirsitz, Nordposen. 1/6. (Mannusbibl. 2, S. 55).

Kauffmann denkt daher an ein Fortleben „überwundener Riten" [3]). Doch auch diese Erklärung befriedigt nicht, da es sich nicht um ein Fortleben, sondern um ein Neuaufkommen handelt. Bei den Germanen wie bei ihren Ostnachbaren war der Leichenbrand schon Jahrhunderte vorher ausschließlich üblich. An der Grenze des Germanengebietes finden wir in

[1]) Wie mir von Herrn Dr. La Baume in Danzig im allgemeinen bestätigt wird.

[2]) Hoernes, a. a. O., S. 513, hält bei einer Zeichnung einer Urne die Andeutung des Mutterschoßes für möglich.

[3]) Deutsche Altertumskunde S. 189.

der der nordiſchen Bronzeperiode IV/V entſprechenden Zeit in Mitteldeutſchland und Böhmen neben Leichenbrandgräbern Körperbeſtattungen, zum Teil in Hocklage, auch Leichenzerſtückelung, öfters in Wohngruben. In Böhmen wird dieſe Kultur nach dem Fundort Knoviz bezeichnet [1]). In Mitteldeutſchland iſt ſie noch nicht zuſammenfaſſend behandelt, zu ihr gehören aber die ſpätbronzezeitlichen Siedelungen in Halle (beſonders auf dem Hofe der Landesanſtalt), deren Zuſammenhang mit der Knoviz er Kultur G. Krüger † zuerſt erkannt hat [2]). Dieſe Kultur war aber, ſoweit wir aus Grab- und Siedelungsfunden ihre Höhe erkennen können, nicht geeignet, auf ihre Nachbarn oder gar auf das Weichſelgebiet einzuwirken [3]). Sie geht in Mitteldeutſchland in der von Norden vordringenden germaniſchen Kultur, in Böhmen unter der Bevölkerung der Gräber vom Bylaner Typus auf, der ſtark von der Hallſtattkultur beeinflußt iſt.

In dieſer Zeit hatte ſich die reiche Hallſtattkultur des Oſtalpengebietes herausgebildet, die gleichfalls neben Leichenbrand Körperbeſtattung kannte, und deren Einwirkungen auf weite Gebiete durch Auswanderung und auch durch Verbindungen erkennbar ſind. So breitet ſich auch allmählich im ſüdlichen Deutſchland etwa bis zur Maingegend mit Hallſtatteinflüſſen die Körperbeſtattung aus [4]). Nach Norden dringt ſie in der jüngeren Hallſtattzeit bis Oberſchleſien vor (über Böhmen), wo ſich im Kreiſe Groß-Strehlitz Körperbeſtattungen, wieder neben Leichenbrandgräbern, finden, deren Beigaben und Schädelformen auf den Zuſammenhang mit den Oſtalpenländern hinweiſen [5]). Hiermit gelangen wir an die Grenze des Gebietes der die Geſichtsurnen führenden Steinkiſtengräberkultur, allerdings in ihrer ſpäteren Ausdehnung [6]). Doch dieſe Ausbreitung bezeichnet, vom Weichſelmündungsgebiete ausgehend, die Richtung, die vorher ſchon die Verbindungswege zwiſchen dem wegen des Bernſteins wichtigen Weichſelmündungsgebiete und den Sitzen der ſchmuckliebenden Träger der Hallſtattkultur genommen hatten. Es zeigt ſich in dem Auftreten der Geſichtsurnen im Weichſelgebiet eine Auswirkung der Hallſtattkultur, wie ſie auch ſonſt z. B. für Schmuck-

[1]) Vgl. Jahrbuch der k. k. Zentralkommiſſion Wien 4, 1906: Buchtela, Sp. 10 ff.

[2]) Auch das von Wahle, Mannus, Ergänzungsband II 1911, S. 30 beſchriebene Grab von Burgisdorf, Mansfelder Seekreis, gehört wahrſcheinlich hierher.

[3]) In der Provinz Brandenburg erinnern die Funde von Reihenwerder im Tegeler See, Kr. Niederbarnim, an dieſe Kultur. H. Buſſe: P. Z. II, 1910, S. 66 ff., ſpätbronzezeitliche Brandgräber, dazwiſchen in Grube XIII: 2 Schädel und einige andere Knochen; Grube XIV: ſtark gekrümmtes Skelett.

[4]) Vgl. dazu Schumacher, Präh. Zeitſchr. 1920, S. 123ff. und „Siedelungs- und Kulturgeſchichte der Rheinlande" I, Kp. 4 für Südweſtdeutſchland. — Reinecke in „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit" Band V über die Hallſtattperiode Süddeutſchlands. — Naue: L'epoque de Hallstatt en Bavière. Revue archéologique 1895, S. 25 ff.

[5]) Vgl. Mertins, Wegweiſer durch die Urgeſchichte Schleſiens 1906, S. 75. Hier weitere Literatur.

[6]) Vgl. Karte bei Koſſinna, Mannusbibl. Nr. 6, 2. Aufl. 1920, Tafel 1.

sachen dort bezeugt ist. *Ich sehe in den Gesichtsurnen eine Anpassung der Leichenbrandsitte an die damals in Mitteleuropa verbreitete Körperbestattung.* Daß in den Steinkistengräbern die Gesichtsurnen nur vereinzelt unter den üblichen Tongefäßen sich finden, ist der gemischten Bestattung in den Hallstattgräberfeldern gleichzusetzen. Nun sind im Gesichtsurnengebiet einige Male eigenartige, aber für unsere Frage sehr wichtige Bestattungen bekannt geworden: bei Polnisch-Konopath, Kr. Schwetz, Westpreußen enthielten zwei Steinkisten neben einer Leichenbrandurne einen Schädel, ferner — unsicherer — wurde bei Bohlschau, Kr. Neustadt, ein Schädel angeblich in einer Urne gefunden [1]). Ich möchte diese Schädelbestattungen zu den Gesichtsurnen anderer Steinkisten in Beziehung setzen; Teilbestattung neben Teilverbrennung verschiedener Art, besondere Behandlung des Schädels, z. B. auch Abtrennen oder Fehlen des Schädels, ist dem Hallstattkreise nicht fremd. Jedenfalls dürften unsere Schädelbestattungen als Brücke zwischen der Körperbestattung und den Gesichtsurnen aufzufassen sein. Warum sich im Hallstattkreise beide Bestattungssitten nebeneinander finden, ebenso wie im Weichselgebiet die Gesichtsurne als etwas Besonderes auftritt, darüber könnte man vorläufig nur Vermutungen äußern. Den Bestatteten gab man im Hallstattgebiete reiche Beigaben mit, in dem Leichenbrand der Gesichtsurnen finden sich nur die spärlichen in der Leichenbrandkultur Norddeutschlands üblichen Beigaben; doch der tönerne Körper trägt daneben noch die reichere Ausstattung, zum Teil als wirkliche Beigabe, so umgehängte oder angehängte Halsringe und Ohrringe, oder symbolisch in Zeichnung (Halsschmuck usw.). An manchen Gesichtsurnen sind figürliche Darstellungen eingeritzt, die *Kossinna* mit denen auf Leichenbrandurnen des illyrischen Hallstattkreises in Verbindung bringt; ihrer Bedeutung nach — Speere, Pferde, Menschen, Reiter, Wagen — ersetzen auch sie, wie die Schmuckzeichnungen, die den bestatteten Toten mitgegebenen Waffen, Pferde, Wagen und mitgeopferten Menschen [2]). Man könnte danach annehmen, daß unsere Gesichtsurnen die Leichenbrandbehälter besonders hervorragender Verstorbener waren.

Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit sind nun vereinzelt auch in Mitteldeutschland gefunden: bei Eilsdorf, Kr. Oschersleben, als Haus-Gesichtsurnen zugleich mit Türdarstellung, ferner bei Neinstedt, Kr. Quedlinburg. Diese Gesichtsurnen sind entweder von denen des Weichselgebietes abzuleiten, was mit am wahrscheinlichsten erscheint [3]), oder sie sind selbständig entstanden. Im letzteren Falle hat aber kein Einfluß der die Saale abwärtsgehenden Skelett-

[1]) Vgl. *Lissauer*, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen 1887, S. 69, 88, 111.

[2]) Menschenopfer in Gräbern der Oberpfalz siehe *Naue*, a. a. O., S. 28.

[3]) Vgl. auch *Wahle*, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 11, S. 102.

gräber [1]) vorgelegen, an den man zunächſt denken könnte, da das Eilsdorfer Gräberfeld älter iſt als jene Gräbergruppe.

Körperbeſtattungen dieſer Zeit ſind in dem norddeutſchen und ſkandinaviſchen Gebiete überaus ſpärlich feſtgeſtellt (Billerbeck, Kr. Pyritz, Pommern[2])), zum Teil unſicher den Fundverhältniſſen oder der Zeit nach [3]), mit Ausnahme von der Inſel Gotland [4]). In der vorrömiſchen Eiſenzeit ſtehen hier 5 Körperbeſtattungen, dazu eine auf der Inſel Öland, 2 Brandgräbern gegenüber. Die Körperbeſtattungen Gotlands gehören der Periode I der nordiſchen Eiſenzeit an, treten alſo erſt etwa zwei Jahrhunderte ſpäter auf als die Geſichtsurnen des Weichſelmündungsgebietes. Die mitteleuropäiſche Körperbeſtattungsſitte dringt demnach noch weiter nach Norden. Trotzdem das Weichſelmündungsgebiet und die Inſel Gotland benachbart ſind, kann man nicht annehmen, daß die Körperbeſtattungsſitte hier von den Geſichtsurnen dort abzuleiten iſt; jedoch iſt wahrſcheinlich, daß derſelbe Weg vorliegt, der dem Weichſelgebiet die Idee der Körperbeſtattung brachte. Um ſo klarer zeigt ſich die Selbſtändigkeit der Germanen des Weichſelgebietes, die allerdings eine Idee übernahmen, aber nicht eine fremde Sitte nachgeahmt haben.

Daß ſich etwa zu derſelben Zeit bei Chiuſi, Prov. Siena, in Etrurien die gleiche Sitte entwickelte [5]), iſt aus den dort vorliegenden Verhältniſſen genügend erklärt, denn das Geſichtsurnengebiet liegt an der Grenze eines Brandbeſtattungs- und eines Körperbeſtattungsgebietes (im Weſten). Auch hier ſind die Geſichtsgefäße Abbilder des Toten, wie dadurch gewiß wird, daß ſie in den Porträtſtatuen der Gräber fortleben.

Es öffnet ſich hier ein weiter Blick in die geiſtige Kultur jener Zeit, auf die einzugehen den Rahmen dieſer Mitteilung überſchreiten würde. Es ſoll nur noch auf etwas Tatſächliches hingewieſen werden. Einen auffallenden Beſtattungsgebrauch bilden die in den Steinkiſten beigeſetzten Schädel; auch bei den Geſichtsurnen iſt das Geſicht am ſorgfältigſten behandelt oder ſogar allein wiedergegeben, dieſe Darſtellung iſt alſo für die Beſtattungsgefäße am weſentlichſten geweſen (wie für die Hausurne Dach und Tür). Auch in dem Gebiet von Chiuſi finden ſich neben den Körperurnen Leichenbrandurnen mit vorgebundenen Ton- oder Bronzemasken. Das Geſicht, der Kopf, hat alſo für den Glauben eine beſondere Bedeutung gehabt.

[1]) Verzeichnis bei Koſſinna, Mannus VII, S. 114 ff.

[2]) Stubenrauch, Baltiſche Studien, N. F. VIII, S. 121; Koſſinna: Die deutſche Vorgeſchichte, S. 135, Abb. 267.

[3]) Dänemark: Neergard: Aarböger 1892, S. 288; S. Müller, Nordiſche Altertumskunde I, S. 361; II, S. 71; Norwegen: Schetelig: Bergens Muſeums Aarbog. 1906, S. 25; Schetelig: Oeſtlandske Graver fra Jernalderen. Bergen 1912, S. 13 ff.

[4]) O. Almgren, Zentralbl. f. Anthropol. 1901, S. 258 und „Die ältere Eiſenzeit Gotlands“ S. 3 ff.

[5]) Vgl. Montelius: La Civilisation primitive en Italie I, Tafel 220—223, dazu Text Sp. 944 ff.

Archäologisches zur Geschichte der Hermunduren.

Von Walther Schulz, Halle.

Mit 12 Abbildungen im Text und auf Tafel VI.

Literaturabkürzungen.

J = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.
Jb. Leipzig = Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
M = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
P3 = Prähistorische Zeitschrift.
Wiener P3 = Wiener Prähistorische Zeitschrift.
Th. = Götze, Höfer, Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. 1909. Die dort bei den einzelnen Funden angegebene Literatur ist hier nicht wiederholt worden.

Für die Fibeln sei an dieser Stelle auf den von Beltz bearbeiteten fünften Bericht über die Tätigkeit der Kommission für prähistorische Typenkarten „Die Latènefibeln" (1911) hingewiesen.

Eine auffallende Erscheinung bilden in augusteischer Zeit in Mitteldeutschland die scharf ausgeprägten meist schwarzen, glatten sogenannten Tonsitulen mit verhältnismäßig kleiner Standfläche, stark ausladendem eingeschwungenem Unterteil, meist scharfem Schulterumbruch, einwärts geneigtem mehr oder weniger gewölbtem Schulterteil und senkrecht stehendem oder auswärts gerichtetem verdicktem Rand. Das Gefäß trägt einen vom Rande ausgehenden kurzen Henkel oder einen diesen vertretenden kurzen Wulst, oder es fehlt auch dieser. Um die Schulter läuft das Verzierungsband aus liegenden Kreuzen, Zickzacks, oder Mäandern; die Muster sind aus Strichen oder Punktreihen gebildet, selbst noch der in Rädchentechnik ausgeführte Mäander ist bei der Situla von Krüchern, Kr. Köthen vertreten[1]). Der untere Teil trägt zuweilen einige schmale von der Schulter herablaufende Ornamentstreifen. Die Abbildungen 1 und 2 zeigen zwei typische Situlen der beschriebenen Art von Schkopau, Kr. Merseburg. In Abb. 3 ist eine Auswahl von Verzierungsmustern Schkopauer Situlen zusammengestellt. Eine

[1]) Über die verschiedenen Mäandermuster vgl. Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl., S. 170 ff.

andere Form, mit kürzerem auch nicht so stark eingeschwungenem Unterteil, nicht so scharf abgesetzter Schulter und größerem Henkel gibt Abb. 4. Die Situlen dienten als Leichenbrandurnen und erscheinen teils vereinzelt, teils in größeren Begräbnisplätzen auch vereinigt mit anderen Gefäßformen, auf die hier nicht eingegangen werden soll (es sei verwiesen z. B. auf das Gräberfeld von Groß-Romstedt, Nwb. Apolda; Abbildungen bei Eichhorn: Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens Taf. IV, Abb. 148, 150, 151 und bei Kropp: Zeitschr. d. Ver. für Thüring. Gesch. u. Altertumsk. N. F. 18. S. 363 ff.). Soweit die Situlen mit Beigaben ausgestattet sind, enthalten sie Waffen, zuweilen Fibeln (Abb. 5). Waffen, die jetzt als Beigabe in unserem

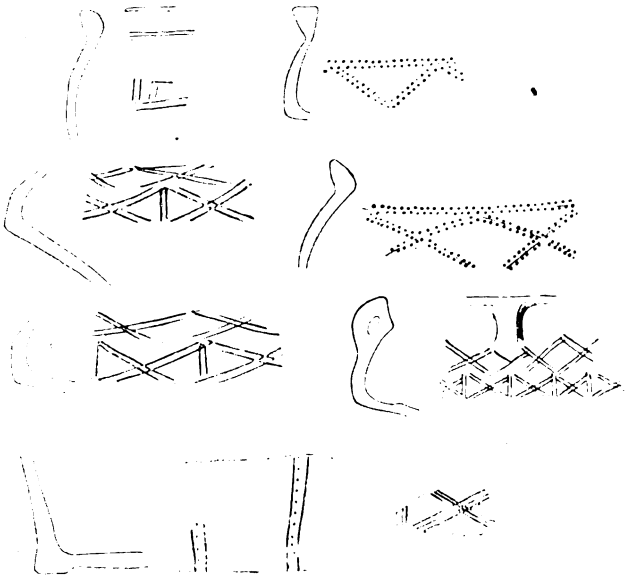


Abb. 3. Verzierungsmuster von Situlabruchstücken. Schkopau, Kr. Merseburg. Mus. Halle. Etwa 1/4.

Gebiete aufkommen, stammen zunächst gerade aus diesen Gräbern und Gräberfeldern, soweit die Fundverhältnisse bekannt sind [1]).

Von dem Gebiete westlich der unteren Saale ziehen die Gräber einerseits nach Osten, andererseits das Saalegebiet aufwärts nach Thüringen und zwar durchweg, ohne die vorhandenen Begräbnisplätze zu benutzen. Der Schluß ist demnach berechtigt, daß es sich hier nicht um Übertragen von Gefäßformen und Grabgebräuchen, sondern um das Eindringen eines neuen Stammes handelt, der als Kriegsvolk kam und sich zunächst wenigstens absonderte. Die Begräbnisplätze von Meisdorf, Mansfelder Gebkr., und von Bernburg,

[1]) Über Verbreitung der Waffenfunde vgl. Jahn: Mannusbibl. Nr. 16. Karte Tafel I und S. 228.

Anhalt, ſind nach ſpätlatènezeitlichen Fibeln von Mittellatèneſchema in älterer Zeit angelegt als die Plätze auguſteiſcher Zeit öſtlich der Saale und in Thüringen.

Es ergibt ſich alſo das folgende Bild:

Im Ausgangsgebiet: Quedlinburg, Bockshornſchanze: Situla, Waffen, Spätlatènefibeln. Muſ. Quedlinburg. Quedlinburg, ſüdweſtlich der Stadt: Bruchſtücke von Situlen, wohl zerſtörter Begräbnisplatz. Privatbeſitz. Meisdorf, Mansfelder Gebkr: Begräbnisplatz. Ton- und Bronzegefäße, Waffen, Fibeln u. a. Muſ. Berlin, Braunſchweig, Quedlinburg, Wernigerode. Th. S. 49. Bernburg, Anhalt: Begräbnisplatz, Situla (Abb. 4), Schildbuckelbruchſtück, Eiſennadeln, Fibeln, Eiſengürtelhaken, Eiſenmeſſer. Muſ. Halle.

Abb. 4. Bernburg, Anhalt. Muſ. Halle. 1/4.

Öſtlich der Saale: Krüchern, Kr. Köthen, Anhalt: Begräbnisplatz, meiſt Mäanderurnen, Mäander freihändig oder mit Rädchen ausgeführt, meiſt ähnlich Abb. 7, eine Situla mit Rädchenmäander, Waffen, Fibeln uſw. Muſ. Köthen. Mennewitz, Kr. Calbe: Situlaunterteil, rötlich, Muſ. Köthen. Roitzſch, Kr. Bitterfeld: Situla. Muſ. Bitterfeld. Fort Zinna, Kr. Torgau: Situla. Muſ. Torgau.

Saalegebiet aufwärts: Schkopau, Kr. Merſeburg. Begräbnisplatz: Situlen Abb. 1—3, Reſte eines Keſſels mit Eiſenbeſchlag, Waffen, Bronzefibel (Abb. 5 nach 2. Jahresbericht des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins für Erforſchung des vaterländiſchen Altertums, Naumburg 1822, Taf. II, zu Situla Bericht 3, Taf. III, Abb. 2, außerdem dazu Lanzenſpitze). Muſ. Halle. Th. S. 18. Carsdorf, Kr. Querfurt: Situlabruchſtück? Th. S. 60. Niederreißen, Dwb. Apolda: Situla mit Waffen. Muſ. Jena. Th. S. 316. Groß-Romſtedt, Dwb. Apolda. Begräbnisplatz. Situlen und andere Tongefäße, Waffen, Sporen, Meſſer, Fibeln u. a. Muſ. Jena. Th. S. 299. Wernburg, Kr. Ziegenrück. Situlaſcherbe. Kropp: Mannusbibl. Nr. 5, Abb. 119. Da, wie die Meisdorfer Funde zeigen, auch römiſche Bronzeeimer als Grabgefäße beliebt waren, darf man dieſer Gruppe auch das Waffengrab von Bornitz, Kr. Zeitz mit frührömiſchem Bronzeeimer als

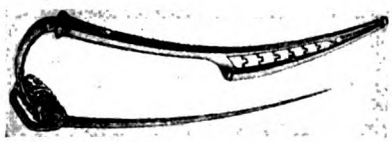


Abb. 5. Schkopau, Kr. Merſeburg. 1/2.

Leichenbrandbehälter anschließen. Mus. Zeitz. Amende: Mitteil. aus dem Osterlande. N. F. 16, S. 33 und Taf. XXIII.

Erwähnt sei hier auch noch das unseren Situlen formverwandte Grabgefäß mit Lanzenspitze, 2 Messern, Bronzeriemenzunge und Bronzebeschlag aus dem frührömischen Begräbnisplatz von Schenkenberg bei Delitzsch, mit klarer Gliederung von Schulterteil, Halsteil und Randteil (vgl. Wahle J. 8. S. 200 ff. und Taf. XVIII, Abb. 19. Abb. Jakob: Jb. Leipzig 1907, Taf. XXV, Abb. 158).

Die Gräberfelder der älteren germanischen Bevölkerung hier, die Fibeln von Spätlatèneschema führen, sind bis in die Zeit des Auftretens der Situlagräber belegt. Es sind Gräberfelder, die auch auf Drehscheibe gearbeitete Gefäße führen; Waffen sind nicht mitgegeben.

Es seien einige bedeutendere Fundstellen aufgeführt:

Schafstädt, Kr. Merseburg. Mus. Halle, Merseburg.

Liederstädt, Kr. Querfurt. Th. S. 71.

Rietnordhausen, Kr. Sangerhausen. Mus. Nordhausen. Th. S. 145.

Artern, Kr. Sangerhausen, Mus. Artern.

Bebra, Dwb. Sondershausen. Mus. Sondershausen. Th. S. 69.

Groß-Jena, Kr. Naumburg. Mus. Halle. Th. S. 346.

Jena, Dwb. Apolda. Mus. Jena. Th. S. 306.

Eischleben, Dwb. Gotha. Mus. Gotha. Th. S. 236.

Leimbach, Dwb. Meiningen. Mus. Meiningen. Th. S. 224.

Möritzsch, Kr. Merseburg. Über die dortigen Situlen vom Ende des 1. Jahrh. n. Chr. siehe unten. Mus. Halle und Leipzig. Jakob: Jb. Leipzig 2. 1907, S. 63 ff. Waase: M. 1, S. 273 ff.

In anderen Gräberfeldern kommen Fibeln von Spätlatèneschema nicht vor, wohl aber noch solche von Mittellatèneschema des letzten Jahrhunderts v. Chr.:

Kl. Corbetha, Kr. Merseburg. Mus. Halle. Th. S. 12.

Anzahl Begräbnisplätze im Elster-Pleißegebiete des Staates Sachsen. Siehe Jakob: Jb. Leipzig 2. 1907, S. 57 ff.

Unmittelbar nördlich der Elbe in Anhalt und besonders im Kreise Wittenberg. Mus. Halle, vor allem Blönsdorf, Kr. Wittenberg.

Die bisherigen Funde von Schenkenberg, Kr. Delitzsch, weisen eine Lücke im letzten Jahrhundert v. Chr. auf. Mus. Halle und Delitzsch. Wahle, J. 8. S. 135 ff.

Die Tonsitulen, die auch im nördlichen Deutschland zahlreich auftreten, sind schon wiederholt auf ihre Herkunft hin untersucht worden. Mit anderen führt Schwantes sie auf die gleichfalls als Leichenbrandbehälter dienende aus Italien eingeführte Bronzesitula zurück, die in der Form eine gewisse Ähnlichkeit zeigt. Er möchte ihr Entstehungsgebiet in Sachsen-Thüringen suchen und weist dabei auf das Gräberfeld von Meisdorf hin, in dem die Situla aus

Bronze wie auch aus Ton vertreten iſt [1]). Man könnte ferner geneigt ſein, die Tonſitula von den auf der Drehſcheibe hergeſtellten allerdings immer henkelloſen und unverzierten, aber in der Farbe übereinſtimmenden Situlen keltiſcher oder keltiſch beeinflußter Gebiete (Abb. 6) herzuleiten [2]). Man würde in dieſem Falle unſere Situla gerade in den Gräberfeldern erwarten, die auch gedrehte, keltiſch beeinflußte Gefäße führen. Die Ausbreitung von Norden in das Saalegebiet ſpricht gleichfalls nicht für dieſe Ableitung. Ausſchlaggebend iſt aber, daß Beltz in Mecklenburg und Knorr in Schleswig-Holſtein die Entwicklung der ausgeprägten Situla aus dort heimiſchen Tongefäßformen, die ſchließlich auf Formen der beginnenden Eiſenzeit zurückführen, feſtſtellen konnten; beide Forſcher laſſen daneben noch einen ſpäteren Einfluß der Bronzeſitula gelten [3]). Auch in der Altmark, wo die Situla bis zu den ausgeprägteſten Formen vertreten iſt und in Grabplätzen vorkommt, die auch ältere Gräber enthalten, iſt die Vorform vorhanden [4]).

Abb. 6. Cröbern bei Leipzig. 1/4 (nach Jakob).

Wir können längs des Elblaufes verſchiedene Gebiete erkennen, in denen die Situla auftritt. Verbreitet ſind die Situlen beiderſeits der Niederelbe (z. B. Mecklenburg: Krebsförden bei Schwerin, Püttelkow bei Wittenburg, Körchow

[1]) P. Z. 7, 1915, S. 48 ff. Nach den beigegebenen Abbildungen von Situlen aus Meisdorf und Schkopau ſehen ſich allerdings die Bronze- und Tongefäße auffallend ähnlich. Doch die Abbildungen, die einer älteren Veröffentlichung entnommen ſind, ſind recht ungenau, wie man aus der Originalveröffentlichung der Schkopauer Urnen bei Kruſe: Deutſche Altertümer I, Tafel 2, erſehen kann. Dieſe gibt die in der Arbeit von Schwantes wiederholten Abbildungen der Geſamtform, doch daneben offenbar genauere der Gefäßoberteile, bei denen der Rand bedeutend niedriger iſt, wodurch die Tonſitula in einem weſentlichen Punkte von der Bronzeſitula abweicht. — Die Schkopauer Situla Abb. 1 dagegen läßt noch deutlich die Nachwirkungen der Gliederung des Gefäßoberteiles in Schulter, Hals, Rand erkennen, wie wir ſie bei latènezeitlichen Gefäßen finden.

[2]) Weitere derartige Situlen aus Süddeutſchland: Reinecke, Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit V, Tafel 51; dazu S. 292. — Aus Südweſtdeutſchland: Schumacher, P. Z. 6, 1914, S. 262, Abb. 3 und 5. — Aus einem germaniſchen Gräberfeld von Bodenbach in Böhmen: Wiener P. Z. I, 1914, Tafel III, Fig. 7, 8, 9.

[3]) Beltz: Die vorgeſchichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. S. 295, beſonders Abb. Typ 46, Tafel 48. — Beltz: Mecklenburgiſche Jahrbücher 85, 1920/21, S. 17 und 18. — Knorr: Friedhöfe der älteren Eiſenzeit in Schleswig-Holſtein. Seite 23.

[4]) Vgl. Kupka: Z. 10, Tafel VI, Fig. 35; dazu S. 49.

bei Wittenburg, Rachow bei Güstrow. Ostprignitz: Demerthin: Götze, Ostprignitz S. 43 ff. Nordosthannover: Rieste, Kr. Ülzen; Nienbüttel, Kr. Ülzen), vereinzelt findet sie sich im Havelgebiet (Gohlitz, Kr. Westhavelland, Mannus IV, Taf. 49, Fig. 11), zahlreicher wieder in der Gegend der Altmark (Güssefeld, Kr. Salzwedel; Kl. Möringen, Kr. Stendal; Dinzelberg, Kr. Gardelegen; Althaldensleben, Kr. Neuhaldensleben, letztere Mus. Halle); es folgt im Süden das hier behandelte Gebiet. Zu den gemeinsamen Erscheinungen dieser Gebiete gehören auch die Waffenfunde, die den Einfluß der ostgermanischen Burgunder erkennen lassen [1]). Bei den Burgundern dagegen finden sich der Situla wie Abb. 4 ähnliche Gefäße [2]). Ostgermanische Einflüsse sind auch in dem Auftreten burgundischer Brandgrubengräber augusteischer Zeit in Thüringen (Oldisleben, Amt Allstedt) zu erkennen, auf die Götze hinweist [3]).

Wir dürfen annehmen, daß in den verschiedenen Gebieten, für die die Situla eine charakteristische Erscheinung bildet, untereinander verwandte Stämme saßen. Die Situla-Waffengräber des Gebietes der Niederelbe bilden nach Schwantes die Hinterlassenschaften der Langobarden, die sich zwischen 150 und 100 v. Chr. dort festsetzten [4]). Die Gräber der Altmark könnten wir dann als Begräbnisplätze der Semnonen ansehen, als deren Kerngebiet H. Möller, entgegen der verbreiteten Annahme ausschließlich rechtselbischer Sitze, das Land am linken Ufer der Elbe nordöstlich vom Harze annimmt, dabei aber auch Sitze jenseits der Elbe nicht ausschließt [5]). Für Möller spricht besonders noch die Angabe des Velleius Paterculus II, 106 für das Jahr 5 n. Chr., daß die Elbe am Gebiete der Semnonen und Hermunduren entlang fließt, man müßte sonst auch die Hermunduren in älterer Zeit mit Much jenseits der Elbe ansetzen [6]). Ich möchte in dem Lande westlich der Saalemündung das Siedelungsgebiet der Hermunduren im letzten Jahrhundert v. Chr. annehmen, von dem sie sich in augusteischer Zeit in ihre frühgeschichtlichen Sitze in Thüringen ausbreiteten. Daß damals in die Hermunduren eine Bewegung gekommen war, dafür spricht die Angabe des Dio Cassius 55, 10 a 2: Domitius Ahenobarbus habe um 1 n. Chr. einem wandernden Hermundurenschwarm in dem von den Markomannen verlassenen Lande, also südlich des Mains, Sitze angewiesen. Auch die Angabe von Tacitus Germania 41: in Hermunduris Albis oritur,

[1]) Jahn: M. 5, 1913, S. 75 ff. und Tafel IX. (Die Bedeutung von Groß-Romstedt, S. 91.)

[2]) Kostrzewski: Mannusbibl. Nr. 18, Abb. 208; dazu S. 187. Dort auch eine „hannoversche" Fibel.

[3]) Th. S. XXXVI.

[4]) P. Z. 1, S. 159.

[5]) Anzeiger für deutsches Altertum XXII (1896), S. 137 f.

[6]) Zur Geschichte der Hermunduren vgl. besonders Ludwig Schmidt: Geschichte der deutschen Stämme 1918, II., S. 139 ff., S. 324 ff. R. Much in Hoops: Reallexikon der germanischen Altertumskunde. S. 510.

könnte auf einen dorthin verſchlagenen Hermunduренteil bezogen werden, da tatſächlich im Gebiete des Elboberlaufes öſtlich der Markomannen, bei Koſtomlat in Böhmen ein typiſches Situla-Waffengrab und in der Siedelung von Planan zwei kleine Situlen gefunden worden ſind [1]), doch müßte angenommen werden, daß ſich das Siedelungsgebiet von hier aus weiter nach Nordoſten erſtreckt habe.

Wir hören in den erſten Jahrzehnten des erſten Jahrhunderts von Beziehungen der Hermunduren zum Markomannenreich, ſie gehören zum Völkerbund des Maraboduus, beim Sturze des Catualda im Jahre 19 greifen ſie in die inneren Verhältniſſe der Markomannen ein. Verbindungen zwiſchen beiden Stämmen in dieſer Zeit zeigen ſich auch in dem Auftreten von ver-

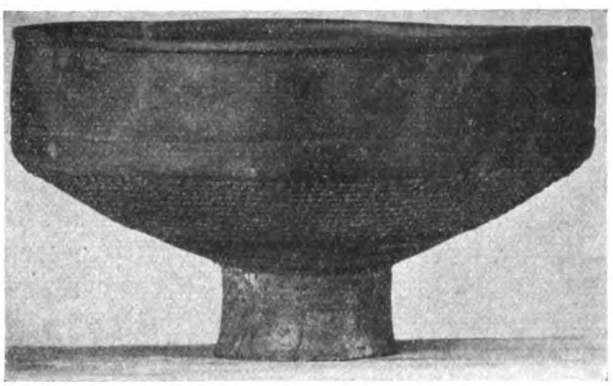


Abb. 12. Oberröblingen, Mansfelder Seekr. Muſ. Halle. 1/4.

einzelten Skelettgräbern in Böhmen ſowie in Thüringen [2]), ferner darin, daß gewiſſe Fibeln auguſteiſcher Zeit durch Vermittlung der Markomannen aus Norikum in Thüringen eingeführt ſein dürften [3]), ſo Fibel Abb. 5.

Die Mäanderurnen, deren große Bedeutung für ethnologiſche Feſtſtellungen Koſſinna nachgewieſen hat, laſſen aus ihrer Verbreitung im mittleren Deutſchland die Beziehungen dieſes Gebietes zum Elbgebiete erkennen. In Thüringen finden ſich neben den Formen, deren Muſter in latènezeitlicher Technik ausgeführt ſind, nur die älteſten Mäanderurnen mit Rädchenverzierung (Abb. 7). Die anſchließenden jüngeren Formen (wie Abb. 8 und 9)

[1]) Koſtomlat vgl. Pic: Die Urnengräber Böhmens, Tafel LII, Fig. 11—14. Die Silbermünze des Nerva gehört nicht zum Grabe (vgl. Sp. 408). — Planan vgl. Pic a. a. O., Tafel LXIII, Fig. 7 und 8. — Auch Reinecke trennt dieſe Gruppe von der Pichoragruppe der Markomannen. Wiener P. Z. II, 1915, S. 20 f.

[2]) Vgl. Verzeichnis bei Schulz: Mannusbibl. 22, S. 98. Skelettgräber aus auguſteiſcher Zeit bis zum Ende des 1. Jahrhunderts.

[3]) Über die Bedeutung des Markomannenreiches vgl. Almgren: M. 5, 1913, S. 265 ff. Friſchbier: Mannusbibl. Nr. 28, S. 24.

erreichen Thüringen nicht mehr; die Funde von Schkeuditz (Scherben Mus. Halle), Schenkenberg bei Delitzsch (Abb. Wahle J. 8, Taf. 18, Fig. 22 und Jakob: Jb. Leipzig 1907, Taf. 25, Fig. 155), Jüdenberg, Kr. Bitterfeld (Abb. 8, dazu Speerspitze), Bergwitz, Kr. Wittenberg (Abb. 9), auch jüngere Mäanderurnen des schon als Situlafundstelle genannten Begräbnisplatzes von Krüchern, Kr. Köthen, bezeichnen hier ihre westliche Ausbreitung. Die Zusammenhänge zwischen Hermunduren und Elbsweben sind danach gelöst. Daß Plinius n. h. 4, 99 bei Aufzählung der Herminonen die Hermunduren von den Sweben trennt — Herminones, quorum Suebi, Hermunduri, Chatti, Cherusci —, mag in dieser Absonderung der Hermunduren begründet sein. Geschichtlich erfahren wir von den Hermunduren nur noch, daß sie mit den Chatten im Jahre 58 n. Chr. um den Besitz von Salzquellen kämpften, also mehr nach Westen sich wenden. Dann verschwinden die Hermunduren Thüringens aus dem Gesichtskreise der Römer. Auch archäologisch tritt das Gebiet zurück. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Funde vom Beudefeld bei Weißenfels, wo offenbar damals ein wichtiger Übergang über die Saale lag. Es sind hier reiche Funde aus augusteischer Zeit zutage getreten (so die Mäanderurne Abb. 7, römische Glasschale, Waffen, Fibeln der Übergangszeit), die Folgezeit ist nur sehr schwach vertreten, und bedeutende Funde setzen erst im dritten Jahrhundert wieder ein. — Die Situla hat sich im ersten Jahrhundert noch vereinzelt gehalten (Abb. 10 und 11). Die Situla von Möritzsch, Kr. Merseburg, Abb. 10, gehört dem Ausgange des ersten Jahrhunderts n. Chr. an, sie enthielt eine Bronzeschildfessel mit fingerhutförmigen Bronzenietköpfen, die Kossinna in die angegebene Zeit setzt[1]). Die zweite Situla von Möritzsch Abb. 11 zeigt schon in dem mit Punktfeldern versehenen Bauchteil, aber auch in ihrer Gesamtform, daß sie zwischen der Situla und den Gefäßen steht, die in der mittleren römischen Zeit bei uns vertreten sind, es sind die schalenförmigen Gefäße mit abgesetztem Fußteil, weitausladendem, zum Teil mit Verzierung bedecktem Bauchteil, kurzer Schulter, senkrechtem Hals und verdicktem Rand (Abb. 12). Diese Gefäße weisen auf Zusammenhänge der Bewohner Thüringens mit den westlichen Germanenstämmen[2]).

[1]) Anmerkung zu Waase: M. 1, S. 275. Abb. Tafel XXX, Grab 2.

[2]) Vgl. z. B. die Gefäße des Gräberfeldes vom Stadtwalde bei Gießen. Schumacher: Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Tafel 9. — Gundermann: Oberhessischer Geschichtsverein. Fundbericht 1899/01, S. 93 ff.

Erläuterung zur Stammestafel der kaiserzeitlichen Fibeln.

Von Dr. Erich Fritzbier, Halle a. d. S.

Mit Tafel VII.

In der organischen Natur gibt es Arten von Lebewesen, die auf tiefgreifende tellurische Umwälzungen und einschneidende Veränderungen der Lebensweise mit einem Mindestmaß an Gestaltsveränderung, sogenannter Anpassung, antworten. Andere wiederum sind infolge innerer Anlage nur zu leicht geneigt, beim geringsten äußeren Anlaß den einheitlichen Stamm in zahlreiche Äste zu spalten. Eine solche leicht veränderliche Form im Gegensatz zu den beständigen erstgenannten bildet im Reiche der menschlichen Erzeugnisse die Fibel, Spange oder Gewandhafte. Ihre Entstehung aus Knochen und Schnur darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden und die erste Inangriffnahme ihrer metalltechnischen Bearbeitung durch die Germanen des 17.—16. vorchristlichen Jahrhunderts hat Kossinna in seiner Deutschen Vorgeschichte (Aufl. 2 u. 3, S. 108ff.) klar und unwiderruflich erwiesen. Dort lese man auch des weiteren nach, wie das zweigliedrige nordische Erzeugnis seinen Weg nach Italien nimmt und infolge der dort herrschenden Schmiedetechnik eine Umgestaltung zur Eingliederigkeit erfährt, woraus als unmittelbare Folge der Peschieratypus mit einer Spirale als Nadelrast hervorgeht. Durch Wegfall dieser Spirale und ihren Ersatz durch eine Nadelfalz entsteht unmittelbar darauf eine für die Fibelentwicklung besonders wichtige Abart dieses Typus. Längenwachstum der Falz und Annahme eines Endknopfes durch dieselbe erzeugt am Ende der Hallstattzeit in Oberitalien wie auch in nordalpinen Bezirken den Certosatypus, dessen Veranschaulichung die oberste Figur unserer Stammestafel darstellt[1]). Einseitigkeit der Spirale ist neben den bereits genannten zwei Kennzeichen, der länglichen Nadelscheide und dem Endknopfe, das dritte und entscheidende

[1]) Im folgenden ist jede auf der Stammestafel veranschaulichte Fibelart durch einen Stern kenntlich gemacht.

dieser Art. Nun erfolgt der Übergang zur beiderseitigen Spirale, was zugleich eine Spaltung in eine Fibelklasse mit oberer* und eine mit unterer* Sehne bedeutet. Abwechslungsvoller Formenreichtum erfüllt die Zeit der Frühlatènestufe, deren Spangenentwicklungsgang in dem Streben der Nadelfalz bzw. des Endknopfes nach vorwärts umgebogener Verlängerung und nach Umfassung des Bügelmittelteils begründet liegt. Die Mittellatènezeit, etwa die Jahre um 150 herum, bringen dem Streben seine Erfüllung: die Falzverlängerung oder das Schlußstück, wie es auch genannt wird, umklammert jetzt in zwei Endlappen die Mitte des Bügels oder, wenn das nicht, so werden beide Teile durch einen Ring fest zusammengehalten*. Diese Mittellatènetypus genannte Spangenart steht immer im Zeichen äußerster Einfachheit, selbst die Anzahl der Spiralwindungen ist im Gegensatz zur Gebräuchlichkeit der vorangehenden Periode auf insgesamt vier — höchstens sechs zurückgeschraubt. In gleicher Weise gilt dies für den unterseh nigen Vertreter wie für den oberseh nigen. Die Preisgabe dieser Eigentümlichkeit bei einer Anzahl Spangen mit oberer Sehne führt zur Abzweigung einer Nebengruppe mit langer Spirale*, die im Wandel der Jahrzehnte zu den der Kaiserzeit angehörenden kniefömig gebogenen Fibeln ohne Kamm* werden. Ihre Verbreitung umfaßt das gesamte Elbgebiet, der Schwerpunkt liegt im Norden, und ihre zeitliche Dauer geht aus der Länge des Pfeiles hervor. Almgrens allerdings mit einigem Vorbehalt versuchte Anknüpfung an seine Gruppe IV, die der kräftig profilierten Fibeln, ist in die hier dargelegte umgeändert. Die ganze Entwicklung des langspiraligen Seitenastes wäre bereits mit seiner Abzweigung erledigt gewesen, wenn es nicht inzwischen dem Hauptstamme gelungen wäre, in typologischer Folgerichtigkeit den Übergang von der Schmiede- zur Gußtechnik zu finden und so das Spätlatèneschema* zu schaffen. Diese Tat wirkt sofort befruchtend und erlösend auf den erstarrten Seitenast ein, der nun auch zum Gusse gelangt. Freilich plötzlich und unvermittelt, ohne die vorbereitenden Zwischenstufen, nicht selbständig sondern unter erfolgreicher Einwirkung vom Hauptstamme her, was auch die mit einem Pfeil versehene Verbindungslinie andeutet. Tatsächlich scheint in der Vorgeschichte zuweilen das Verhältnis zu bestehen, daß eine bestimmte Art für verwandte andere den Entwicklungsweg bis zu einem gewissen Punkte bahnt, während die anderen bei ruhigem Abwarten erst dann wieder mit ihrer parallel verlaufenden Entwicklung einsetzen, wenn der kritische Punkt überwunden ist. Um einen kritischen Punkt besonderer Art handelt es sich hier: Der lautere und wahrhaftige Formensinn des Germanen weist nämlich jegliche, die wahre Abstammung zugunsten einer falschen verwischende, Gestaltsänderung zurück, selbst wenn diese streng notwendig (und ein solcher Fall liegt bei den Fibeln am Ende der Mittellatènezeit vor) durch einen von ihm erstrebten Technikwechsel bedingt wird. Die Abweisung erfolgt, mag auch die Ausführung des Technikwechsels eine genau so unge-

stüme Forderung seines ästhetischen Empfindens sein, wie die Ablehnung geschichtsfälschender Gebilde gewissermaßen ein Gebot seiner moralischen Veranlagung ist. Vergleichen wir die beiden unmittelbar übereinander stehenden Fibeln des Hauptstammes, so walten hier augenscheinliche Unterschiede vor: nicht nur, daß die obere geschmiedet, die untere gegossen ist die eine ist ganz deutlich als Fibel mit (in der Richtung des Trägers gesehen) vorwärts umgeschlagenen Schlußstück zu erkennen, die andere ist zwar keine Fibel mit rückwärts umgeschlagenen Fuß, wo die Nadelfalz, anstatt am unteren S-förmigen Bügel zu sitzen, in den kleineren Ast des einer eckigen Sechs gleichenden Gesamtbügels eingehämmert ist[1]), aber ihre gegossene Linienführung verlangt gebieterisch solche geschmiedete Spangen als Vorbilder für sich, was stammesgeschichtlich eine Lüge ist, ein Unsinn dazu, daß es in der Zeit noch keine derartigen Gewandhaften gegeben hat. Sondern die Fibeln mit rückwärts umgeschlagenem Fuße entstehen erst aus unserem Spätlatènetypus oder aus dessen typologisch folgerichtigen, grundsätzlich gar nicht veränderten Fortbildungen, als man den hier vorwärts getanen Schritt vom Amboß zur Gußform wieder rückgängig gemacht hat. Kein Wunder also, daß unter diesen Umständen der Germane bei den Spangen dem Gusse und seinen geliebten streng-wuchtigen Formen entsagt und sich begnügt, die Fibeln wenigstens etwas durch scharfe winkelige Knickung des Bügels seinem gußtechnischen Empfinden anzugleichen. Daß wir nun dennoch aus seiner Hand das obersehnige Spätlatèneschema besitzen, verdanken wir dem günstigen Umstande eines sich aus der Bügelknickung ergebenden zweigesichtigen Stufe, einer Stufe heißt das, wo die geschmiedete Spange mit tatsächlich vorwärts umgebogenen Schlußstücke in gleicher Weise den wirklichen Sachverhalt widerspiegelt wie auch den Eindruck einer Fibel mit rückwärts umgeschlagenen Fuß erweckt[2]). Von hier aus kann nun der Germane ohne Gewissensbisse seinem Streben die Erfüllung geben. Es geschieht in der Art, wie wir sie bereits kennengelernt haben.

Germanisches kulturelles Übergewicht lastet auf den Kelten, insonderheit auf den angrenzenden Bojern in Böhmen. Unter seinem Drucke erfolgt eine Nachahmung der germanischen obersehnigen Entwicklung zur erwähnten zweigeschichtlichen Stufe hin, die allerdings bloß teilweise erfolgt und obendrein noch mißverstanden ist, so daß die Endform noch weiter vom Ziele abliegt als die Ausgangsform[3]). Als daher das Erscheinen des germanischen Spätlatènetypus die Kelten zu einer Analogiebildung[4])* zwingt, gähnt

[1]) Siehe Almgren, Fibelstudien. Tafel VII, 156a.

[2]) Fritzschbier, Germ. Fibeln. Taf. VI, insonderheit Abb. 31: Almgren 5 Text S. 158—161.

[3]) Fritzschbier a. a. O., Taf. VI. Vgl. Abb. 28 u. 34. Text S. 61—63.

[4]) Angedeutet durch die dreizeilige Verbindung.

natürlicherweise hier infolge des Fehlens der Umdrehungsachse eine gewaltige Kluft zwischen dem letzten Vertreter der Schmiedetechnik und dem ersten der Gußtechnik[1]). Aus alledem ergibt sich schon mit logischer Notwendigkeit der Schluß vom Spätlatènetypus als einer germanischen Schöpfung. Diesen letzten Schritt tuen die Boier nicht mehr in ihren alten Sitzen, sondern erst nach ihrem Abmarsch aus Böhmen oder ihrer Ankunft in Norikum um 70 vor Chr. Daselbst schmückt sich der keltische Spätlatènetypus* nach Abzweigung dreier Seitensprossen* und nach Vertauschung des gegossenen Nadelhalterrahmens gegen eine gestanzte Platte um die Jahrtausendwende mit dem Sehnenhaken*. Vornehmlich in dieser Form gelangt er durch die Hand der um 9 vor Chr. Geburt in Böhmen einwandernden Markomannen nach dem Germanien jenseits der deutschen Mittelgebirge und verdrängt zusammen mit seinen drei Sprossen den germanischen Spätlatènetypus, erleidet aber nur wenige Jahre später dasselbe Schicksal von den eigenen Sortentwicklungen, die dann volle zweihundert Jahre das Gesicht der germanischen Fibelwelt in hervorragendem Maße bestimmten.

Den drei Seitensprossen* eignet zum Unterschiede von der mütterlichen Vorform je eine Vorrichtung mehr am oberen Bügelende. Der eine besitzt zum Schutze der Spiralwindungen eine Rollenkappe* und ist zugleich die Urform der Almgrenschen Hauptgruppe II, der Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe*. Die andere besitzt einen verdickten Bügelknopf* zur besseren Haltbarkeit des Spiraldrahtes und ist zugleich die Urform für die außerordentlich gestaltungsreichen Almgrenschen Gruppen IV und V, für die kräftig profilierten Fibeln, bzw. für Fibeln, die durch Verflachung oder Verschwinden der kräftigen Profilierung aus den erstgenannten entstanden sind*. Der dritte Seitensproß ist durch einen kleinen Balken* ausgezeichnet, dessen eigentümliche konkav-schwibbogenförmigen Gestaltung in der Vorliebe des Kelten für den Spiralanblick wurzelt. Einerseits entsteht hieraus bei den Germanen durch Bügelverbreiterung und dadurch erst möglich gewordener Ergänzung der inneren Schwibbögen zu einem $^2/_3$ Kreise und unter gleichzeitiger Abstoßung der äußeren Schwibbögen die Erscheinung des Auges und mit dem Auge die Augenfibel*. Andererseits gelangt dieselbe Balkenfibel in den Reihengebieten, d. h. in provinzialrömischen Landen, durch Beibehaltung des schlanken Bügels zur Verflachung der Balkenprofilierung. Die daraus entstandene Spange* mit glattem, platten Quersteg macht im Laufe der ersten fünfzig Jahre des ersten nachchristlichen Jahrhunderts eine Spaltung durch, wobei wahrscheinlich unter keltischem Einfluß ein Teil die geknickte Bügelform aufgibt und den Hals in geschwungenem, massigen Halbkreise wölbt*. Der rundstabig ungeänderte Balken erscheint jetzt mit einem schön gegliederten Endknopfe.

---

[1]) Frischbier a. a. O., Taf. VI. Vgl. Abb. 34 u. 35, Text S. 61—63.

Bei weitem nicht die Gestaltenfülle und noch viel weniger die Bedeutung für das Aussehen der germanischen Fibelepoche von etwa 70 vor bis 200 nach Chr. erreicht die 2. Hauptgruppe, die mit unterer Sehne ausgestattet ist. Sie ist auch nie so zahlreich in Germanien vertreten wie ihr Partner. Über die Bildung von Lokaltypen kommt sie überhaupt nicht hinaus. Der Germane mag eben die untere Sehne nicht leiden. Höchstens der Langobarde erbarmt sich ihrer hin und wieder einmal. Er ist beispielsweise auch der einzige, der bei der Mittellatènefibel mit unterer Sehne einen Angleichungsversuch an sein germanisches gußtechnisches Empfinden unternimmt. Das Mittel ist genau wie vorhin auch hier winkliche Umrißknickung, und das Ergebnis der hannoversche rechteckige Typus*. Infolge anderer Formenvoraussetzung[1]) kann sich bei einer solchen Spangenart kein zweigesichtiges Stadium entwickeln. Deshalb auch für den Germanen die Unmöglichkeit, den untersehnigen Spätlatènetypus zu schaffen, was immer gleichbedeutend ist mit der Unmöglichkeit einer gußtechnischen Bearbeitung der geschmiedeten Mittellatènespangen. Diese Aussage bleibt bestehen auch trotz des Hinweises auf die unmittelbaren Fortsetzungen des hannoverschen Typus in Gotland*, die doch ganz augenscheinlich gegossen sind und obendrein sogar noch das Mittellatèneschema klar zum Ausdruck bringen, wodurch meine obige Aussage von der Unmöglichkeit des Gießens einer Mittellatènefibel ohne eine die Herkunft verwischende Gestaltsänderung scheinbar widerlegt worden ist. Auf diesen Einwand ist zu erwidern: Wohl ist es wahr, daß hier der Guß nicht das Mittellatèneschema ausgelöscht hat, doch schlagen auch diese Fibeln, in demselben Augenblicke in ihrem Aussehen um, in dem sich bei weiterer Entwicklung der Nadelhalterrahmen gänzlich gefüllt hat. Das muß der gotländische Meister wohl gewußt haben, denn er bricht die Entwicklung der Fibeln kurz vor diesem kritischen Punkte ab.

Weniger Kopfzerbrechen macht sich der Kelte, dem an der unteren Sehne sehr viel gelegen ist, die aber durch den lediglich bei obersehnigen Fibeln gelungenen und nun modern gewordenen Guß ihrerseits unmodern zu werden droht. Er zerhaut den gordischen Knoten, indem er ohne Rücksicht auf Typologie und Genealogie in genauer Anlehnung[2]) an den obersehnigen Spätlatènetypus Fibeln gießt und sie mit unterer Sehne ausstattet*. Das ist die Entstehungsweise des keltischen Spätlatènetypus, der sich nicht nur bezüglich seines Aussehens so eng an den obersehnigen anschließt, sondern auch mit diesem die örtlichen und politischen Umstände teilt, wie er ihm auch zeitlich unmittelbar folgt. Die durch den Einmarsch der Markomannen ausgelöste Überschwemmung Germaniens mit keltischen Kulturgütern lagert auch diese Fibelart dort allenthalben ab, ohne aber dafür geeigneten Boden gefunden zu haben. Nach einigen Jahren wäre unsere Spange gänzlich verschwunden

[1]) Fritzschbier a. a. O., Taf. VII Abb. 39. Text S. 63—67.

[2]) Siehe doppelzeilige, mit einem Pfeil versehene, Verbindung.

gewesen, wenn nicht abermals der Langobarde sie aufgenommen und zum kaiserzeitlichen Typus der eingliedrigen Armbrustfibel* weitergebildet hätte.

Ein paar Exemplare dieser Almgrenschen Gruppe I gelangen nach dem Rheingebiete. Dort werden sie zur einfachen drahtförmigen Legionsfibel* weitergebildet. Und zwar um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Massenhaft ist ihr Vorkommen im Rheingebiete. Weniger zahlreich in den pannonischen Donaulanden, wohin sie durch Legionsverschiebung nach dem Saturninischen Aufstande gelangt sind.

Wie erinnerlich, sind die Bojer nach stark gußtechnischer Beeinflussung durch die Germanen von Böhmen nach Norikum abgewandert. Nach erfolgter Bildung der beiden Spätlatènetypen und nach einigen Jahren Herumschlagens mit den Tauriskern fallen die Bojer zusammen mit den Helvetiern im Jahre 58 in Gallien ein. Mit ihnen gelangen auch ihre Fibeln nach Gallien. Darunter der Spätlatènetypus mit unterer Sehne. Bereits vor 52 muß dieser eine Verdickung am Halse erhalten haben, da ein Exemplar dieser Art* in den Schanzgräben von Alesia gefunden worden ist. Diese Verdickung auf einer kugelartigen Platte glattgeschlagen — und es entsteht die Schüsselfibel*. Einwirkungen von plattbügeligen Fibeln des unterseh nigen Spätlatènetypus auf die Schüsselfibeln ergeben den Nauheimer Typus*. Beide Spangenarten sind zeitlich von sehr kurzer Dauer. Ihr Verbreitungsgebiet ist das östliche Gallien mit angrenzenden Rheingebiet und Böhmen. Jene ist in Gallien entstanden, diese vielleicht in Böhmen.

Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.

Von Conſt. Diculescu.

Im Jahre 454, infolge des gepidiſchen Sieges über die Hunnen am Netao, erlangten die Gepiden ihre völlige Unabhängigkeit zurück und traten in Dazien politiſch an den Platz der Hunnen. Es iſt dabei recht beachtenswert, daß die neue gepidiſche Staatsbildung dieſelben Grenzen hatte wie die römiſche Provinz Dazien im engeren Sinne, d. i. das Land zwiſchen Teiß, Donau, Olt und Karpaten [1]). Die Anweſenheit germaniſcher Stämme in Dazien war aber in dieſer Zeit keine neue Erſcheinung. Denn lange vor dem 249 erfolgten Einzug der Gepiden waren die nördlichen und nordweſtlichen Teile des Landes im Beſitz germaniſcher Stämme.

So wurden in den letzten Jahren der Regierung Mark Aurels, etwa 169, in Norddazien die Lakringen angeſiedelt. Nicht lange darauf, etwa 171 oder 172, brachen die haſdingiſchen Wandalen über die dakiſche Grenze und begehrten unter Führung von Raus und Raptus Anſiedelung auf römiſchem Boden. Die Römer verweigerten ſie ihnen, rieten ihnen aber, ſich auf die benachbarten Koſtoboken zu werfen, einen dakiſchen Stamm, der die römiſche Provinz beläſtigte und ſich gerade im Markomannenkrieg furchtbar gezeigt hatte [2]). In der Tat fielen die Haſdingen über die Koſtoboken her und entriſſen ihnen ihr Land auf der Nordweſtſeite der Teiß; ſie fuhren jedoch auch jetzt fort, Dazien zu beunruhigen. Die Lakringen, welche fürchteten, die Römer könnten die Haſdingen, um dieſe ſich vom Halſe zu ſchaffen, auch gegen ſie ſenden, ſahen ſich veranlaßt, gegen das ſtammverwandte Volk zu Felde zu ziehen. So brachten ſie durch einen plötzlichen Angriff den Haſdingen eine ſolche Niederlage bei, daß dieſe ſich gezwungen ſahen, Mark Aurel um Hilfe anzuflehen, von dem ſie gegen das Verſprechen, Heeresfolge zu leiſten,

[1]) Vgl. dazu C. Diculescu, Die Gepiden I, Leipzig 1922, S. 71—84.

[2]) Capitolinus, v. M. Antonin. 22; Pauſanias 9, 34.

Sitze in Dazien und Jahrgelder erhielten [1]). Daher finden wir sie auch neben den Lakringen im Markomannenkriege auf seiten der Römer [2]).

Da die Wandalen schon das alte Land der Kostoboken nordwestlich der Teiß in ihrem Besitz hatten, so muß ihr neuer Gebietszuwachs den angrenzenden Teil der Ebene zwischen Teiß und dem siebenbürgischen Erzgebirge umfaßt haben. Die nördliche Grenze ihrer Sitze bildeten also die Karpaten, die südliche der Mureş (Maros) und später nach der Aufgabe des Banats durch die Römer im Jahre 274, die Donau. Daß der Mureş, der Weiße, der Schwarze und der Schnelle Kriş (Körös: Crisius) das damalige wandalische Land durchströmten, erfahren wir aus Jordanes-Cassiodor, bei dem auch die Donau als Südgrenze und die Goten als östliche Nachbarn angegeben werden [3]). Die geographische Bestimmung der Wandalensitze in dem angegebenen Sinne dokumentiert sich archäologisch dadurch, daß sowohl im Norden als auch im Süden des genannten Gebietes Spuren wandalischer Siedelungen entdeckt wurden. Für den Norden betrachte ich als solche die beiden berühmten Grabfunde von Osztropataka (Ostrovian) nördlich des Teißknies, von denen der erste eine reizvolle Silberschale mit silberner Untertasse, einen goldenen Becher und einen Silberlöffel, dann mehrere Schmuckgegenstände und namentlich zwei goldene und drei silberne Fibeln, einen Arm- und einen Halsring aus Gold, einen dreischichtigen Onyx in durchbrochener Goldeinrahmung und verschiedenes andere umfaßt. Er kam 1790 zum Vorschein und wird heute im Kunsthistorischen Museum zu Wien aufbewahrt. Der zweite 1865 in der Nähe des ersten gemachte Fund — heute im Budapester Nationalmuseum — enthält zwei Glasschalen mit eingeschliffenen Ornamenten, einen Bronzeeimer und vier Silberbleche mit Spuren von Vergoldung und mit eingepreßten Reliefffiguren bärtiger Sphinxe, weiblicher Brustbilder und eines Grillus (Menschenkopf auf zwei Vogelfüßen), dann vier goldene Ringe, zwei silberne

[1]) Dio Cassius LXXI, 12: *Ἄστιγγοι δέ, ὧν Ῥᾶός τε καὶ Ῥάπτος ἡγοῦντο, ἦλθον μὲν ἐς τὴν Δακίαν οἰκῆσαι, ἐλπίδι τοῦ καί χρήματα καὶ χώραν ἐπὶ συμμαχίᾳ λήψεσθαι μὴ τυχόντες δὲ αὐτῶν, παρεκατέθεντο τὰς γυναῖκας καὶ τοὺς παῖδας τῷ Κλήμεντι, ὡς καὶ τὴν τῶν Κοστουβώκων χώραν τοῖς ὅπλοις κτησόμενοι νικήσαντες δὲ ἐκείνου καὶ τὴν Δακίαν οὐδὲν ἧττον, ἐλύπουν δείσαντας δὲ οἱ Λάκριγγοι, μὴ καὶ ὁ Κλήμης φοβηθείς κτλ.*

[2]) Petrus Patricius fragm. 7: *ὅτι ἦλθον καὶ Ἄστιγγοι καὶ Λακριγγοὶ εἰς βοήθειαν τοῦ Μάρκου.*

[3]) Jordanes, Get. XXII, 113—114: — quo tempore < Vandali > erant in eo loco manentes, ubi nunc Gepidas sedent, juxta flumina Marisia, Miliaque et Gilpil et Grisia < et Tisianus >, qui omnes supradictos excedet. Erat namque illis tunc ab oriente Gothus, ab occidente Marcomannus, a septentrione Hermundolus, a meridie Histrum, qui et Danubius dicitur. Über den ersten Satz dieser Stelle vgl. C. Diculescu, Die Gepiden, S. 75 f. und 88. Die Angabe des Jordanes, die Markomannen und Hermunduren seien Nachbarn der Wandalen gewesen, beruht auf einem Anachronismus und geht auf eine Quelle aus dem 2. Jahrhundert zurück, als die hasdingischen Wandalen noch in Schlesien wohnten.

Fibeln und eine goldene, eine Goldperle, eine römiſche Goldmünze der Kaiſerin Etruscilla, der Gemahlin des Decius (249—251), einen Beinkamm, Bruchteile eines Meſſers und einer Schere uſw. Wie ſchon die beigelegte Goldmünze zeigt, ſtammen die beiden Gräber aus den fünfziger Jahren des 3. Jahrhunderts. Abgeſehen von einigen Stücken, die ſich leicht als Erzeugniſſe der römiſch-griechiſchen Kunſt erweiſen, hängen die beiden Funde, wie J. Hampel[1]) mit Nachdruck hervorgehoben hat, mit den entſprechenden in Dänemark und Norddeutſchland aufs engſte zuſammen. Hampel irrt aber, wenn er dieſe Funde den Goten zuſchreibt. Hier kommen nur die Wandalen in Frage; von den Goten, ſowie von den Gepiden in dieſer Gegend kann keine Rede ſein. Dafür, daß die beiden Funde wirklich wandaliſch ſind, ſprechen indeſſen zwei untrügliche Merkmale, und zwar die Grabanlage: Feldſteinſetzung von der Größe eines Bettes, wie wir ſie in Oſtgermanien nur bei den Wandalen in Schleſien antreffen und dann die Anweſenheit des Meſſers und der Schere unter den Beigaben[2]). Solche Beigaben fehlen in den gepidiſchen Gräbern in Weſtpreußen und in Dazien gänzlich, teilweiſe auch in den gotiſchen, kommen aber auf dem wandaliſchen Gebiet in Schleſien faſt in jedem Männer- und Frauengrabe vor. Hervorzuheben iſt ferner der nahe Zuſammenhang der Gräber von Osztropataka mit denen von Sackrau bei Breslau, die auf dieſelbe Zeit datiert ſind —, hier durch eine Goldmünze des Kaiſers Claudius II Goticus (268—270). Abgeſehen von der gleichartigen Grabanlage weiſen dieſe Funde noch andere gemeinſame Züge auf. So iſt der Eimer im Grabe von Osztropataka ganz ähnlich demjenigen im zweiten Fund von Sackrau. Die Goldfibel von Osztropataka iſt eine Dreirollenfibel, wie es auch die Fibeln aus allen drei Grabfunden von Sackrau ſind. Einen ſilbernen Löffel enthält der Fund dort wie hier, desgleichen je eine römiſche Goldmünze. Löffel und Goldmünzen als Beigaben fanden ſich in den gepidiſchen Gräbern nicht. Ferner zeichnen ſich die Sackrauer und Osztropatakaer Funde durch das Vorhandenſein von Schere und Meſſer als Grabbeigaben aus, auch enthalten ſie gleichermaßen keine Waffen. Der alten Sitte, dem Verſtorbenen Waffen ins Grab mitzugeben, ſcheint bei den Wandalen, wie mir Koſſinna geſprächsweiſe mitteilt, nur noch das niedere Volk gehuldigt zu haben. Die Gräber von Osztropataka ſowie diejenigen von Sackrau ſind nämlich, nach ihrem Reichtum zu urteilen, als Fürſtengräber anzuſprechen. Nach alledem ſtammen die Funde von Osztropataka ſowie diejenigen von Sackrau von ein und demſelben Volke, welches im 3. Jahrhundert ſeine Sitze ſowohl an der Teiß als auch in Schleſien hatte. Es ſind dies die Wandalen. An der Teiß wohnten damals die hasdingiſchen, in Schleſien die ſilingiſchen

[1]) Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos (Budapeſt 1885), S. 152 f.

[2]) Eine ausführliche Fundgeſchichte und Beſchreibung der Gräber von Osztropataka gibt E. Henßlmann in Mitteil. d. K. K. Central-Commiſſion, XI. Jahrg., Wien 1866, S. 39 f.

Wandalen. Ein anderer Fund aus der Gegend nordöstlich der Teiß, und zwar derjenige von Gibart (Komitat Abauj), dessen Inhalt großenteils aus Waffen besteht und im Museum zu Kaschau aufbewahrt wird, ist schon im Jahre 1905 von Kossinna auf Grund der verzierten Lanzenspitze als ostgermanisch und speziell wandalisch erkannt worden [1]).

Wir verlassen jetzt den Norden und wenden uns der Ebene östlich der Teiß zu. Durch den germanischen Charakter der einzelnen Fundstücke einerseits und die Art der Beigaben (Waffen, Schere, Messer) andererseits erweisen sich hier als wandalisch die Grabfunde von Apa [2]) und Bela [3]) im Komitat Szatmar, dann diejenigen von Kekcse [4]) und Kanyar im Komitate Szabolcs [5]). Als Spuren wandalischer Siedelungen auch südlich der Krisflüsse betrachte ich die Funde auf dem Gräberfelde von Szentes an der mittleren Teiß. Hier wurden im Jahre 1902 nahezu 100 Gräber mit altgermanischen Kulturresten geöffnet. Es kamen daraus als Beigaben zutage allerlei Schmuck wie Bronzefibeln germanischen Stils der Völkerwanderungszeit, Bernstein- und Glasperlen, Almandine, Kämme, Schnallen, dann verschiedene Geräte, wie Tonwirtel, Messer, Scheren, Feuersteinstücke, Tongefäße und Waffen. Die Gefäße lagen in der Nähe des Schädels, Pfeilspitzen in der Nähe der Schulter oder bei den Füßen, der Schildbuckel in der Brustgegend, das Schwert daneben. Die Bestattungsart unterlag keinem einheitlichen Brauche, denn neben Brandgräbern treten Skelettgräber auf. Ähnliches ist auch bei den Wandalen in Schlesien beobachtet worden [6]). Hampel [7]) schreibt das Gräberfeld von Szentes den Gepiden zu. Das kann aber nicht stimmen. Die Waffenbeigaben, sowie das Vorhandensein des Messers in Männer- und Frauengräbern schließen diese Annahme völlig aus. Dieser Grabritus war dagegen den Wandalen eigen.

Die Angaben der Überlieferung, die man in Zweifel ziehen könnte, über die Lage der hasdingisch-wandalischen Sitze an der Teiß werden mithin durch die archäologischen Funde restlos bestätigt.

---

[1]) In Zeitschr. f. Ethnol. 37, S. 383 f. (1905). Vgl. dazu G. Kossinna, Die deutsche Ostmark. Kattowitz 1919, S. 19 (aus der Zeitschrift: „Oberschlesien").

[2]) Lanzenspitze, breites, zweischneidiges Schwert, eiserner gedrungener Knopfsporn, eiserne Schere, flacher Bronzeschildbuckel und Schildfessel: Museum Budapest.

[3]) Eine Fibel mit umgeschlagenem Fuß, ein Knopfsporn, ein Stangenschildbuckel, zwei Lanzenspitzen.

[4]) Ein Stangenschildbuckel, eine kurze Lanzenspitze, ein Ortband einer Dolchscheide, zwei Eisensporen mit eingezogenem, gedrungenem Stachel und stark eckig verbreiteter Bügelmitte: Museum zu Nyiregyhaza.

[5]) Eisensporn, Bruchteil eines Eisensporen, eine verzierte Lanzenspitze. — Alle diese vier Funde sind von Kossinna bei Martin Jahn, Der Reitersporn, Leipzig 1921 (= Mannus-Bibliothek Nr. 21), S. 122, erwähnt.

[6]) Vgl. O. Mertins, Wegweiser durch die Urgesch. Schlesiens, S. 103. Breslau 1906.

[7]) Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn (Braunschweig 1905) I, S. 776.

Laſſen ſich die Sitze der Hasdingen in dem angegebenen Sinne genau beſtimmen, ſo bleibt für diejenigen der Lakringen nur das öſtlich davon gelegene Gebiet auf dem Nordrande Siebenbürgens übrig. Das Lakringenland umfaßte alſo ungefähr das Gebiet der heutigen Komitate Bereg, Ugocſa und Maramureş.

Im Jahre 180 mußten die Hasdingen ſich den Römern gegenüber verpflichten, mit ihren Wohn- und Weideplätzen 40 Stadien, d. i. etwa 7½ Kilometer, von der Grenze Daziens fern zu bleiben [1]). Das läßt darauf ſchließen, daß ſie in den letzten Jahren des Markomannenkrieges wiederum auf ſeiten der Reichsfeinde geſtanden haben. In den nächſten Jahrzehnten hielten ſich ſowohl die Hasdingen als auch die Lakringen ruhig in ihren Sitzen auf dem Nord- und Weſtrande Daziens. Wenigſtens hören wir von ihnen während dieſer Zeit nichts.

Inzwiſchen erſtand der Provinz eine weit größere Gefahr in den mächtigen Goten. Dieſe hatten ſchon einige Jahre vor dem wandaliſchen Abzug aus Schleſien ihre Sitze an der Oſtſee zu verändern begonnen. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts tauchten ſie an der Nordküſte des Schwarzen Meeres auf, wo ſie nach mehrjährigen Kämpfen das Land zwiſchen Don und Karpaten in Beſitz nahmen. Das erſte Jahrhundert der gotiſchen Geſchichte am Schwarzen Meere beſteht für die griechiſch-römiſchen Berichte in der Aufzählung und Schilderung der verheerenden Beutezüge dieſes Volkes, womit wir uns hier nicht näher zu beſchäftigen haben. Man kennt bis auf Konſtantin an 22 gotiſche Einfälle ins Römiſche Reich (Jahre 214, 238, 242, 248, 253, 254, 256, 257, 258, 261, 263, 264, 266, 267, 269—270, 271, 275—276, 278, 297 und 302), die ſämtliche Länder der Balkanhalbinſel und Kleinaſiens umfaſſen.

Von den drei Teilen Daziens fiel zuerſt Siebenbürgen in die Hände der Germanen. Der Verluſt dieſes Landes an die Goten iſt nicht genau datiert. Sämtliche moderne Darſteller nehmen als Datum des wichtigen Ereigniſſes das Jahr 256 an. Triftige Gründe ſprechen aber für das Jahr 260. Das Aufhören der dakiſchen Münzprägung im Jahre 256/57, worauf ſich jene Datierung hauptſächlich ſtützt, bedeutet unter Umſtänden nur den Beginn ſchlechter Tage für die Provinz; ein Beweis dafür, daß ſomit auch die römiſche Herrſchaft aufgehört habe, iſt es noch nicht. In Obermöſien (Viminacium) beiſpielsweiſe hört die Münzprägung ſchon 254/55 auf, ohne daß man berechtigt wäre, daraus auf die Eroberung durch die Barbaren zu ſchließen. Ferner weiſt der Titel Dacicus Maximus, den Gallienus ſich etwa 257 beilegte, auf die erfolgreiche Behauptung der Provinz gegen die Gepiden, die darin

[1]) Dio Caſſius 72, 3. Hier wird über den Abſchluß des Friedens vom Jahre 180 durch Kommodus berichtet. Die Wandalen werden dabei nicht bei Namen genannt. Erwähnt ſind die Buren und die „anderen" Völker. Daß aber unter den letzteren auch die Wandalen mit zu verſtehen ſind, ergibt ſich deutlich aus der Klauſel betreffs Daziens.

eingedrungen waren [1]). Ungefähr aus demselben Jahre — dies ist allerdings nur der terminus post quem — stammt auch eine Inschrift aus Sarmizegethusa, die dem Cäsar P. Cornelius Valerianus, dem Sohne des Gallienus, gesetzt ist [2]). Andererseits waren die Blicke der Goten in jener Zeit nicht auf Dazien, sondern auf die südöstlichen Reichsprovinzen gerichtet, wo sie Sommer 257 gemeinsam mit den Boranen den Seezug gegen Phasis unternahmen und Pityus und Trapezunt eroberten. Im Winter und Frühjahr 258 fällt der Zug der Goten durch Mösien nach Bythinien [3]). Bei der Größe dieser Unternehmungen während dieser zwei Jahre ist die Möglichkeit eines gleichzeitigen gotischen Unternehmens auch gegen Siebenbürgen, d. h. in entgegengesetzter Richtung, ganz ausgeschlossen. 259 und 260 hören wir ferner nichts von gotischen Unternehmungen gegen das römische Reich. Die Goten mögen wenigstens das erste Jahr zur Erholung und Vorbereitung für neue Streifzüge benutzt haben. Nach alledem können weder das Jahr 257 noch die folgenden zwei als Datum der Einnahme Siebenbürgens durch die Goten angesehen werden. Der Vorgang kann aber auch nicht viel später stattgefunden haben. Die Schriftquellen berichten nämlich übereinstimmend, daß Dazien — hier ist damit bloß das Kerngebiet desselben, Siebenbürgen, gemeint — während der Regierung des Gallienus an die Barbaren verloren gegangen ist [4]). Da der Name Valerians dabei nicht erwähnt wird, so kann damit nur die Alleinherrschaft des Gallienus (260—268) gemeint sein. Von dieser läßt sich als Datum des Verlustes Siebenbürgens nur das Jahr 260 annehmen, da es dem Zeitpunkt, wo die dakische Münzprägung aufhört (256/57) am nächsten steht. Dieses Jahr war für die Goten zur Eroberung Siebenbürgens insofern gut gewählt, als es ein Unglücksjahr für die Römer war. Damals war der alte Kaiser Valerian in persische Gefangenschaft geraten, während sein Sohn und Mitregent Gallienus sich gegen revolutionäre Feldherren rüsten mußte, die in verschiedenen Reichsprovinzen zu Kaisern ausgerufen worden waren. Auch der Einfall der Goten in Illyrikum im Jahre 261 weist darauf hin, daß damals ein Teil Daziens sich schon in ihren Händen befand.

---

[1]) Vgl. L. Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme I, 1 S. 65, Anm. 5; meine erwähnte Schrift über die Gepiden I, S. 33.

[2]) Corp. Inscr. Lat. III, 7971 = H. Dessau, Inscr. Lat. selectae 554 (vol. I S. 130). Die ersten alexandrinischen Münzen dieses Cäsars lassen sich für das Jahr 256/57 nachweisen; vgl. Alfred v. Sallet, Die Daten d. alexandr. Münzen, Berlin 1870, S. 76.

[3]) Vgl. B. Rappaport, Die Einfälle der Goten ins römische Reich bis auf Constantin, Leipzig 1898. S. 55 f.

[4]) Eutropius, Gallienus IX, 8: Dacia, quae a Trajano ultra Danuvium fuerat adjecta, tum amissa est; Aurelius Victor, Caes. Gallienus 33, 3: Amissa trans Istrum, quae Trajanus quaesiverat; Sextus Rufus, Gallienus: Gallieno imperatore Dacia amissa est; Orosius, Gallienus IV, 21: Dacia trans Danubium in perpetuum auffertur.

An eine Wiedereroberung Siebenbürgens haben die Römer, wie es ſcheint, nicht mehr gedacht. Ein gepidiſcher Verſuch, das ſchöne Land den Goten zu entreißen, ſcheiterte. Der dafür geführte Krieg endete nämlich mit einem Sieg der Goten über die Gepiden bei Galt (Ungra) am Olt im Jahre 262 [1]).

Zwölf Jahre ſpäter, gegen Ende der Regierung Aurelians, 274 oder 275, hörte die römiſche Herrſchaft auch im Banat und in Oltenien auf [2]). Die ganze Provinz befindet ſich von nun an in der Herrſchaft dreier germaniſcher Stämme, der Terwingen (= Weſtgoten), Taifalen und Wittowalen [3]). Die Gepiden werden dabei nicht erwähnt, weil die von ihnen bewohnten Gebiete in Norddazien außerhalb des römiſchen Grenzwalls lagen. Recht auffallend iſt aber dabei nur die Tatſache, daß die mächtigen Stämme der Hasdingen und Lakringen nicht mehr genannt werden und daß an ihrer Stelle mit einem Male die Taifalen und Wittowalen auftauchen.

Wie iſt das zu erklären?

Beim erſten Blick würde man den Eindruck gewinnen, und das iſt auch die übliche Annahme, daß in Dazien in der Zeit vor und nach 274 ſechs germaniſche Stämme, und zwar die Weſtgoten, Gepiden, Taifalen, Wittowalen, Lakringen und die Hasdingen nebeneinander hauſten. Offenbar eine zu große Völkermenge für das Land zwiſchen Teiß, Donau, Olt und Karpaten! Dies iſt aber nicht der Fall.

Der Umſtand, daß die Weſtgoten in Dazien auch Terwingen hießen, führt zur Vermutung, daß auch andere germaniſche Stämme in jener Gegend je unter zwei Namen überliefert worden ſind. Daß dem ſo ſein muß, ergibt ſich aus der Tatſache, daß ebenſo wie die Volksnamen Terwingen (= Weſtgoten) und Greutungen (= Oſtrogoten) auch die der Lakringen und Wittowalen nach kurzer Zeit verſchwanden, bzw. außer Gebrauch kamen. Im folgenden aber wird ſich zeigen, daß die letzten beiden nur andere Namen für die Stämme der Taifalen und Hasdingen waren.

Die Identität der Wittowalen und Hasdingen hat man ſeit langem erkannt. K. Müllenhoff (DA. 11, 82 und 324) befürwortet ſie und R. Much (in: Hoops, Lexikon d. germ. Altertumskunde III, S. 417) pflichtet

[1]) Jordanes, Get. XVII, 98. Vgl. dazu meine erwähnte Schrift über die Gepiden I, S. 33 f.

[2]) Vopiscus, Aurelian. 39 (Script. hist. Aug. ed. Peter, Vol. II, S. 177): Cum vastatum Illyricum ac Moesiam deperditam videret, provinciam Transdanuvinam Daciam a Trajano constitutam sublato exercitus et provincialibus, reliquit..; danach Eutropius IX. 15; Sextus Rufus VIII etc. Über das Datum vgl. Wietersheim-Dahn, Geſch. d. Völkerw., I. Bd. S. 240 und 561, ſowie die Auseinanderſetzungen bei B. Rappaport a. a. O. S. 99.

[3]) Eutropius VIII, 2 (MG. Auct. ant. S. 136): provincia trans Danubium (a Trajano) facta in his agris, quos nunc Taifali, Victuali et Tervingi habent.

ihr mit Recht bei, um sie aber (in: Deutsche Stammeskunde ³, Berlin und Leipzig 1920, S. 124) wieder in Zweifel zu ziehen. Für zwei verschiedene Volksstämme werden die Hasdingen und die Wittowalen ausdrücklich von L. Schmidt (Gesch. d. Wandalen, Leipzig 1901, S. 8, Anm. 5 usw.) gehalten. Er beruft sich dafür auf die Chronologie und bemerkt, daß die Stelle bei Kapitolin [1]) sich auf die Zeit vor 169 bezieht, während der von Dio Cassius berichtete „Einbruch" der Hasdingen erst nach 170 erfolgte. Gewiß, aber die Ankunft der Hasdingen an den Grenzen Daziens (nicht ihr „Einbruch" in Dazien!), sowie ihre Ansiedelung hier hat mit den unmittelbar früher erfolgten Kämpfen des Markomannenkrieges nichts zu tun. Kapitolinus nennt die Hasdingen als Teilnehmer an jenen Kämpfen deshalb nicht, weil er sie Wittowalen nennt, und ebenso berichtet Dio Cassius von der Ankunft der Wittowalen an den Grenzen Daziens und von ihrer Niederlassung hier nicht, weil er sie umgekehrt Hasdingen nennt. Daß die beiden Stämme wirklich identisch waren, geht deutlich zunächst aus der Tatsache hervor, daß die Wohnsitze des einen wie des anderen in Dazien innerhalb desselben Zeitalters völlig zusammenfielen. Denn, wenn die Taifalen, wie wir sogleich sehen werden, Oltenien und die Wisigoten Siebenbürgen nebst der ganzen Moldau mit Bessarabien innehatten, so bleibt für die Wittowalen in Dazien nur die Westseite Siebenbürgens bis an die Teiß übrig. Hier haben wir uns die Wohnsitze der Wittowalen zu denken, was noch aus der schriftlichen Überlieferung hervorgeht. Ammianus XVII, 12, 193 berichtet nämlich, daß im Jahre 334 die vertriebene herrschende Klasse der Sarmaten, die sog. Sarmatae Limigantes, Zuflucht in Dazien bei den Wittowalen suchte und fand [2]). Dies weist entschieden darauf hin, daß die Sitze derselben unmittelbar westlich der Teiß lagen. In derselben Gegend wohnten aber, wie vorhin dargetan wurde, die Hasdingen. Berücksichtigen wir dazu noch die Tatsache, daß kein Geschichtsschreiber die Hasdingen und Wittowalen als zwei verschiedene Stämme hinstellt, sondern der erste Volksname nur von den einen und der zweite nur von den anderen im Verlaufe desselben Zeitalters gebraucht

[1]) Vita Marci 22, 1: Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant, ut Marcomanni, Varistae, Hermunduri et Quadi, Suevi, Sarmatae, Lacringes et Burei † hi aliique cum Victualis, Sosibes, Sicobotes, Roxolani, Basternae, Halani, Peucini, Costoboci. Der Wandalen als Teilnehmer an dem Markomannen-Krieg gedenkt Kapitolinus an anderer Stelle der Vita Marci (173). In diesem Völkerverzeichnis steht dafür der betreffende wandalische Stamm unter seinem besonderen Namen: Wittowalen. Aus diesem Grunde kann Domaszewskis (Serta Harteliana S. 8 f.) Wiederherstellung des lückenhaften Textes als: ..... (Vandali, Langobar) di Obiique cum Victualis ...., was die Wandalen betrifft, nicht richtig sein.

[2]) Ammianus XVII, 12, 18—19: — vicerunt dominos ferocia pares, sed numero praeminentes. Qui confundente metu consilia, ad Victohales discretos longius confugerunt .....

wird, ſo gelangen wir zur feſten Überzeugung, daß es mit den Hasdingen und Wittowalen dieſelbe Bewandtnis hat wie mit den Terwingen und Wiſigoten: Es handelt ſich nicht um zwei verſchiedene Stämme, ſondern nur um zwei verſchiedene Namen ein und desſelben Volksſtammes.

Wir gehen nun zu der Frage nach der ethnologiſchen Stellung der Taifalen und Lakringen über. Auch hier muß zunächſt bemerkt werden, daß die herrſchende Annahme, die Taifalen ſeien eine Abzweigung der Wiſigoten geweſen, keineswegs zutrifft. Die einzige Begründung dieſer Anſicht iſt die Tatſache, daß die Taifalen, ſo oft ihrer in der geſchichtlichen Überlieferung Erwähnung geſchieht, faſt immer in enger Verbindung mit den Goten und ſpeziell den Wiſigoten erſcheinen. Dieſe Begründung iſt aber hinfällig: in noch engerer Verbindung ſtanden die Alanen zuerſt mit den Goten, dann mit den Wandalen — man vergleiche beiſpielsweiſe die Bildung des alaniſch-wandaliſchen Reiches in Afrika — und trotzdem waren ſie kein germaniſcher, geſchweige denn ein gotiſcher oder wandaliſcher Stamm. Die gotiſche Stammſage andererſeits, die nur eine Dreiteilung der Goten in Oſtro- und Wiſigoten ſowie Gepiden kennt [1]), iſt ein ſchwerwiegender Beweis, daß die Taifalen kein gotiſcher Stamm waren. Da in Dazien nur von zwei oſtgermaniſchen Völkergruppen, der gotiſchen und wandaliſchen, die Rede ſein kann, ſo werden wir damit zur Annahme geführt, daß die Taifalen als ein wandaliſcher Stamm zu betrachten ſind. Dafür ſpricht deutlich nicht nur die ähnliche Bildung der Namensform — Taif-ali gebildet wie Wand-ali und die Variante Taif-uli gegenüber Wand-uli — ſondern auch das kennzeichnende Merkmal, daß ſie ebenſo wie die Wandalen ein Reitervolk waren, im Gegenſatz zu den Goten und Gepiden, die beide als Fußvölker erſcheinen. Die Zugehörigkeit der Taifalen zum wandaliſchen Stamm läßt ſich ferner auch noch archäologiſch beweiſen. In verſchiedenen Gegenden Südſiebenbürgens, und namentlich bei Agribici (Egerbegen), Dras (Draas), Medias, Turnişor (Neppendorf) und Sebeş (Mühlbach) ſind nämlich Grabfunde mit Waffenbeigaben (Schwerter, Lanzenſpitzen, Meſſer) aus der frühen Völkerwanderungszeit gemacht worden [2]). Da nun dieſer Grabritus den Goten teilweiſe, den Gepiden aber ganz fremd war, ſo können die erwähnten Gräber auf dem Boden Südſiebenbürgens nur den Taifalen zugeſchrieben werden. Dieſe huldigten alſo einem Grabritus, der den Wandalen eigen war. So iſt es denn über allen Zweifel erhaben, daß die Taifalen ein wandaliſcher Stamm waren.

Außerdem waren die Taifalen nichts anderes als ein und derſelbe Stamm mit den Lakringen, deren Zugehörigkeit zu den Wandalen ſeit langem erkannt wurde. Die Taifalen werden in der Tat nicht vor 249 erwähnt, da ſie nebſt Goten, Hasdingen, Baſternen und Karpen einen Streifzug in Möſien unter-

[1]) Jordanes, Get. XVII, 94—96.

[2]) Vgl. C. Gooß, Chronik der archäologiſchen Funde Siebenbürgens S. 131, 132, 134.

nahmen [1]). Die Tatsache, daß die Taifalen vor 249 nicht erwähnt werden, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß sie bis dahin, wie die Hasdingen als Wiktowalen und die Wisigoten als Tervingen, unter einem anderen Namen bekannt gewesen sind. Es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, daß die Taifalen in Dazien erst dann auftauchen, als der Lakringenname daselbst verschwindet. Nach ihrem Siege über die stammverwandten Hasdingen im Jahre 175 ist von den Lakringen tatsächlich nicht mehr die Rede. Sie mögen sich in der nächsten Zeit in ihren norddakischen Sitzen ruhig verhalten haben. Sie müssen ihr Gebiet aber schon 248 verlassen haben, da es im darauffolgenden Jahre (249) von den Gepiden eingenommen wurde [2]). Und das geschah gerade in der Zeit, wo die Taifalen neben den Hasdingen als Teilnehmer an dem erwähnten gotischen Streifzug in Mösien erscheinen. Es ist also in der Tat kein neuer Stamm in Dazien, sondern nur ein neuerer Name für denselben Stamm aufgetaucht. Der Name Taifali bildet zu Lakringi ebenso ein Gegenstück wie Wiktowali zu Hasdingi oder wie Naharwali zu Silingi. Der Name Hasdingi war eigentlich nur der Name des den Stamm — die Wiktowalen — beherrschenden Königsgeschlechtes [3]). Daß auch die Namen Lakringi und Silingi in einem ähnlichen Verhältnis zu den entsprechenden Taifali und Naharwali stehen könnten, wäre möglich, doch zeugt die Bedeutung der Namen Tervingi („Waldbewohner" zu got. triu „Baum") und Greutungi („Bewohner der sandigen Steppen", zu angls. gréot „Sand, Kies"), daß Kossinnas Ableitung des Namens Silingi von Sil=und (Seeland) auch durch alte Seitenstücke gestützt wird.

Nach dem im Jahre 249 erfolgten Streifzug in Mösien kehrten die Lakringen=Taifalen nicht mehr in ihr Landgebiet auf dem Nordrande Siebenbürgens zurück, das ja inzwischen, wie erwähnt, von den Gepiden eingenommen worden war, sondern sie haben ihre Wohnsitze an eine andere Stelle, näher an Mösien, sicher in Muntenien [4]) verlegt. Teile von ihnen werden hier in späterer Zeit neben den Wisigoten genannt. Diese Annahme wird noch durch den Umstand erhärtet, daß die Taifalen um 274 in den Besitz nicht des unmittelbar benachbarten Siebenbürgens, sondern Olteniens gelangten

[1]) Jordanes, Get. XVI, 91: Qui (= Ostrogotha) excipiens eos, eorumque verbis accensus, mox triginta millia virorum armata produxit ad proelium, adhibitis sibi Taiphalis et Astringis nonnullis.

[2]) Vgl. meine erwähnte Schrift über die Gepiden I, S. 24—32.

[3]) Jordanes, Get. XXII, 113: — qui (= Visimar, Vandalorum rex) Asdingorum stirpe, quod inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

[4]) Muntenien oder Groß=Walachei, wie es in österreichischen Quellen künstlich genannt wird, ist jener Teil Rumäniens, der zwischen Karpaten und Donau liegt und vom Olt bis zur Moldau reicht; Hauptstadt Bukarest (rum. Bucuresti). Westlich des Olt liegt Oltenien (Klein=Walachei) mit der Hauptstadt Craiova.

(vgl. weiter unten). Nach Oltenien werden ſie aber nicht aus Siebenbürgen, wo die Goten ſchon ſeit 260 Herren waren, vorgedrungen ſein, ſondern vielmehr aus Muntenien, in deſſen Ebene ſie ſich auch zum Reitervolk ausgebildet haben. Die Oſtgrenze des neuen Taifalenlandes fiel nach Ammian (XXXI, 3, 7) mit der Grenze Munteniens gegen die Moldau zuſammen; weſtlich erſtreckte es ſich bis gegen die Grenzlinie Olteniens zum Banat, was ſich ebenfalls aus Ammian (XVII, 13, 20) ergibt. Das Gros der taifaliſchen Siedelungen haben wir jedoch nach 274 nicht in Muntenien — hier wohnten unter anderem, wie wir bald ſehen werden, die nomadiſierenden Sarmaten —, ſondern in Oltenien und höchſtwahrſcheinlich in den anliegenden Teilen Südſiebenbürgens, wo ſie uns als Hilfsvolk der Goten gegen die Gepiden und Hasdingen-Wandalen begegnen und wo auch entſprechende Grabfunde gemacht wurden (ſ. oben S. 70, Anm. 2).

Es ergibt ſich aus den obigen Darlegungen, daß in dem Zeitalter, das uns hier beſchäftigt, nicht ſechs, ſondern nur vier germaniſche Stämme, nämlich zwei gotiſche, d. i. die Gepiden und Wiſigoten (Terwingen) und zwei wandaliſche, d. i. die Lakringen-Taifalen und die Hasdingen-Wiktowalen in Dazien nebeneinander wohnten. Die Beſitzverhältniſſe geſtalteten ſich ſo, daß die Moldau, Beſſarabien und die Bukowina ſowie Siebenbürgen zum Machtbereich der Wiſigoten gehörten, während in Oltenien und Muntenien die Taifalen und in Weſtdazien, d. h. im Banat und in der Krişana die Hasdingen, die ſchlechthin auch Wandalen genannt werden, herrſchten. Die nördlichen Teile Daziens hatten die Gepiden inne.

Als ſichere Spur gotiſcher Anſiedelung in Siebenbürgen iſt das ſyſtematiſche ausgegrabene Gräberfeld von Sîntana-de-Mureş (Maros-Szentanna), 3 km nördlich von Tîrgu-Mureşului (Marosvaſarhely) zu betrachten[1]). Abgeſehen von einigen Einzelfunden ſind hier im ganzen 74 Skelettgräber aufgedeckt und beobachtet worden. Die Gräber lagen in freier Erde und enthielten keine Waffen. Es fand ſich zufällig bloß ein einziges Schwert, das aber vor Beginn der ſyſtematiſchen Unterſuchung zum Vorſchein kam. Einige Gräber enthielten kleine eiſerne Meſſer, die kaum als Waffen anzuſprechen ſind, Unter den Schmuckgegenſtänden kamen in großer Anzahl vor Schnallen und Fibeln aus Bronze, ſelten aus Eiſen, dann verſchiedenartige Karneol- und Bernſteinperlen, Perlen aus blauem und gelbem Glas, aus ſchwarzer Paſte mit weißer Einlage, ſowie eine römiſche Melonenperle und einige Anhängerchen aus Silberblech. Die Fibeln gehören durchweg dem Typus der Armbruſtfibeln mit umgeſchlagenem Fuß und deren Weiterbildung mit verbreiteter Fußplatte und halbrunder Kopfplatte an. Die

[1]) Über dieſes Gräberfeld vgl. Kovacs in: Dolgozatok III (1911) S. 250 ff. mit kurzer Zuſammenfaſſung in franzöſiſcher Sprache und beſonders E. Brenner im VII. Bericht der römiſch-germaniſchen Kommiſſion 1912. S. 264 f.

Toilettegeräte sind durch eine große Anzahl von Beinkämmen, alle vom gleichen Typus mit geschweiftem Griff und durch einige Bronzepinzetten vertreten. Unter den sonstigen Grabbeigaben sehr groß ist der Reichtum an Tongefäße. Es fanden sich im einzelnen Grab durchschnittlich 4 oder 5 Gefäße; manche Gräber hatten deren aber bis zu zwölf. Die Gefäße zerfallen in zwei verschiedene Gruppen; die eine steht der römischen Keramik nahe, während die andere sogenannte Bucchero-Gefäße enthält, welche den südrussischen Gräberfeldern eigen sind. Glas ist nur durch einen einzigen Spitzbecher vertreten. Münzen sind in dem ganzen Gräberfeld nicht vorgekommen. Zeitbestimmend sind hier nur die Fibeln, auf Grund deren E. Brenner (a. a. O. 267) das Grabfeld ansprechend auf das 4. Jahrhundert datiert hat. Für das Bestehen chronologischer Unterschiede zwischen den einzelnen Gräbern liegt kein Anhalt vor; die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Fibelformen erweist sich durch die Gleichzeitigkeit des begleitenden Beigabeninhalts. Im Grab 46 kommt die Fibel mit umgeschlagenem Fuß zusammen mit der Fibel mit halbrunder Kopfplatte vor. Das Gräberfeld von Sîntana-de-Mureș kann demnach nicht länger als ein Jahrhundert benutzt worden sein. Und da die Entstehung der Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß in die Zeitstufe um 250 n. Chr. fällt[1]), so möchte ich die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts als Anfang der betreffenden Siedelung, die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts als Ende derselben ansehen. Das Gebiet von Sîntana-de-Mureș muß also während der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts seine Einwohner durch Auswanderung verloren haben. Diese chronologischen Anhaltspunkte passen genau zur Geschichte der Goten in Dazien; das Gräberfeld ist mithin den Goten zuzuschreiben, wofür noch die Grabanlage, der Grabritus und die Grabbeigaben deutlich sprechen. An die stammverwandten Gepiden kann nicht gedacht werden, da diese damals nicht in Siebenbürgen wohnten. Das einstige Vorhandensein gotischer Ansiedelungen in Siebenbürgen ist somit archäologisch gesichert. Die entgegengesetzte Ansicht, die von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, die Goten hätten in Siebenbürgen selbst nicht gewohnt und dieses Land hätte ihnen nur gelegentlich als Zufluchtsort gedient[2]), ist damit erledigt.

Während der letzten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts befestigte sich die Herrschaft der Goten in Dazien immer mehr. Die Basternen am Siret, Prut

[1]) Über die Chronologie und Verbreitung dieser Fibeln vgl. O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, Stockholm 1897, I. Bd., S. 77—78, 190—192; dazu G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte², Würzburg 1914, S. 156.

[2]) Diese Ansicht wird besonders von J. Jung, Zur Geschichte der Pässe Siebenbürgens in: Mitt. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, IV. Ergänzungsband 1893, S. 13 f., vertreten; ihr huldigen auch rumänische Historiker z. B. V. Pârvan, Contribuții epigrafice, București 1911, S. 151.

und im Donaudelta wurden von ihnen beſiegt und aus dem Lande vertrieben. Etwa 100000 flüchtige Baſternen wurden im Jahre 278 von Kaiſer Probus in Thrazien angeſiedelt [1]). Seitdem verſchwindet dieſes Volk für immer aus der Geſchichte. Um 290 ſchlugen die Goten mit taifaliſcher Hilfe einen gepidiſch-wandaliſchen Angriff auf Siebenbürgen ab [2]). Noch ſaß indeſſen den Goten in der Moldau der mächtige dakiſche Stamm der Karpen hemmend in der Seite. Es gelang den Goten doch, bald auch dieſem Volke eine ſolche Niederlage beizubringen, daß es ſeine Sitze verlaſſen mußte. Es fand 295 Aufnahme bei den Römern und wurde teils in Pannonien um Sopianae-Fünfkirchen, teils in Untermöſien angeſiedelt [3]).

II.

Ich komme nun auf die Einfälle der Goten ins römiſche Reich während der Regierung Konſtantins zu ſprechen.

Im Jahre 314 tobte der Bürgerkrieg um die Alleinherrſchaft zwiſchen Konſtantin und Licinius. Die dadurch entſtandene Entblößung der Donaugrenze benutzten die Goten und brachen in die Dobrudſcha und Möſien ein. Der im Dezember desſelben Jahres geſchloſſene Friede zwiſchen den beiden Gegnern brachte einen Teil der Donauprovinzen in die Hand Konſtantins. Im Frühjahr 315 ſchlugen nun die vereinigten Truppen beider Kaiſer die Goten aus dem Lande hinaus. Die Stadt Tropaeum (bei Adamkliſſi) wurde damals „behufs dauernder Sicherung des Grenzgebietes" wieder aufgebaut und Konſtantin nahm infolge des Sieges den Triumphaltitel Goticus Maximus an [4]).

---

[1]) Vopiscus, Vita Probi 18, 2: Facta igitur pace cum Persis ad Thracias redit et centum milia Basternarum in solo Romano constituit, qui omnes fidem servarunt.

[2]) Mamertinus, Genethliacus Maximiani § 17: — itemque Tervingi, pars alia Gothorum, adjuncta manu Taifalorum, adversum Vandalos Gipedesque concurrunt. Näheres darüber in meiner Schrift über die Gepiden I, S. 41—42.

[3]) Aurelius Victor, Caes. 39, 43: Carporum natio translata omnis in nostrum solum, cujus fere pars jam tunc ab Aureliano erat; Ammianus Marcellinus XXVIII, 1, 5: Maximinus (Staatsmann unter Valentinian II) — apud Sopianas Valeriae ..... orto a posteritate Carporum, quos antiquis excitos sedibus Diocletianus transtulit in Pannoniam. Einen vicus Carporum erwähnt Ammian an der unteren Donau, vielleicht in der Gegend bei Siliſtria; vgl. weiter unten.

[4]) Corpus Inscr. Lat. III, Suppl. 11, 13734 (= H. Deſſau, Inscr. Lat. selectae 8938): Romanae securitatis libertatisq. vindicibus dd. nn. Fl. Val. Constantino et V <al. Liciniano Licinio> Piis Felicibus aeternis Augg. quorum virtute et providentia edomitis ubique barbararum gentium populos ad confirmanda limitis tutelam etiam Tropeensium civitas auspicato a fundamentis feliciter opere constructa est. Vgl. dazu Gr. Tocilescu in: Arch. epigr. Mitteil. 17, S. 190. Der Titel Goticus Maximus des Konſtantin kommt auf Inſchriften aus den Jahren 315 und 319 vor.

Acht Jahre ſpäter, als die Beziehungen der beiden Kaiſer wieder getrübt wurden, und ein neuer Bürgerkrieg bevorſtand, überſchritten die Goten wieder die Donau und drangen plündernd durch Möſien bis nach Thrazien vor. Sie waren jetzt von einem ſarmatiſchen Volke begleitet, das nicht lange vorher, neue Wohnſitze ſuchend, von der Gegend des Azowſchen Meeres gekommen war und bei dieſer Unternehmung ſelbſt das Hauptkontingent bildete. Konſtantin zog von Theſſalonike aus gegen die Barbaren zu Felde und trieb ſie über den Strom zurück. Ja, um einem neuen Einfall der Feinde vorzubeugen, überſchritt auch er mit ſeinen Truppen die Donau und nahm die Verfolgung der Barbaren auf dem Gebiet Munteniens (Walachei) auf. Bei einem dicht bewaldeten Hügel wurde eine verirrte Schar Sarmaten von den Römern eingeholt und teils niedergemacht, teils in Gefangenſchaft geſchleppt. Der Sarmatenkönig Rauſimod kam dabei ums Leben. Mit der abgenommenen Beute und mit zahlreichen Gefangenen kehrten nun die Römer über die Donau zurück [1]). Das geſchah im Jahre 323.

Von den vorhandenen Quellen, die über dieſen Barbareneinfall berichten, ſpricht Zoſimos nur von den Sarmaten, der Anonymus Valeſianus nur von den Goten. Der üblichen Annahme (ſo F. Dahn, Urgeſch. I, S. 229; B. Rappaport, Die Einfälle der Goten 110, Anm. 1; Ludw. Schmidt, Geſch. d. deutſchen Stämme I, 1, S. 81, Anm. 2 uſw.), Zoſimos habe den ſarmatiſchen Einfall in Pannonien vom Jahre 321 mit dem gotiſchen von 323 irrtümlich zuſammengeworfen, kann ich nicht beipflichten. Denn Zoſimos ſpricht ausdrücklich von Sarmaten, die vom Azowſchen Meere kamen, d. h. nicht von den längſt bekannten Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau, die er ebenfalls kennt, und zwar als Nachbarn der Quaden und als Bewohner des Landes jenſeits der Donau, Pannonien gegenüber [2]). Wie aus dem

[1]) Anonymus Valerianus 21: Item cum Constantinus Tessalonicae esset Gothi per neglectos limites eruperunt et vastata Thracia et Moesia praedas agere ceperunt, tunc Constantini terrore et impetu repressi captivos illi impetrator pace rediderunt; Zosimus II, 21: *Κωνσταντῖνος δὲ πυθόμενος Σαυρομάτας τῇ Μαιώτιδι προσοικοῦντας λίμνῃ ναυσὶ διαβάντας τὸν ἴστρον ὑπ' αὐτῷ ληΐζεσθαι χώραν ἦγεν ἐπ' αὐτοὺς τὰ στρατόπεδα συναντησάντως δὲ καὶ τῶν βαρβάρων αὐτῷ μετὰ Ῥαυσίμοδον τοῦ σφῶν βασιλεύοντος τὴν ἀρχὴν σὶ Σαυρομάται προσέβαλλον πόλει φρουρὰν ἀρκοῦσαν ἐχούσῃ, ἧς τὸ μὲν ἀπὸ γῆς ἀνατρέχων εἰς ὕψος τοῦ τείχους ἐκ λίθων ᾠκοδόμητο, τὸ δὲ ἀνοτέρω ξύλινον ἦν . . . ἀπαντήσας Κωνσταντῖνος καὶ κατὰ νώτου τοῖς βαρβάροις ἐπιπεσῶν πολλοὺς μὲν ἀπέκτεινε τοὺς δὲ πλείους ἐζώγρησεν, ὥστε τοὺς λειπομένους φυγεῖν. Ῥαυσίμοδος δὲ τὸ πολὺ μέρος ἀποβαλὼν τῆς δυνάμεως, ἐς τὰς ναῦς ἐμβὰς ἐπεραιοῦτο τὸν Ἴστρον, διανοσύμενος καὶ αὖθις τὴν Ῥωμαίων ληΐζεσθαι χώραν. ὅπερ, ἀκούσας ὁ Κωνσταντῖνος ἐπηκολούθει, τὸν Ἴστρον καὶ αὐτὸς διαβάς, καὶ συμφυγοῦσι πρός τινα λόφον ὕλας ἔχοντα πυκνὰς ἐπιτίθεται καὶ πολλοὺς μὲν ἀνεῖλεν ἐν οἷς καὶ Ῥαυσίμοδον αὐτόν πολλοὺς δὲ ζωγρίας ἑλὼν τὸ περιλειφθὲν πλῆθους χεῖρας ἀνατεῖναν ἐδέξατο, καὶ μετὰ πλήθους αἰχμαλώτων ἐπανῄει πρὸς τὰ βασίλεια.*

[2]) Vgl. III, 1, 8: *Κουάδους δὲ καὶ Σαυρομάτας ἐπὶ πολλῆς ἀδείας Παιονίαν κατατρέχοντας . . .*; IV, 16, 18: *Σαυρομάται καὶ Κουάδοι . . .*

Berichte deutlich hervorgeht, überſchritt damals Konſtantin mit ſeinen Truppen zur Verfolgung der Sarmaten die Donau wohl nach dem heutigen Muntenien und nicht nach dem Lande zwiſchen Teiß und Donau. Der „dicht bewaldete Hügel" läßt ſich keineswegs in der ungariſchen Pußta zwiſchen Teiß und Donau, wohl aber im ſüdweſtlichen Muntenien denken, wo Ortsnamen wie Măgura „Hügel" häufig vorkommen, und wo ein ganzer Diſtrikt mit einem kumaniſchen Ausdruck für Urwald (Teleorman) benannt iſt. Auch wird Konſtantin damals auf den Gedanken gekommen ſein, das Gebiet Altdaziens durch eine Donaubrücke dauernd mit dem Reiche zu verbinden, was er nicht lange darauf auch verwirklichte (ſ. weiter). Übrigens daß während des 4. Jahrhunderts im rumäniſchen Tiefland ein ſarmatiſches Volk wohnte, wird noch, wie wir bald ſehen werden, durch andere zeitgenöſſiſche Quellen überliefert, die bis jetzt leider ebenfalls mißdeutet wurden. Aus der Tatſache, daß der Name Rauſimod germaniſch iſt, den Schluß zu ziehen, dieſer Barbarenkönig ſei ein Gotenführer geweſen, was von den genannten Darſtellern für zweifellos gehalten wird, geht in der Tat nicht an. Bei den Hunnen griff bekanntlich während der größten Entfaltung ihrer Macht gotiſche Namengebung Platz. Daß auch die Sarmaten ſich gotiſche Namen aneigneten, iſt ausdrücklich überliefert [1]). Schließlich daß der in Frage ſtehende Einfall wirklich von den Goten in Verbindung mit den Sarmaten unternommen wurde, ergibt ſich auch noch aus einer Stelle bei dem Kirchenhiſtoriker Sokrates, der von einem gemeinſamen Streifzug der Goten und Sarmaten ſowie von dem Siege Konſtantins über ſie ſpricht [2]). Die Vermutung L. Schmidts a. a. O., jene Sarmaten ſeien Heruler vom Azowſchen Meere geweſen, iſt haltlos.

In dem Bericht des Zoſimus wird ferner angedeutet, daß damals die Sarmaten mit den Römern Frieden ſchloſſen und in ein gewiſſes Freundſchaftsverhältnis zum Reiche eintraten. Dies muß ebenfalls auf Wahrheit beruhen, da wir in der Folgezeit nicht mehr von Feindſeligkeit zwiſchen ihnen und den Römern hören; und einmal riefen ſie ſogar den Beiſtand Konſtantins gegen die Goten an, der ihnen auch gewährt wurde (ſ. weiter).

Nachdem der Krieg gegen Licinius glücklich zu Ende geführt und Konſtantin in den Beſitz der Alleinherrſchaft gelangt war, richtete er ſein Augenmerk auf die Sicherung der Donaugrenze. Etwas unterhalb der Einmündung des Isker (rum. Iscor) in die Donau ließ er zwecks Erleichterung der

[1]) Jordanes, Get. IX, 58: — nemo qui nesciat animadvertat usu pleraque nomina gentes amplecti, ut Romani Macedonum, Greci Romanorum, Sarmatae Germanorum, Gothi plerumque mutuantur Hunnorum.

[2]) Sokrates I, 18: *Ὑπὸ δὲ τοὺς αὐτοὺς χρόνους καὶ βαρβάρων Σαρματῶν καὶ Γότθων καταιρεχόντων τὴν Ῥωμαίων γῆν, οὐδαμῶς ἡ περὶ τὰς ἐκκλησίας τοῦ βασιλέως πρόθεσις ἐνεκόπτετό ἀλλ' ἀμφοτέρων τὴν ἁρμόζουσαν ἐποίησατο πρόνοιαν· τοὺς μὲν γὰρ τῷ χριστιανικῷ τροπαίῳ πεπιστευκὼς κατὰ κράτος ἐνίκα ὡς καὶ τὸ εἰωθὸς παρὰ τῶν πάλαι βασιλέων δίδοσθαι χρυσίον τοῖς βαρβαροις περιελεῖν . . . .*

Operationen gegen die Goten und Taifalen eine von Gigen (rum. Ghighiu, wo das alte Oescus lag) nach Celei führende steinerne Brücke erbauen, die 328 vollendet wurde [1]). Konstantin selbst hielt sich im Sommer dieses Jahres in Oescus auf [2]), um die Bauten zu überwachen. An der ganzen Linie wurden Kastelle und befestigte Lager angelegt. Auf dem nördlichen Donauufer, bei dem heutigen Dorfe Spantov, zehn Kilometer östlich von Oltenita, gegenüber Turtucaia (Transmarisca), wurde das Kastell Daphne erbaut [3]). Die hierauf geprägten Münzen mit Constantiana-Daphne [4]) scheinen auf siegreiche Kämpfe mit den Goten hinzuweisen. Auch der durch eine Mauer verstärkte Wall zwischen Cernavoda und Konstanza, der in Entfernungen von etwa 2½ Kilometer durch große Kastelle geschützt war, scheint, nach den gefundenen Münzen zu urteilen, wenigstens teilweise ein Werk Konstantins zu sein [5]).

Im Jahre 331 suchten die Wisigoten und Taifalen die oben erwähnten Sarmaten aus ihren Sitzen in Muntenien zu vertreiben. Diese wandten sich an Konstantin um Hilfe, der sogleich seinen Sohn Konstantin II. mit einem Heer über die Donau schickte. Anfänglich erlitten die Römer eine Schlappe durch einen Überfall der taifalischen Reiterei; in der Entscheidungsschlacht aber, die am 20. April 322 erfolgte, errangen sie einen vollständigen Sieg über die Germanen [6]). — Da die Römer in diesem Krieg den Sarmaten zu Hilfe geeilt waren, und die Schlacht nach den übereinstimmenden Angaben der Quellen jenseits der Donau im Sarmatenlande stattfand, so nehmen alle Forscher ohne weiteres an, daß damit das bekannte Sarmatenland zwischen Teiß und Donau gemeint wäre. Das ist aber ein Irrtum. An eine Verdrängung

[1]) Aurelius Victor, Epit. 17: Hic pontem in Danubio struxit; Chronicon paschale I, a. 328: *Τὸν Δάνουβιν πλειστάκις ἐπέρασεν καὶ γέφυραν αὐτῷ λιθίνην ἐποίησεν.* Über die Lage der Brücke vgl. C. Schuchhardt in: Arch. ep. Mitteil. IX (1885), S. 229 f.; Kanitz, Donaubulgarien und der Balkan II, S. 261 f. Leipzig 1877.

[2]) Von hier ist nämlich ein Erlaß datiert: Cod. Theod. IV, 35, 5.

[3]) Procopius, De aedificiis IV, 7. Vgl. Gr. Tocilescu, Monumentele epigrafice si sculpturale ale muzăului din Bucuresti I, S. 180—184.

[4]) Bei H. Cohen, Description hist. de monnaies frappées sous l'empire romain VII, 237, 89 f.

[5]) Vgl. C. Schuchhardt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum V (1900), S. 100 f.; Gr. Tocilescu, Fouilles et recherches archéol. en Roumanie (1900), S. 143 f., 182.

[6]) Consularia Constantinopolitana a. 332: Pacatiano et Hilariano. His conss. victi Gothi ab exercitu Romano in terris Sarmatarum die XII k. Mai; Excerpta Valesiana VI, 31: Deinde adversus Gothos bellum suscepit et implorantibus Sarmatis auxilium tulit. Ita per Constantinum caesarem centum prope milia fame et frigore exstincta sunt; Orosius VII, 29: Mox Gothorum fortissimas et copiosissimas gentes in ipso barbarici soli sinu, hoc est in Sarmatarum regione, delevit; Eutropius IX, 7; Aurelius Victor, Caes. 41, 12 usw. — Hinsichtlich des Schlachtortes hat das Richtige, ohne darauf näher einzugehen, A. D. Xenopol, Istoria Romînilor, Jasi 1888, S. 314, erkannt.

der Sarmaten aus dem Lande zwiſchen Teiß und Donau haben die Wiſigoten Daziens tatſächlich nie gedacht; ein Anlaß dazu lag auch nicht vor. Und dies wäre auch ein Ding der Unmöglichkeit geweſen, ſofern zwiſchen den Goten- und Sarmatenſitzen die Wandalen wohnten. Es handelt ſich alſo hier keineswegs um die Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau, ſondern um jenen ſarmatiſchen Stamm, der in Muntenien ſeine Sitze hatte und der zuerſt im Jahre 323 anläßlich des beſprochenen Streifzugs in Möſien und Thrazien in den Geſichtskreis der Römer getreten war. Dieſe Sarmaten ſind, wie wir bald ſehen werden, auch unter dem Namen Serren bekannt. Zur Lokaliſierung des Schlachtortes iſt ſchließlich noch die Tatſache wichtig, daß Konſtantin ſich ſelbſt zum Kriegsſchauplatz begeben hat und daß er auf dem Wege dahin ſich acht Tage vor der Entſcheidungsſchlacht in Marcianopolis, der Hauptſtadt Untermöſiens, befand [1]). Als Übergangsſtelle über die Donau kommt mithin nur das nördlich davon gelegene Siliſtria (Durostorum) oder Turtucaia in Frage, woraus ſich ergibt, daß die gotiſch-römiſche Schlacht auf der rumäniſchen Ebene im Diſtrikt Jalomita ſtattfand.

Die Friedensbedingungen fielen nicht unvorteilhaft für die Goten aus [2]). Die zuvor eingeſtellten Jahrgelder wurden ihnen wieder bewilligt. Dafür verpflichteten ſich die Goten die Grenze zu bewachen und an den vom Kaiſer zu führenden Kriegen mit einem beſtimmten Kontingent zu beteiligen. Anders ausgedrückt, traten die Goten zum Reiche in das Verhältnis von Föderaten ein [3]). Sie erkannten dadurch die römiſche Oberhoheit an. Das Land nördlich der Donau wurde mithin als zum Reiche gehörig angeſehen. Wenn nun Kaiſer Konſtantin ſich rühmt, das Trajaniſche Dazien wiedererobert zu haben [4]), ſo iſt dies wohl keineswegs für eine bloße Prahlerei zu halten. Auch Euſebius ſagt von ihm, daß er das ganze im Norden gelegene Land der „Skythen" unterworfen habe [5]). Die Brücke über die Donau bei Celei an dem

[1]) Codex Theod. III, 5, 4 und 5.

[2]) So urteilt wenigſtens Eutropius X, 4, der berichtet, daß Konſtantin durch dieſen Frieden ingentemque apud barbaras gentes memoriam gratiae collocavit. Vgl. dazu Sozomenos I, 8 und Johannes Antiochenus, S. 170.

[3]) Jordanes, Get. XXI, 112: — qui (= Gothi) foedus inito cum imperatore quadraginta suorum milia illi in solacio contra gentes varias obtulere; quorum et numerus et militia usque ad praesens in re publica nominatur; id est foederati. Auf die von Konſtantin den Goten gewährten Jahrgelder ſpielt Julianus (Caesares ed. Hertlein, S. 422, 13) an, wenn er ſagt, Konſtantin habe die in Dazien wohnenden Völker genötigt, die Oberhoheit der Römer gewiſſermaßen zu erkennen, aber dies alles mehr Geld als Blut gekoſtet.

[4]) Julianus, Caesares XXIV: *Τραϊανοῦ δὲ τοῖς μὲν κατὰ τῶν τυράννων ἀνδραγαθήμασιν εἰκότως ἂν προτιμηθείην· τῷ δὲ ἧν οὗτος προεκθήσατο, χώραν ἀναλαβεῖν, ἴσος οὐκ ἂν ἀπεικότως νομιζοί μην· εἰ μὴ καὶ μεῖζόν ἐστι τὸ ἀνακτήσασθαι τοῦ κτήσασθαι.*

[5]) Euſebius, Vita Constantini I. 8, 2: *τὸ τε Σκυθικὸν ὑπηγάγετο πᾶν, ὑπ' αὐτῇ μυρίοις βαρβάρων ἐξαλλάττουσι γένεσι τεμνόμενον.*

unteren Olt verband jetzt den Norden mit dem Süden; das Aufblühen der Handelsbeziehungen wird durch die Münzfunde bezeugt und das neue dem Reiche wieder angegliederte Land diente ebenso wie Ägypten, Illyrikum und andere entfernte Reichsprovinzen als Verbannungsort für Ketzer und Störenfriede [1]). An eine Wiederkehr der alten römischen Zustände für die Provinz kann indes nicht gedacht werden. Zur Bekräftigung des Friedens stellten die Goten auf Verlangen des Kaisers vornehme Geiseln, darunter den Sohn des Königs Ariarik [2]).

Inzwischen war bei den Sarmaten zwischen Teiß und Donau eine Revolution ausgebrochen. Die sarmatische Sklavenbevölkerung, die als Sarmates Limigantes bezeichnet ist, überwältigte ihre Herren — die Sarmates Ardaragantes — und vertrieb sie aus dem Lande. Diese flohen teils zu den Quaden, teils zu den Wandalen in Dazien, während ein anderer Teil bei Konstantin Aufnahme fand, Sommer 334. Es ist hier besonders zu betonen, daß Konstantin bei der Erledigung dieses Zwischenfalles sich in Singidunum aufhielt — vgl. Cod. Theod. X, 15, 2 — also an der Grenze des eigentlichen Sarmatenlandes und nicht in einer Stadt Untermösiens, wie zwei Jahre zuvor anläßlich der Erledigung einer Angelegenheit der östlichen Sarmaten der Fall war [3]).

Während die Taifalen in Dazien stets als Verbündete der Goten erscheinen, nahmen ihre Stammverwandten, die hasdingischen Wandalen, zusammen mit den Gepiden eine den Goten feindselige Haltung ein. Zu einem ernsteren Konflikt kam es zwischen den Wandalen und Goten kurz nach dem gotisch-römischen Friedensschluß vom Jahre 332. Näheres darüber ist nicht überliefert. Jordanes berichtet nur, daß in der Entscheidungsschlacht an den Ufern des Mureş die Goten unter Geberik den Wandalen, deren König

[1]) Der Ketzer Audius wurde, wie Epiphanius (Adversus haereses LXX, 14) berichtet, von Konstantius nach „Skythien" nördlich der Donau verbannt; vgl. A. Harnack, Mission [2], II, S. 204. Über den Handelsverkehr Daziens mit dem Reiche im Spiegel der Münzen vgl. J. Jung, Zur Geschichte der Pässe Siebenbürgens (in Mitteil. des Instituts f. österreich. Geschichtsforschung IV, Ergänz.-Bd., 1893), S. 1 ff.

[2]) Excerpta Valesiana VI, 30 f.: Tunc <Constantinus> et obsides accepit inter quos Ariarici regis filium.

[3]) Consularia Constantinop. a. 334: Optato et Paulino. His cons. Sarmatare sevi universa gens dominos suos in Romaniam expulerunt; Ammian XVII, 12, 13, 17—19; Anonymus Valesianus 6, 32; Eusebius, Vita Constantini IV, 6. Aus der Art, wie Anonymus Valesianus und Eusebius den sarmatischen Zwischenfall darstellen, sieht man leicht, daß schon diese Geschichtsschreiber die Sarmaten zwischen Teiß und Donau für identisch mit denjenigen in Muntenien hielten, denen Konstantin kurz zuvor (Jahr 322) Hilfe gegen die Goten gewährt hatte. So hätten z. B. nach Eusebius die Sarmaten, um sich gegen die Goten zu erwehren, ihre Untertanen bewaffnet, und diese, als sie ihre Kräfte kennen lernten, die Waffen gegen ihre Herren richteten. Der zuverlässige Ammian sagt aber darüber, daß eine „conjuratio claudestina servos armavit in facinus".

Wiſimar im Kampfe fiel, eine vernichtende Niederlage beibrachten [1]). Die Wandalen verließen darauf ihre Sitze in Weſtdazien und ließen ſich im Einvernehmen mit Kaiſer Konſtantin als Reichsföderaten in Pannonien nieder [2]).

Dieſe Ereigniſſe fallen in die Zeit zwiſchen 334 und 337: ins letzte Jahr fällt der Tod Konſtantins und 334 wohnten die Wandalen noch in Dazien, denn zu ihnen flüchtete ſich damals ein Teil der Sarmaten, welche von ihren bisherigen Sklaven aus dem Lande zwiſchen Teiß und Donau vertrieben worden waren. Danach fand der gotiſch-wandaliſche Krieg etwa 335, der wandaliſche Abzug aus Dazien etwa 336 oder 337 ſtatt. Ferner berichtet Jordanes a. a. O. über die Wandalen, daß ſie in ihren neuen Sitzen, in Pannonien, 60 — etwas mehr oder weniger — Jahre lang als treue Reichsföderaten gewohnt haben. Es liegt kein Grund vor, dieſe poſitiven Angaben zu bezweifeln. Der Auffaſſung L. Schmidts (Geſch. d. Wandalen 15 ff. uſw.), hier liege ein unhiſtoriſches Faktum vor: die Wandalen hätten bis zum Jahre 400 ununterbrochen in Dazien gewohnt, von wo ſie, ohne ſich in Pannonien aufzuhalten, unmittelbar nach Norikum und Rätien gezogen ſeien, kann ich nicht beipflichten und ſeinen Gründen keine Beweiskraft zuerkennen. Daß keine andere Quelle der Überſiedelung der Wandalen in Pannonien gedenken, läßt ſich wohl dadurch erklären, daß gerade die Quellen, aus denen Jordanes-Caſſiodor ſchöpft — wie z. B. der hier beſonders in Frage kommende erſte Teil des Ammianiſchen Werkes [3]) uſw. — verloren ſind. Auch die Tatſache, daß während der von Jordanes angegebenen Zeit, zwiſchen 336—400, alſo ſechs Jahrzehnte hindurch, überhaupt nicht erwähnt werden, ſpricht durchaus nicht dagegen, daß ſie damals in Pannonien wohnten. Die Jahrbücher der Weltgeſchichte nehmen bekanntlich keine Notiz von Völkern, ſolange dieſe ſich ruhig verhalten, keine Luſt für außerordentliche Unternehmungen zeigen, keine Friedensſtörer ſind und keine Kriege oder ſonſtige Umwälzungen veranlaſſen. Und die Wandalen waren während dieſer Zeit eben ein ſolches Volk: „Sie gehorchten den Befehlen des Kaiſers als treue Föderaten." Gegen die Richtigkeit der Angabe des Jordanes ſpräche nach Schmidt ferner der Umſtand, daß der Lobredner Pacatus an der Stelle, wo er die Kriegsvorbereitungen des Theodoſius d. Gr. gegen Clemens Maximus im Jahre 388 beſpricht und die in Pannonien zu ihm geſtoßenen fremden Hilfstruppen erwähnt, der Wandalen nicht gedenkt, ſondern nur die Goten (= die Oſtgoten unter Alatheus und

[1]) Jordanes XXII, 114: hic ergo Vandalis commorantibus bellum indictum est a Geberich rege Gothorum ad litus praedicti amnis Marisiae, ubi nec diu certatum est ex aequali, sed mox ipse rex Vandalorum Visimar magna parte cum gentis suae prosternitur.

[2]) Jordanes XXII, 115: Tunc perpauci Vandali, qui evasissent, collecta inbellium suorum manu, infortunata patria relinquentes Pannoniam sibi a Constantino principe petierunt ibique per LX annos plus minus sedibus locatis imperatorum decretis ut incolae famularunt.

[3]) Vgl. darüber meine Schrift: Die Gepiden I, S. 42, Anm. 52.

Saphrak) mit ihren alanischen und hunnischen Begleitern nennt [1]). Es ist dagegen einzuwenden, daß, während bei diesen erst acht Jahre zuvor (380) in Pannonien angesiedelten Volkssplittern der kämpfenden Mannschaft das ganze Völkchen mit Weibern, Greisen und Kindern folgte, die von den Wandalen gestellten Truppen in entfernten Reichsprovinzen dienten. So stand z. B. nach Notitia dignitatum Or. XXVIII, 25 (geschrieben zwischen 411 und 413) die ala octava Vandilorum in Ägypten. Nun macht Schmidt noch geltend, daß Jordanes „kein sehr zuverlässiger Berichterstatter über die Wandalen" sei, denn der Haß, den er überall gegen dieses Volk zur Schau trägt, habe ihn zu falschen Mitteilungen veranlaßt. Es ist aber nicht einzusehen, wie Jordanes durch die Erfindung einer solchen Nachricht, wenn sie wirklich eine Erfindung wäre, den Ruf der Wandalen hätte herabsetzen können, denn der Aufenthalt in der besagten römischen Provinz, wo später auch die Ostgoten gewohnt haben, enthält wahrhaftig für dieselben nichts Erniedrigendes. Für die Richtigkeit der Jordanesschen Angabe spricht dagegen die Tatsache, daß die Wandalen im Jahre 401 mit einem Male in Norikum und Rätien auftauchten, und zwar als plündernde Barbaren, die das Bündnis mit dem Reich gebrochen und Vindelicos saltus et Norica rura tenebant. Wenn sie damals aus Dazien aufgebrochen wären, so hätten sie sich durch ihre Plünderungen nicht erst in Norikum bemerkbar gemacht, sondern schon in Pannonien. In Norikum sind sie aus dem unmittelbar benachbarten Pannonien eingefallen, wo sie bis dahin das Bündnis in Ehre hielten. Nun bestätigt hier die Archäologie in ganz überraschender Weise nicht nur die Angabe des Jordanes über die Wandalen im allgemeinen, sondern sie hilft uns sogar auch das Gebiet in Pannonien genau zu bestimmen, wo dieses Volk zwischen 336 und 400 gewohnt hat. Auf den großen Grabfeldern von Keßthely, Dobogó, Fenek und Pahok am Plattensee im Komitat Zala sind nämlich zahlreiche Gräber mit altgermanischen Kulturresten aufgedeckt worden [2]). Ein Teil der zutage geförderten Schmuckgegenstände weisen Typen auf, die im 4. und 5. Jahrhundert üblich waren. Die in Keßthely und am Dobogó gefundenen Münzen sind außer einem Silberdenar des Tiberius und einem Mark Aurels — beide abgenutzt — lauter Bronzemünzen des 4. Jahrhunderts. Es sind die folgenden Kaisernamen vertreten: Konstantinus I (306—337), Konstantinus II (317—340), Konstans (333—350), Konstantius (323—361), Julianus (361—363), Valentinianus I (364—375),

[1]) Pacati Panegyricus Theodosio dictus 32, 4 (Panegyrici Lat.[2] ed. Behrens S. 117): ibat sub ducibus vexillisque Romanis hostis aliquando Romanus et signa, contra quae steterat, sequabatur urbesque Pannoniae, quas inimica populatione vacuaverat, miles impleverat Gothus ille et Chunnus et Halanus respondebat ad nomen .....

[2]) Vgl. W. Lipp, Die Gräberfelder von Keßthely, Budapest 1885; J. Hampel, Altertümer I, S. 17 f., 805—806 (chronologische Übersicht nach ihm), II, S. 166—228, 705—708; III, Tafel 139—181. Bei Hampel auch die übrige Literatur.

Valens (364—378), Gratianus (375—383) und Valentinianus II (375—392). Da die erſte Reihe der Fundſtücke ſich nicht älter erweiſt als das 4. Jahrhundert, und da die beigelegten Münzen chronologiſch in ſtrengſt geſchloſſener Reihe auftreten — plötzlich mit Konſtantin I beginnend und mit Valentinian II abbrechend — ſo weiſt dies entſchieden darauf hin, daß das germaniſche Volk, dem dieſe Kulturgruppe zuzuſchreiben iſt, ſich hier in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts angeſiedelt und ſchon am Anfang des 5. dieſes Land verlaſſen hat. Dieſes Volk waren nun die Wandalen, denn kein anderer germaniſcher Stamm iſt während der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts in Pannonien angeſiedelt worden. Gegen die Annahme einiger Forſcher, dieſe Gräber ſeien oſtrogotiſch, ſprechen außer der Chronologie noch die Grabanlage (Steinſetzung), der Grabritus (Waffen in Männergräbern, Meſſer und Münzen als Beilagen in Männer- und Frauengräbern), ſowie die gleichzeitig geübte Beſtattungsart in beiderlei Formen. Es kamen nämlich auf dem Keßthelyer Gräberfeld neben den üblichen Skelettgräbern auch neun mit teilweiſer Leichenverbrennung ſowie elf eigentliche Urnengräber zutage. Daß die Urnengräber hier nicht älter ſind als die Reihengräber, beweiſt der Umſtand, daß an zwei Stellen die Urnen über den Gräbern ſtanden. Daß ſie aber aus derſelben Zeit von demſelben Volk herrühren, das ſtellen die Beigaben wie auch die Gleichartigkeit der in Gräbern und Urnen gefundenen Gefäße ſowohl der Form als auch dem Machwerk nach außer allen Zweifel. Die Keßthelyer Gräber unterſcheiden ſich alſo erheblich von den gotiſchen und gepidiſchen Gräbern; ſie decken ſich vielmehr in allen Stücken mit den wandaliſchen an der Teiß und in Schleſien (vgl. oben S. 3—4). Die auf dem Grabfelde von Senek gefundenen Münzen reichen hingegen bis Valentinian III (425—455). Dies läßt darauf ſchließen, daß nach der Abwanderung der Hauptmaſſe des Wandalenvolkes ein Teil davon hier zurückgeblieben war. Jetzt, wo das wandaliſche Reich in Afrika befeſtigt war, zog auch dieſer Volksteil zu den Brüdern dahin. Die Keßthelyer Kultur iſt aber keineswegs einheitlich, denn in ſämtlichen Grabfeldern wurden auch Gräber mit abweichendem Inventar angetroffen, was eine ethniſche und teilweiſe auch chronologiſche Verſchiedenheit vorausſetzt. Ungermaniſch ſind nämlich die Gräber mit Pferdebeſtattung [1]) ſowie die eigenartigen Pflanzen- und Tierornamente der dabei gefundenen Schmuckgegenſtände [2]). Solche Gräber und Ornamente, welch letztere ſtark an die antike Kultur erinnern, waren den Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau eigen. Dieſe Gräber mit ungermaniſchen Kulturreſten ſtammen meiner Anſicht nach von jenem ſarmatiſchen Volksſplitter, welcher im Jahre 334 ſich den Wandalen in Weſtdazien angeſchloſſen hat (vgl. S. 18). Beide Stämme müſſen mithin zwei Jahre darauf zuſammen nach Pannonien gezogen ſein. Die Keßthelyer Kulturgruppe beginnt zwar, wie erwähnt, um

[1]) Vgl. den Fundbericht bei W. Lipp a. a. O. S. 24—25.

[2]) Vgl. B. Salin, Die altgermaniſche Tierornamentik, Stockholm 1904. S. 149.

die Mitte des 4. Jahrhunderts, endet aber nicht mit dem Abzug der Wandalen aus Pannonien, sondern sie erstreckt sich, wie Hampel in Anlehnung an Lindenschmit bemerkt hat, auf etwa vier Jahrhunderte. Aus diesem Grunde müssen die sarmatischen Gräber viel zahlreicher sein als die wandalischen und das ist in der Tat auch der Fall. Nach den Fundberichten W. Lipps (a. a. O. S. 20—21) zeigen nämlich die Skelette zwei voneinander wesentlich verschiedene Menschenrassen[1]). Die erste, deren Gräber die reichsten sind, ist die am wenigsten zahlreiche. Die Länge des Skeletts ist bei Frauen 167 bis 170, bei den Männern 180—192 cm. Arm- und Beinknochen groß. Die Schädelbildung ist proporzioniert, die Stirn breit und hoch, die Jochbeine nicht vorspringend. Solche Skelette sind meiner Ansicht nach als germanisch bzw. wandalisch anzusprechen. Die zweite Menschenrasse, die auf dem städtischen Gräberfelde die Mehrheit bildet, auf dem Dobogó aber fast ausschließlich, ist von mittelgroßer, gedrungener Gestalt. Der Schädeltypus ist dolychokephal, länglich, die Stirn schmal und niedrig, das Hinterhaupt ungemein breit, die Jochbeine vorspringend. Die Männer haben Säbelbeine, was auf ein Reitervolk schließen läßt. Die Angehörigen dieser Rasse können hier keine anderen sein als Sarmaten. Der Anthropologe Aurel Török (bei Lipp a. a. O.) sah in den aufgezählten Merkmalen den Mischtypus der kaukasischen und mongolischen Rasse.

Da nun die Gräberfelder von Keßthely, Dobogó, Pahok und Szenk nach Ausweis der in streng geschlossener Reihe vorkommenden Münzen, der Beigaben, des Grabritus und der Grabanlage seit Ende der ersten und im Laufe der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts von den Wandalen benutzt wurden, so bedeutet dies, daß dem Bericht bei Jordanes über den ungefähr 60jährigen Aufenthalt der Wandalen in Pannonien eine historische Tatsache zugrunde liegt, wiewohl uns dafür keine andere Schriftquelle zur Verfügung steht.

Das im Zusammenhang mit den erwähnten Gräberfeldern Gesagte wirft einiges Licht auch auf die nicht näher bekannten Umstände, unter welchen die Wandalen ihre Wohnsitze in Dazien verlassen haben. Sie sind, wie dargetan, von dort zusammen mit einer sarmatischen Volksabteilung nach Pannonien gezogen. Da nun der gotisch-wandalische Krieg, dessen Hauptschlacht am Mures geschlagen wurde, schon im ersten Jahre nach dem Anschluß jener Sarmaten an die Wandalen erfolgte, so muß er seine unmittelbare Ursache eben darin gehabt haben. Der schon früher bestehende Mangel an Land

[1]) Ich sehe hier von den wenigen Exemplaren auf dem städtischen Gräberfeld ab, die einer dritten Menschenrasse gehören: Der Schädel ungemein lang und durchaus schmal, die Jochbeine sehr stark entwickelt, die Extremitäten verkümmert, die Skelette nur in sehr wenigen Fällen bis 145 cm lang. Nach der Armut der Grabbeigaben zu urteilen — außer einem hier und da vorkommenden verrosteten Eisenring war keine andere Beigabe da — stammen meines Erachtens diese Gräber von den Sklaven, die einer anderen Rasse gehörten als ihre Herren.

machte ſich nämlich für die Wandalen durch die Aufnahme des fremden Volksſplitters noch mehr fühlbar. Wie nun die Wandalen ſchon früher im Bündnis mit den Gepiden gegen die Goten kämpften, ſo verſuchten ſie auch jetzt mit Hilfe der ihnen angeſchloſſenen Sarmaten einen Gebietszuwachs auf Koſten der Goten zu erzwingen. So muß der gotiſch-wandaliſche Krieg entſtanden ſein: die Wandalen und Sarmaten waren dabei die Angreifer. Damals fiel allem Anſchein nach, von ſarmatiſcher Hand getroffen, der tapfere Gotenfürſt Widigoja, deſſen Andenken in gotiſchen Heldenliedern gefeiert wurde und der mit Witege der ſpäteren Heldenſage identiſch iſt [1]). Der ſo begonnene Krieg endete, wie erzählt, unglücklich für die Wandalen. Die Goten bemächtigten ſich nicht infolge ihres Sieges des wandaliſchen Landes. In dem Bericht bei Jordanes wird nur geſagt, daß „der Gotenkönig Geberik, nachdem er die Wandalen beſetzt und ausgeplündert, nach Hauſe zurückkehrte, von wo er gekommen war". An eine Ausdehnung ihres Landgebietes weſtwärts über das ſiebenbürgiſche Erzgebirge nach der Teiß zu haben die Goten nach dem Stand unſerer Überlieferung nie gedacht, und dies iſt auch an ſich ganz unwahrſcheinlich. Die Goten haben alſo damals die Wandalen aus Dazien nicht vertrieben, ſondern vielmehr dieſe ſelbſt haben aus freien Stücken im Jahre darauf ihre dakiſchen Wohnſitze verlaſſen, und zwar aus dem Grunde, daß ſie eingeengt zwiſchen Teiß und ſiebenbürgiſchen Karpathen waren und keine Ausſicht mehr auf eine Vergrößerung ihres Landgebietes hatten. Daß daraufhin das wandaliſche Land in Dazien in Beſitz der Gepiden überging, glaube ich an anderer Stelle (Geſch. der Gepiden I, S. 43 f.) auf Grund der archäologiſchen Funde nachgewieſen zu haben.

Der Abzug der Wandalen aus Pannonien erfolgte, wie erwähnt, im Jahre 401. Damit endet ihre Geſchichte auf dem ungariſchen Gebiet. Wir nehmen nun den Faden der gotiſchen Geſchichte in Dazien wieder auf.

III.

Der im Jahre 322 mit Konſtantin geſchloſſene Frieden hat 30 Jahre gedauert. In dieſer Zeit wandten ſich die Goten einer ſeßhaftigen Lebens-

[1]) Vgl. Jordanes, Get. XXXIV, 178: — ingentia si quidem flumina, id est Tisiam, Tibisiamque et Driccam transeuntes venimus in locum illum ubi dudum Vidigoja Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit. Sämtliche Darſteller nehmen an, daß dieſe von Jordanes mitgeteilte Epiſode während des Krieges von 332 ſtattgefunden hat. Damals handelte es ſich aber um die Sarmaten in Muntenien (vgl. oben S. 16—17), während hier berichtet wird, daß Attilas Palaſt nicht weit von der Stelle lag, wo der gotiſche Held Widigoja „durch die Tücke" der Sarmaten getötet worden iſt, was auf die Teißgegend und auf die Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau hinweiſt. Indeſſen iſt die ganze Stelle bei Jordanes durchaus verdächtig. In dem entſprechenden erhaltenen Fragment des Priscus befindet ſie ſich nicht, und auch mutet ſeltſam an, daß Priscus in ſeinem Bericht mit einem Male ſolche Anteilnahme für die nationale Vergangenheit der Goten zeigt. Aus dieſem Grunde hat Müllenhoff (in Zeitſchr. f. deutſches Altertum XXII, 1865, S. 255 f.) vielleicht recht, wenn er behauptet: „Dieſe Notiz über Widigoja wird erſt von Caſſiodor eingeſchaltet ſein, von dem ſie an Jordanes gelangte."

weise zu. Sie lernten den Frieden schätzen und widmeten sich dem Ackerbau [1]). In diese Zeit fallen auch die nennenswerten Anfänge des wisigotischen Christentums, das hier zugleich in katholischer (orthodoxer) und arianischer Form verbreitet wurde. Haupt der arianischen Partei war der Bischof Ulfila, der die Bibel in der Sprache seines Volkes übersetzt hat. In Dazien wirkte Ulfila als Bischof sieben Jahre lang. In der letzten Zeit hatte aber ein Gotenfürst, höchstwahrscheinlich Athanarik, eine Verfolgung der Christengemeinde verhängt, wobei viele den Märtyrertod fanden [2]). Mit dem Rest suchte Ulfila Zuflucht auf römischem Gebiet. Kaiser Konstantius wies ihnen um 347 [3]) einen Distrikt in Untermösien bei Nikopolis zur Niederlassung; dieses Ländchen wurde ihre endgültige Heimat [4]). Das Christentum konnte jedoch bei den Goten in Dazien nicht ausgerottet werden; viele Christen blieben heimlich im Lande zurück und die neue Lehre verbreitete sich durch Zuzug von südlich der Donau weiter.

Die guten Beziehungen zum römischen Reiche erfuhren inzwischen eine Trübung, die zum Krieg führte. In der Osthälfte des Reiches war nämlich schon im zweiten Regierungsjahr des Valens (365) ein unmittelbar gegen die neue Dynastie gerichteter Aufstand ausgebrochen. Der General Prokopius, ein Sprosse des alten Herrscherhauses, hatte sich der Hauptstadt bemächtigt und sich auf den Thron geschwungen. Der plötzlich entbrannte Bürgerkrieg verlief vorläufig zugunsten des Prokop, der dabei von Athanarik mit einem Hilfstrupp von 3000 Mann unterstützt wurde. Nach dem Untergang des Usurpators aber mußten die gotischen Hilfstruppen sich ergeben, worauf sie hier und da im Lande zerstreut wurden. Athanarik forderte nun beim Kaiser Valens die Gefangenen zurück und führte zur Entschuldigung an, daß die Goten solche Hilfe einer Person von dem Konstantinischen Hause vermöge der Bündnisse mit den vorigen Kaisern nicht hätten versagen können; versprach aber, da das Glück nunmehr den Streit entschieden hat, mit dem Überwinder in ebenso guten Beziehungen als mit seinen Vorfahren zu leben.

[1]) Eusebius, Vita Constantini IV, 5; Libanius or. XII, 84 und LIX, 89.

[2]) Cyrillos, Catech. X, 19 (Migne G. XXXIII, 688) im Jahre 350: *Πέρσαι καὶ Γότθοι καὶ πάντες οἱ ἐξ ἐθνῶν μαρτυροῦσιν, ὑπεραποθνήσκοντες τούτου, ὃν σαρκὸς ὀφθαλμᾶς οὐκ ἐθεώρησαν.*

[3]) Über das Datum vgl. L. Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme I, 1 S. 92, Anm. 2.

[4]) Auxentius ed. Kaufmann, Texte usw. I S. 20: ubi et post multorum servorum et ancillarum Cristi gloriosum martyrium, imminente vehementer ipsa persecutione, conpletis septem annis tantummodo in episkopatum, supradictus sanctissimus vir beatus Ulfila cum grandi populo confessorum de varbarico pulsus, in solo Romanie a tunc beate memorie Constantio principe honorifice est susceptus, ut sicut Deus .... ita Deus confessores sancti filii sui unigeniti de varbarico liberavit et per Danubium transire fecit et in montibus secundum sanctorum imitatione sibi servire de (crevit) ..... Dazu Philostorgius II, 5 und Jordanes, Get. LI, 267.

Valens gab ſich mit dieſer Erklärung nicht zufrieden und wollte keineswegs von der Auslieferung der gefangenen Goten wiſſen; er forderte vielmehr Athanarik zur Genugtuung auf, und da dieſer Aufforderung nicht Folge geleiſtet wurde [1]), eröffnete er den Krieg gegen die Goten. Mit einer anſehnlichen Truppenmacht überſchritt er Frühjahr 367 die Donau auf einer Schiffsbrücke bei dem heutigen Donauhafen Turtucaia, und unter Deckung der von Konſtantin auf dem Norduſer des Stromes angelegten Feſtung Daphne drang er weit in die rumäniſche Ebene vor. Die Römer trafen aber hier keine Goten, denn dieſe hatten ſich vor der römiſchen Übermacht rechtzeitig zurückgezogen [2]). Die Gegend, wo die Goten damals vor den Römern ſich zurückzogen, iſt nicht etwa in dem benachbarten Gebirge Oſtmunteniens, ſondern eher in der Moldau zu ſuchen. In Muntenien wohnte damals, wie oben dargetan, ein ſarmatiſches Volk, und dieſes pflegte ſich mit ſeinen Herden in das benachbarte Gebirge zurückzuziehen, wenn die Ebene zum Kriegsſchauplatz anderer wurde. In der Tat erfuhren die Römer anläßlich eben dieſes Feldzuges des Valens, daß jenes Gebirge montes Serrorum (= Sarmatengebirge) heißt. „Serri" iſt nämlich der Volksname jenes Sarmatenſtammes, der, wie erzählt, in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts aus der Gegend öſtlich des Azowſchen Meeres nach Muntenien gezogen iſt. Die Nachricht bei Ammian, Athanarik habe ſich damals mit ſeinen Goten in das Sarmatengebirge zurückgezogen, muß mithin eine falſche Nachricht ſein, welche die Goten ſelbſt verbreiteten, um die Römer irrezuführen. So erklärt ſich auch, warum Valens bei einem ſpäteren Feldzug, um die Goten ſicher zu treffen, eine ganz andere Übergangsſtelle über die Donau ſuchte. Jetzt mußten die Römer den Rückzug über die Donau antreten, ohne etwas gegen die Goten ausgerichtet zu haben. Von Siliſtria (Durostorum), wo er am 25. September 367 weilte, führte Valens die Truppen nach Marcianopel in die Winterquartiere. Den Sommer 368 brachte er, durch Überſchwemmungen an dem Überſchreiten der Donau gehindert, untätig bei dem vicus Carporum, wahrſcheinlich in der Gegend von Siliſtria, zu [3]). Bereits am 1. Auguſt desſelben Jahres war er wieder in Marcianopel, wo er auch den ganzen Winter bis Anfang Mai 369 verblieb [4]). Erſt im Sommer 369 gingen die Römer zum zweitenmal über den Fluß,

[1]) Ammianus XXVI, 10, 3 und XXVII, 5, 1; Eunapius, Fragm. 37; Zosimus VI, 7 und IV, 10. Zoſimus veranſchlagt die Stärke des gotiſchen Hilfstrupps übertreibend auf 10000 Mann.

[2]) Ammianus XXVII, 5, 2: Valens ..... prope Daphnen nomine munimentum est castra metatus, ponteque contabulato supra navium foros flumen transgressus est Histrum resistentibus nullis .... Omnes (Gothi) ..... montes petivere Serrorum arduos et inaccessos nisi perquam gnaris.

[3]) Ammianus XXVII, 5, 4—5: (Valens) redit cum suis innoxius ..... Anno secuto (368) ingredi terras hostiles pari alacritate conatus fusius Danubii gurgitibus vagatis impeditus mansit immobilis prope Carporum vicum stativis castris ad usque autumnum locatis emensum.

[4]) Über die Daten vgl. Mommſen im Hermes XVII (1882), S. 525, Nr. 1.

und zwar wieder auf einer Schiffsbrücke, welche diesmal bei Isſaccea (Noviodunum) in der Norddobrudſcha geſchlagen wurde. Nachdem die Römer einige Tage in das Innere Beſſarabiens vorgerückt waren, ſtellten ſich die Goten ihnen entgegen, wurden aber in die Flucht geſchlagen [1]). Valens war nunmehr drei Jahre hintereinander gegen die Goten zu Felde gezogen, und aus dieſem Grunde dachten ſich die Goten, die viel durch den geſperrten Grenzhandel gelitten hatten, er würde den Krieg mit derſelben Ausdauer weiter fortſetzen. Daher baten ſie jetzt Valens um Frieden. Die Verhandlungen wurden bei einer Zuſammenkunft geführt, bei welcher Valens und Athanarik in der Art begegneten, daß jeder dieſer Machthaber mit ſeinem Schiffe ſich dem des anderen auf der Donau näherte. Athanarik hatte ſich nämlich geweigert, über die Donau perſönlich zum Kaiſer zu gehen und ſich damit entſchuldigt, er habe einſt ſeinem Vater ſchwören müſſen, er werde niemals ſeinen Fuß auf römiſches Gebiet ſetzen (Ammian a. a. O.). Daß dies in einem gewiſſen Sinne keine Ausrede war, wiewohl ſpäter Athanarik ſelbſt davon abſehen mußte, ergibt ſich aus der Tatſache, daß jener Königsſohn, der von den Goten beim Friedensſchluß vom Jahre 332 Konſtantin als Geiſel geſtellt wurde und dem der Kaiſer, um ihn zu „beſänftigen", eine Bildſäule in einem Zimmer ſeines Palaſtes hatte aufſtellen laſſen, Athanariks Vater war [2]).

Über die Friedensbedingungen ſind wir wenig unterrichtet. Kaiſer Valens verſprach Athanarik, ihn auch künftig durch Jahrgelder unterſtützen zu wollen; dagegen hörten die Zahlungen an die übrigen weſtgotiſchen Fürſten fortan auf. Alles in allem wurde das bisherige Föderatenverhältnis aufgehoben und Dazien galt von nun an nicht mehr als Reichsgebiet. Die Goten mußten ſich auch gefallen laſſen, daß ihr Handelsverkehr mit den Römern nicht wie früher auf der ganzen Grenze, ſondern nur noch in zwei Städten am Ufer der Donau betrieben werden durfte [3]). „Es war etwas ganz Neues"

---

[1]) Ammianus, Fortſetzung: Simili pertinacia tertio anno per Noviodunum ad transmittendum amnem conexis, perrupto barbarico, continuatis itineribus longius agentes Greuthungos bellicosam gentem adgressus est, postque leviora certamina Athanaricum ea tempestate judicem potentissimum ausum resistere cum manu, quam sibi crediderit abundare, extremorum metu coegit in fugam, ipseque cum omnibus suis Marcianopolim redivit. „Greuthungos" ſteht hier aus Verwechſlung ſtatt „Thervingos", vgl. Zeuß 411; v. Sybel, Entſtehung des deutſchen Königtums, 177.

[2]) Vgl. Themistius, zu deſſen Zeit die Bildſäule noch beſtand, Oratio V: Cujus (scl. Athanarici) ad placandum parentem maximus ille Constantinus statuam olim erexerat, quae post curiam adhuc collocata cernitur (nach der lateiniſchen Überſetzung; der griechiſche Text ſteht mir augenblicklich nicht zur Verfügung). Eine gleiche Ehre erwies anderthalb Jahrhunderte ſpäter der Kaiſer Zeno dem oſtgotiſchen Fürſten Theuderik; Jordanes, Get. LVII, 289: — Equestrem statuam ad famam tanti viri ante regiam palatii collocavit.

[3]) Themistius ed. Reiske S. 161, 32: *δύο μόνας πόλεις τῶν ποταμῷ προσφκισμένον ἐμπόρια κατεσκενάσατο.*

— ſagt Themiſtius (Orat. X), der bei den Verhandlungen mit Athanarik ſelbſt zugegen war — „daß die Römer ihren Feinden wieder einmal Frieden gewährten, anſtatt ihn zu erkaufen". Nach dem Friedensſchluß wurde der Ausbau der Grenzfeſtungen an der unteren Donau ſeitens der Römer mit großer Ausdauer betrieben. Das wird uns durch den Lobredner Themiſtius (Oratio X) berichtet. Eine Inſchrift von Hiſſarlik, wo das römiſche Kaſtell Cius lag [1]) — zwiſchen Troesmis (Iglița) und Axiopolis (Cernavoda) in der Dobrudſcha — beſtätigt dies völlig.

Die Urſache, warum die Weſtgoten in dieſem Kriege den Römern keinen nennenswerten Widerſtand leiſten konnten, iſt darin zu ſuchen, daß damals das Volk religiös arg zerſplittert war. Gegenüber der heidniſchen Partei ſtanden die Chriſten, die wiederum in Katholiken, Arianern und Audianern geſpalten waren. Die dritte Sekte hieß ſo nach ihrem Haupte, dem Syrer Audius. Dieſer war um 350 aus ſeiner Heimat nach dem dakiſchen Gotien verbannt, wo er eine eifrige Miſſionstätigkeit entfaltete, die zu zahlreichen Kloſtergründungen führte. Als audianiſcher Biſchof unter den Goten wird Silvanus genannt [2]). Daß die Anhänger der katholiſchen und der arianiſchen Konfeſſion römiſch geſinnt waren, iſt ſo gut wie ſicher. Auch wird der über den Ausgang des Krieges mißgeſtimmte Athanarik in der von den Römern der chriſtlichen Miſſion verliehenen Hilfe eine zielbewußte Politik geſehen haben, die eine römiſche Geſinnung bei ſeinem Volke erwecken ſollte. Aus dieſem Grunde verhängte er gleich nach dem Rückzug der Römer aus Beſſarabien eine harte Verfolgung gegen die Chriſten gleichviel welcher Konfeſſion [3]). Die Chriſten lebten zerſtreut in den Dörfern unter ihren Sippegenoſſen, die ſie beim Ausbruch der Verfolgung auf jede Weiſe zu ſchützen verſuchten. Die Dorfgemeinden verſammelten ſich zu gemeinſamen Opfern; die Bekenner des Chriſtentums waren gezwungen, an demſelben

[1]) H. Deſſau, Inscr. Lat. selectae 770 (Vol. I S. 171): (d. n. invictissimus princeps Fl. V) alens victor maximus triumfator (semper Aug., in fidem recepto rege Athana) rico, victis superatisque Gothis, ingruente item in victorias illas) tempore feliciter quinquennaliorum ..... (hunc burgum) ob defensionem rei publicae extruxit etc. Vgl. Mommſen im Hermes XVII (1882), S. 523 f.

[2]) Epiphanius, Contra haeres. III 1, 14, 15. *Ὑπέστη δὲ καὶ ἐξορία αὐτὸς ὁ γέρων Αὔδιος, εἰσ τὰ μέρη τῆς Σκυθίας ὑπὸ τοῦ βασιλέως ἐξορισθεὶς . . . Ἐκεῖ δὲ μάλιστα διατρίβων χρόνον ἐτῶν, οὐκ ἔχω λέγειν, καὶ εἰς τὰ πρόσω βαίνων, καὶ εἰς τὰ ἐσώτατα τῇ Γοτθίας, πολλοὺς τῶν Γότθων κατήχησεν· ἀφ' οὗπερ καὶ μοναστήρια ἐν τῇ αὐτῇ Γοτθίᾳ ἐγένετο . . . καὶ ἀπὸ τῆς Γοτθίας δὲ ἔσχε τινὰς, καὶ κατέστησεν αὐτοὺς ἐπισκόπους· ἀλλὰ καὶ Σιλουανός τις, καὶ ἄλλοι τινὲς . . .*

[3]) Hieronymus, Chronica a. 369: A(i)thanaricus rex Gothorum in Christianos persecutione commota plurimos interficit et de propriis sedibus in Romanum solum expellit; Epiphanius, Haer. 70 (III, 1, 15): *ἀπὸ τῆς Γοτθίας ἐδιώχθησαν οἱ πλείους* (scil. *Αὐδιανοί*), *οὐ μόνον, ἀλλὰ καὶ οἱ ἡμέτεροι ἐκεῖ Χριστιανοί.*

teilzunehmen. Wer sich weigerte, ward vertrieben oder gemartert und getötet. Am 12. April 372 fiel der heilige Saba als Schlachtopfer. Er bestand ein grausames Martyrium mit großer Standhaftigkeit. Nach Erduldung vieler schwerer Mißhandlungen ist er zuletzt von seinen Peinigern in den Buzău gestürzt und ertränkt worden [1]). Als Vorsteher des Gaues, in dem Saba lebte und predigte, wird der Sohn des Rotestheus, Atharid, genannt. Ein anderer Märtyrer der Verfolgung Athanarichs ist der heilige Niketas, der zum Unterschied von einem anderen desselben Namens, der Gote, genannt wird, obschon er freilich der Nationalität nach kein Gote war [2]). Zwischen 367 und 378 wurden auf Befehl des Gaufürsten Wingurik 26 Märtyrer, unter welchen Wereka und Batwins, in ihrer Kirche verbrannt. Ihrer gedenken die griechischen Menologien zum 26. März, der gotische Kalender zum 29. Oktober. Einige Forscher rechnen diese Märtyrer irrig zu den Arianern. Wie aber die Goten dazu gekommen sind, in ihrem arianischen Kalender diese katholisch-orthodoxen Märtyrer aufzunehmen, ist nicht ganz klar. Vielleicht ist dies teilweise darauf zurückzuführen, daß für die Goten selber der theologische Unterschied zwischen dem arianischen und dem katholischen Glauben keine wichtige Sache war. Dies ergibt sich wenigstens aus den bei einer Gelegenheit gefallenen Worten Ulfilas, es sei zwischen beiden Parteien, der arianischen und der katholischen, in der Sache selbst kein Unterschied, sondern ein bloßer Wortstreit [3]). Ist dies der Fall, so möchte ich „die vielen Märtyrer für das Gotenvolk", über deren Märtyrium sonst nichts Näheres bekannt ist, als Märtyrer fremder Nationalität gleichviel welcher

---

[1]) Acta Sanctorum April vol. II, pag. 962: .. *παρέλαβον τὸν Σάβαν, καὶ ἀπήγαγον πνῆξαι παρὰ τὸν ποταμὸν τὸν καλούμενον Μουσέον*.... Nach einem auf das Jahr 3711 datierten Schreiben des Basilius d. Gr. an Julius Soranus, den römischen Statthalter von Skythia Minor ergibt sich, daß der heilige Saba bei den „Barbaren" in der Gegend links der Donau, der Dobrudscha gegenüber (*μάρτυς ἡμῖν ἐπεδήμησεν ἐκ τῶν ἐπέκεινα ἤστρου βαρβάρων* .... bei Migne, Patr. Gr.-Lat. XXXII, 254) gelebt, gepredigt und den Märtyrertod erlitten hat. Hier also, in dem östlichen Muntenien und in der südlichen Moldau, ist der Fluß *Μουσέος* zu suchen. Daß er identisch mit dem heutigen Buzau ist, hat man seit langem erkannt. Für die auffällige Wiedergabe von b durch *μ* liefert das Griechische zahlreiche Seitenstücke, wenn es sich um fremde Namen handelt. So heißt die thrakische Göttin *Βενδῖς* — um auf dem Gebiet des dem Dakischen verwandten Thrakisch zu bleiben — bei Herodian *Μενδῖς*, eine odrysische Burg *Βάστειρα* begegnet uns auch in der Lautform *Μαστειρα*, der thrakisch-perionische Ausdruck für Wisent ist *βόνασσος* oder *μονασσος* usw. Auch das s statt z (*Μουσέος* gegenüber rum. Buzau) hat seine Erklärung; darauf einzugehen fehlt es hier aber an Raum.

[2]) Die Acta S. Nicetae (Acta Sanctorum Sept. Vol. V, p. 110 seqq.) sind eine späte Bearbeitung der Angaben des Sokrates, daher wertlos. Das Martyrium dieses Heiligen während der Verfolgung Athanarichs ist dagegen historisch; vgl. G. Waitz, Leben und Lehre des Ulfila. Hannover 1840. S. 43.

[3]) Vgl. Theodoretus, Hist. eccl. IV, 38: *Ἔπεισε δε φήσας ἐκ φιλοτιμίας γεγενῆσθαι τὴν ἔριν δογμάτων μηδεμίαν εἶναι διαφοράν.*

Konfeſſion im dakiſchen Gotenlande verſtehen. Der 23. Oktober war in der gotiſch-arianiſchen Kirche, dem gotiſchen Kalender zufolge, ihr gemeinſamer Gedenktag. Die Überreſte der oben erwähnten 26 Heiligen hat die Gattin eines anderen Gotenfürſten, Gaatha, geſammelt und ſich mit ihrer kleinen Gemeinde, nachdem ſie die Regentſchaft ihrem Sohne Arimerius übertragen, auf römiſches Gebiet begeben. Später kehrte ſie wieder in die Heimat zurück, während ihre Tochter Dulcilla die Reliquien unter der Herrſchaft Valentinians und Theodoſius I, alſo zwiſchen 383—391, nach Cyzicus brachte. Ein Begleiter der Gaatha, Wella, iſt nach der Rückkehr von den Goten geſteinigt worden [1]). Eine zu Anfang der Verfolgung vertriebene katholiſche Gothengemeinde waren die Gothi confessores in Thrazien, mit denen die Scharen Fritigerns im Jahre 378 in Streit gerieten [2]). Die gotiſchen Audianer ließen ſich nach ihrer Vertreibung aus Dazien in Chalcis bei Antiochia und am Euphrat nieder. Dies wird von Epiphanius an der bereits erwähnten Stelle berichtet. — Hinſichtlich der im Zuſammenhang mit dieſer gotiſchen Chriſtenverfolgung erwähnten Perſonennamen mögen hier einige Bemerkungen Platz finden. Der Namensform Wingurik ſteht eine offenbar richtigere zur Seite: Jungerik zu got. juggs „jung" und reiks „Herrſcher, Oberſter". Die erſte Lautform iſt aus der zweiten wohl durch graphiſche Umſtellung der Anfangsvokale entſtanden: Iungerik > Uingurik. Der Name der Gotenfürſtin Gaatha iſt meines Erachtens ſicher verderbt und dazu kein gotiſcher. Die Tochter der Gaatha hieß, wie erwähnt, Dulcilla. Da nun der Name der Dulcilla römiſch-chriſtlich iſt, ſo wird auch derjenige ihrer Mutter aus derſelben Quelle ſtammen. Ich halte nämlich die überlieferte Namensform Gaatha für umgeſtellt aus Agatha: anders iſt der Doppelvokal aa nicht zu rechtfertigen. Bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte war der Name Agatha recht beliebt. Dieſen Namen trug beiſpielsweiſe eine jugendliche, tugendhafte und reiche Römerin, die den Märtyrertod während der Verfolgung des Decius erlitten hat. Richtig überliefert iſt hingegen der Name Atharid, den manche Darſteller fälſchlich für entſtellt aus Athanarik halten. Über Atharid-Aderith ſiehe Wrede. Die Sprache der Oſtgoten S. 151. Der Gaufürſt Atharid, Sohn des Roteſtheus, iſt alſo nicht etwa mit dem großen Athanarik zu identifizieren.

[1]) Der Bericht über das Martyrium der 26 Märtyrer iſt in drei Redaktionen erhalten; vgl. Achelis in: Zeitſchr. f. neuteſtamentl. Wiſſenſch. I (1900), S. 318 f.

[2]) Iſidor, Hist. Goth. 10: Inveniunt autem proelio Gothi confessores priores Gothos, quos dudum propter fidem a terra sua expulerant et voluerunt eos sibi ad praedae societatem conjungere. Qui cum non adquievissent, aliquanti interfecti sunt, alii montuosa loca tenentes et refugia sibi qualicumque construentes non solum perseveraverunt Christiani catholici, sed etiam in concordia Romanorum, a quibus dudum excepti fuerant, permanserunt.

Aus unbekannten politischen Gründen entstand schon während der Christenverfolgung noch ein Streit zwischen Athanarik und dem Gaufürsten Fritigern. Dieser gewann einen Teil des Volkes für sich, vermochte aber gegen seinen mächtigeren Gegner nichts auszurichten. Er flüchtete daher auf römisches Gebiet und rief die Hilfe des Kaisers an, die ihm auch gewährt wurde. Unterstützt durch römische Truppen aus Thrazien gelang es schließlich Fritigern, Athanarik zu besiegen. Er trat nun, wohl um sich der weiteren Unterstützung der Römer zu versichern, zum arianischen Christentum, dem Bekenntnis des Valens, über. Bald darauf fand eine leidliche Versöhnung der beiden Gegner statt [1]).

Während die Christenverfolgung in allen gotischen Gauen in Dazien wütete und der Bürgerkrieg die inneren Wirren noch vermehrte, brach über das vielgeprüfte Volk mit einem Male noch die hunnische Gefahr herein. Nach der Überwältigung der Alanen (um 375), von denen sie große Scharen mit sich rissen, hatten die Hunnen die Ostgoten besiegt und abhängig gemacht; sie drangen dann unaufhaltsam weiter westwärts vor. Athanarik suchte die Feinde am Dnjestr aufzuhalten. Als aber die hunnischen Reiter eines Nachts diesen Strom an anderer Stelle überschritten und nun die Wisigoten auch im Rücken bedrohten, mußten diese, nicht ohne Verluste, rasch auf das Gebirge weichen [2]). Hatten sich die Wisigoten bei dem Einfall der Hunnen anfangs unter Athanarik geschart, so trennte sich ein großer Teil schon vor dem Zusammentreffen mit dem Feinde aus Mangel an Nahrungsmitteln. Tief entmutigt faßte dieser Volksteil unter Fritigerns und Alawiws Führung den Beschluß, eine Zuflucht bei den Römern zu suchen. Kaiser Valens wies ihnen nach langen Unterhandlungen Wohnsitze in Untermösien an [3]). Mit ihren weiteren Schicksalen haben wir uns hier nicht mehr zu beschäftigen.

Die andere Volkshälfte unter der Führung Athanariks zog vor, im Lande zu bleiben und den Hunnen weiter Widerstand zu leisten. Die Schnelligkeit der Feinde ließ Athanarik besorgt in die Zukunft blicken; er nahm daher eine neue feste Stellung, und hinter einer Schutzmauer, die er in aller Eile aufführen

[1]) Sokrates IV, 33. Der teilweise aus Sokrates schöpfende Kirchenhistoriker Sozomenus VI, 37 setzt den Streit Athanariks mit Fritigern irrig nach dem Hunneneinfall, während Zosimus IV, 34 diese Episode, ohne sich des Zeitunterschiedes auch nur bewußt zu sein, fälschlich mit der Flucht Athanariks nach Konstantinopel im Jahre 380 zusammenbringt.

[2]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3, 4—7: Athanaricus Thervingorum judex — Castris clenique prope Danasti margines ac Greuthungorum vallem longius opportune metatis — Hunni enim (ut sunt in conjectura sagaces) multitudivem esse longius aliquam suspicati, praetermissis quos viderant, in quietem tanquam nullo obstante compositis, rumpente noctis tenebras luna, vado fluminis penetrato, id quod erat potissimum elegerunt: et veriti, ne praecursorius indesx procul agentes absteteat, Athanaricum ipsum ictu petivere veloci. Eumque stupentem ad impetum primum, amissis quibusdam suorum coegerunt ad effugia properare montium praeruptorum.

[3]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3, 8: populi pars major, quae Athanaricum attenuata necessariorum penuria desseruerat .....; Sozomenus VI, 37.

ließ, glaubte er hinlänglich geſichert zu ſein [1]). Die Meinungen der Forſcher über die Stelle, wo Athanarik die Verſchanzungen gegen die Hunnen aufführen ließ, gehen weit auseinander. Kaindl [2]) meint, daß Athanariks Schutzmauer ſich von der Siretquelle in der Bukowina bis zur Donau hinabzog. Dieſe Auffaſſung ſcheitert aber daran, daß ein ſolches Werk nicht in ſo kurzer Zeit hätte zuſtande kommen können. Ein ſolches Befeſtigungswerk wäre dazu auch noch durchaus zwecklos geweſen, denn bei der Annahme, daß Athanarik mit ſeinen Goten ſich nach Siebenbürgen zurückgezogen hat, hätte ihnen wohl das Gebirge den beſten Schutz geboten; das ſchmale Land zwiſchen Siret und Karpaten auf die Dauer zu verteidigen und zu halten wäre ſchwer, ja unmöglich und nicht einmal der Mühe wert geweſen. Die Annahme Kaindls iſt daher zurückzuweiſen. Man hat nun die Löſung der Frage nach anderer Richtung verſucht. Es ſind nämlich noch heute die Spuren eines Walles erkennbar, der durch das mittlere Muntenien und Oltenien (Groß- und Kleinwalachei) hindurch von Turnu-Severin über Craiova, Ploeşti und Buzău bis an den unteren Siret und Prut lief. Mit dieſem will man die Schutzmauer Athanariks identifizieren [3]). Aber dieſelben Gründe, die gegen die erſte Annahme geltend gemacht wurden, ſprechen gegen dieſe noch entſchiedener. Denn es iſt wohl nicht anzunehmen, daß die Goten mit den topographiſchen Verhältniſſen des von ihnen bewohnten Landes ſo wenig vertraut waren, daß ſie nicht einmal wußten, wo ſie Verſchanzungen anzulegen hätten, um dasſelbe gegen die von Oſten herkommenden Hunnen zu verteidigen. Die Befeſtigungslinie war in der [illegible] viel kürzer; und da die Goten bei den Arbeiten von den in Beſſarabien und in die Moldau ſchon eingedrungenen Hunnen häufig geſtört wurden [4]), ſo kann dieſelbe nur an der Grenze Munteniens zur Moldau gelegen haben. Dies ergibt ſich deutlich aus den Angaben Athanariks ſelbſt: a superciliis Gerasi fluminis ad usque Danubium Taifalorum terras praestringens. Von der Quelle des Siret in der Bukowina kann keine Rede ſein; es handelt ſich hier vielmehr um die Quelle eines Nebenfluſſes des Siret, der vom gotiſchen Gewährsmann Athanariks für den Oberlauf des letzteren gehalten wurde. Da der Lauf dieſes Nebenfluſſes zuſammen mit dem Unterlauf des Siret nach Ammian die öſtliche Grenze

[1]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3, 7: Qua rei novitate, majoreque venturi pavore constrictus, a superciliis Gerasi fluminis, ad usque Danubium Taifalorum terras praestringens, muros altius erigebat: hac lorica diligentia celeri consummata in tuto locandam securitatem suam existimans et salutem.

[2]) Zitiert von J. Jung in: Mitteil. des Inſtituts für öſterreich. Geſchichtsforſch. Ergänz.-Bd. IV, 16, Anm. 2.

[3]) So C. Schuchhardt in den Archäologiſch-epigraphiſchen Mitteilungen aus Öſterreich IX, 223; L. Schmidt, Geſchichte der deutſchen Stämme I, 2, S. 164, Anm. 2 und 3, u. a.

[4]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3: Dumque efficax opera suscitatur, Hunni passibus eum citis urgebant: et jam oppresserant adventantes, ni gravati praedarum onere destitissent.

des Taifalenlandes bildete, so kann er kein anderer sein als die Putna. Anlage von Befestigungen gegen Einfälle vom Osten her sind in der Tat nur hier an der Grenze Munteniens zur Moldau zweckmäßig. Die Schutzmauer Athanarichs lag mithin auf der Linie Focşani-Nămăloasa-Galaţi, d. h. an derselben Stelle, wo auch die modernen rumänischen Befestigungen liegen. Diese Erkenntnis bestätigt sich ferner dadurch, daß das Gebiet, wohin Athanarich sich vor den Hunnen zurückzog, nicht in Siebenbürgen, sondern in Ostmuntenien, unmittelbar hinter dieser Linie, liegt. Ich komme damit auf die Lokalisierung von Kaukaland bei Ammian zu sprechen.

Man hält Kaukaland für einen alten Namen Siebenbürgens oder einer Landschaft desselben, und dieser Irrtum zieht sich seit Schafarik (Slaw. Altert. I, S. 395) durch alle historischen Darstellungen hindurch. Die Ansicht eines rumänischen Archäologen, der hier das Richtige erkannt hat [1]), blieb so gut wie unbeachtet. Es mag hier daher eine kleine Auseinandersetzung Platz finden. Man will zwar den alten Namen Kauka in ung. Kükülö, deutsch Kokel, dem ungarisch-deutschen Namen eines Nebenflusses des Mureş, in Siebenbürgen finden [2]), aber diese etymologische Auffassung ist völlig verfehlt. Kein Zusammenhang besteht zwischen dem alten Kauka und diesem ungarischen Flußnamen. Den Rumänen ist Kükülö gänzlich unbekannt; sie nennen den betreffenden Fluß Tîrnava, d. h. mit einem Namen slawischen Ursprungs: zu slaw. trŭnŭ „Dorn". Der ungarische Name ist viel neuer — der deutsche Kokel ist diesem entlehnt — und entpuppt sich als eine Übersetzung des slawisch-rumänischen, vgl. ung. kökeny „Wegdorn", kuman. kukul „Dorn" [3]). Damit verliert die Annahme der Identifizierung von Kaukaland mit Siebenbürgen ihre sprachliche Stütze. Aber auch die Schriftquelle, wo Kaukaland als Caucalandensis locus vorkommt, spricht gegen eine solche Identifizierung. Prüfen wir nun näher die Stelle, wo Ammian es erwähnt. Die Goten Athanarichs zogen sich vor den Hunnen ins Kaukaland zurück. Hier aber war kein gotisches Land, denn Athanarich mußte es mit Gewalt von den Sarmaten, die er daraus vertrieb, erobern [4]). Wäre Kaukaland mit Siebenbürgen identisch gewesen, so hätte sich Athanarich mit seinen Goten zu Hause gefühlt, denn Siebenbürgen gehörte ja seit langem (260) zum Machtbereich der Goten. Er hätte übrigens dort keine Sarmaten treffen können. Die

[1]) A. Odobescu, Notice sur les antiquités de la Roumanie, Paris 1868, S. 50; Le trésor de Pietroasa, Paris 1896, III, 18.

[2]) So zuerst Schafarik a. a. O.; J. Wolf, Zur Etym. siebenbürgischer Fluß- und Bachnamen in: Archiv f. siebenbürg. Landeskunde XVII, 500 f.; Derselbe: Über die Landesnamen Siebenbürgens im Mühlbacher Programm für 1885—86.

[3]) Vgl. P. Hunfalvy, Ethnographie von Ungarn, übersetzt von J. H. Schwicker, S. 229 f.

[4]) Ammianus Marcellinus XXXI, 4, 13: quam simultatem veritus ut adhuc durantem ad Caucalandensem locum altitudine silvarum inaccessum et montium cum suis omnibus declinavit, Sarmatis inde extrusis.

Geſchichte kennt Sarmaten entweder in den Niederungen der Teiß bis zur Donau oder in Muntenien — hier die Roxolanen und früher die ſtammverwandten Skythen — oder ſonſt weiter öſtlich, aber nie in Siebenbürgen. Wir erſehen ſonſt aus dem Berichte Ammians, daß Athanarik mit ſeinen Goten nach Kaukaland kam, nachdem eine von ihm getrennte Volkshälfte unter Fritigern und Alawiw Wohnſitze in Niedermöſien vom Kaiſer Valens erbat und erhielt. Der Übergang dieſer Goten über die Donau fand im Frühjahr 376 bei Duroſtorum (Siliſtria) ſtatt. Es ergibt ſich daraus, daß die endgültige Trennung der Goten und ihre hierauf bezüglichen Beratungen auf der rumäniſchen Ebene ſtattgefunden haben. Kaukaland iſt mithin in einer Gegend zu ſuchen, die ſich von dieſer Ebene — Câmpia Bărăgan — aus nach Norden hin erſtreckt. Dieſe Gegend, von wo Athanarik die Sarmaten vertrieben hat, deckt ſich aber mit dem Diſtrikt Buzău völlig. Damit ſtimmt noch eine andere Nachricht Ammians überein, aus welcher wir zugleich erfahren, um welchen ſarmatiſchen Stamm es ſich eigentlich handelt: Als Kaiſer Valens dem Ammianiſchen Bericht (XXVII, 5, 2—5) zufolge im Jahre 367 vom Donaukaſtell Konſtantia-Daphne bei Oltenița — aus tief in die rumäniſche Ebene eindrang, erfuhr man, daß in der benachbarten Gegend nach Norden hin am Fuße der Karpaten — d. i. genau das Gebiet des Diſtriktes Buzău — die nomadiſchen Serren wohnten, nach denen man auch den an der Grenze Munteniens gegen Siebenbürgen hinſtreichenden Zweig der Karpaten Serrengebirge — montes Serrorum — nannte [1]). Für die Identifizierung von Kaukaland mit dem Diſtrikt Buzău kommen beſtätigend noch die folgenden Tatſachen hinzu: Hier beim Dorfe Pietroaſa iſt der gotiſche Schatz Athanariks — ſ. unten — entdeckt worden. Auf dem Gebiete Munteniens ſind nur hier Ortsnamen gotiſcher Herkunft in Fülle zu finden. So erinnern der Berg und die Quelle Gotes ſowie der Berg Gotanul deutlich an die Goten. Der Bachname Golta iſt gotiſch, denn er beruht auf dem Appellativum got. gulp „Gold", anord. goll (für golþa), ahd. angls. gold uſw. und läßt ſich ſomit den deutſchen Flußnamen ahd. Goldaha, Golda, nhd. Goldbach an die Seite ſtellen. Die Golta führt ihr Waſſer, nachdem ſie ſich mit dem Hales vereinigt hat, dem Buzău zu, deſſen Sand Goldſtaub und Goldkörner enthält [2]). Ein großer

[1]) Nach Zoſimus ſind die Sarmaten Munteniens vom Azowſchen Meer gekommen; vgl. oben Anm. .... In derſelben Gegend zwiſchen Azowſchem und Kaſpiſchem Meere lagen aber laut einer alten, bei Jordanes, Get. V, 31 erhaltenen Notiz auch die früheren Sitze der Serren. Die Sarmaten Munteniens ſind alſo die Serren, wie die des Landes zwiſchen Teiß und Donau die Jazygen.

[2]) Marele, Dicționar geogr. al României II, 105, wonach auch das Sandufer von Bisca-Chiojdului, einem anderen Zufluß des Buzău, ſowie der Berg Biſoca (La gropile de aur) in demſelben Diſtrikt Goldſtaub oder Goldkörner enthalten. Über die antiken Goldwäſchereien an den ſchweizeriſchen Bächen, welche ahd. Goldaha, Golda, nhd. Goldbach heißen, vgl. E. Norden, Die germaniſche Urgeſchichte in Tacitus Germ., Leipzig-Berlin 1920, S. 230 f.

Teil der hiesigen Berggegend trägt merkwürdigerweise den Namen Coca, d. i. Kauka. Von dem Bache Slănic und dem Dorfe Vintilă-Vodă bis an den Berg Istrița hin, wo der Schatz Athanarichs vergraben lag, begegnen uns nämlich die Ortsbenennungen: Muntele Coca, Valea Coca, dann die Weiler, Besitzgüter oder Bäche: Coca Plină, Coca Seacă, Coca Schei, Coca Antemirească, Coca Niculești, Coca Mereiasca, Coca Dara, Muscelul Coci, Coca Șarînga usw. Kauka hätte im Rumänischen allerdings Cauca ergeben — vgl. lat. laudat > rum. laudă „er lobt" — aber der Diphthong au ward schon im Gotischen (ostrogotisch und gepidisch) zu ō [1]). — Es steht nun nach alledem fest, daß Kaukaland nicht mit Siebenbürgen, sondern mit dem Gebiet des Distriktes Buzău in Ostmuntenien identisch ist, ein Zweifel darüber ist ausgeschlossen.

Der Umstand, daß Athanarik außer den Sarmaten auch die Taifalen aus ihren Wohnsitzen vertrieb [2]), weist wohl darauf hin, daß das neue Land, nach dem Verlust Bessarabiens und der Moldau an die Hunnen, nicht nur die Berglandschaft nebst der anliegenden Ebene in Ostmuntenien, sondern auch das Taifalenland, d. h. das übrige Muntenien und ganz Oltenien umfaßte. Er legte also Wert darauf, die gemeinsame Grenze mit dem römischen Reich aufrechtzuerhalten. An Siebenbürgen dachte er dabei nicht, da dieses Land inzwischen von den Gepiden eingenommen worden war [3]). Den Taifalen blieb nichts übrig, als das Land zu verlassen; 377 überschritten sie die Donau ins römische Reich [4]). In ihrer Gesellschaft befanden sich höchstwahrscheinlich auch die ebenfalls von Athanarik vertriebenen Sarmaten. Nach dem Zusammenhang des Ammianischen Berichtes waren nämlich die damals in Muntenien wohnenden Sarmaten Bundesgenossen der Taifalen. Sie lebten im Anschluß an diese, wie etwa die sarmatischen Alanen an die Wandalen. In der Tat trifft man beide Stämme nach ihrem Abzug aus Rumänien zuletzt ebenfalls zusammen, und zwar in Gallien in dem Gebiet von Poitiers (Pictavium), wo die Notitia dignitatum Occ. XLII, 65 einen praefectus Sarmatarum et Taifalorum erwähnt, und wo noch im 6. Jahrhundert Gregor von Tours (Hist. Franc. 4, 18; 5, 7 und Vit. patr. 15) eines Beatus Senoch, gente Theifalus, pictavi pagi, quem Theifaliam vocant, oriundus gedenkt.

Nach der Aufnahme der christianisierten Wisigoten unter Fritigern und Alawiw durch Kaiser Valens in das römische Reich im Jahre 376 blieb,

[1]) Vgl. F. Wrede, Über die Sprache der Ostgoten. Straßburg 1891, S. 165; C. Diculescu, Die Gepiden I, S. 6.

[2]) Ambrosius in Lucam X, 10: Gothi in Taifalos et Sarmatas insurrexerunt.

[3]) Vgl. meine eben erwähnte Schrift S. 47 f.

[4]) Aurelius Victor, Epitome de Caesaribus 47, 3: Hic (= Gratianus) cum animadvertisset Thraciam, Daciamque tamquam genitales terras possidentibus Gothis, Taifalisque atque omni pernicie atrocioribus Hunnis et Alani, extremum periculum instare nomini Romano, accito ab Hispania Theodosio .... imperium committit.

wie erzählt, die andere Volkshälfte unter Athanarik nördlich der Donau zurück und ſchlug ihre neuen Wohnſitze in Muntenien und Oltenien auf. Vier Jahre ſpäter wurde Athanarik durch Zwiſtigkeiten in ſeiner Verwandtſchaft verdrängt. Er bat nun den Kaiſer Theodoſius I. um Schutz und flüchtete ſich mit ſeinem Gefolge nach Byzanz, wo er fürſtlich aufgenommen wurde. Vor ſeiner Flucht wird er — von einem anderen Gotenführer kann keine Rede ſein — den königlichen Schatz in der Nähe des heutigen Dorfes Pietroaſa im Diſtrikt Buzău vergraben haben, wohl in der Hoffnung, ſpäter mit fremder Hilfe zurückzukehren und ſeine Rechte wieder zu erlangen. Allein er hat weder das Land noch den Schatz jemals wiederſehen können, denn der Tod ereilte ihn in Konſtantinopel bald darauf, am 25. Januar 381 [1]).

Der Schatz, der erſt 1837 bei Pietroaſa gefunden und ausgegraben wurde, iſt der anerkannt größte und koſtbarſte Fund der Völkerwanderungszeit. Von den urſprünglich 22 Goldarbeiten ſind heute noch 12 Stück, Goldgefäße und goldene Schmuckgegenſtände, vorhanden, und zwar: 1. eine hohe ſpitzovale Kanne von graziöſer Form und ſchöner Zeichnung; 2. ein achteckiger Korb mit zwei Henkeln in Geſtalt von Leoparden; 3. ein zwölfeckiger Korb, ähnlich gearbeitet; 4. eine große Opferſchale, doppelwandig; innere Wandung mit einem Kranze mythologiſcher Gottheiten, die ſich um eine ſitzende Frau gruppieren — ein wahres Meiſterwerk alter Goldſchmiedekunſt; 5. eine große goldene Platte mit ſchraffierten Dreiecken, die Mitte mit Schleifornament verziert; 6. eine übergroße Adlerfibel, 27 cm lang ohne die Bommeln; 7. und 8. zwei kleinere Fibeln ähnlicher Art, auch noch ungewöhnlich groß; 9. eine Broſche in Vogelgeſtalt mit farbigen Glasflüſſen und orientaliſchen Granaten, Bergkriſtall und Perlen verſehen; 10. Halsſchmuck aus Gold in Geſtalt eines Ringkragens mit Granaten und Glasflüſſen; 11. goldener Halsring mit

[1]) Ammianus Marcellinus XXVII, 5, 10: Valens Constantinopolim redit, ubi postea Athanaricus, proximorum factione genitalibus terris expulsus fatali sorte decessit et ambitiosis obsequiis ritu sepultus est nostro; Consularia Constantinop. a. 381: Syagrio et Eucherio conss. His consulibus ingressus est Athanaricus rex Gothorum Constantinopolim die III idus Januar. Eodem mense diem functus idem Athanaricus VIII kal. Febr.; Marcellinus Comes a. 381: Athanaricus rex Gothorum, cum quo Theodosius imperator foedus pepigerat, Constantinopolim mense Januario venit, eodemque mense morbo periit. Jordanes XXVIII: — <Athanaricus> in tali ergo admiratione, majoreque a principe honore suffultus, paucis mensibus interjectis, ab hac luce migravit. Quem princeps affectionis gratia paene plus mortuum, quam vivum honorans, digne tradidit sepulturae; ipse quoque in exequiis feretro ejus praeïens.; Orosius VII, 34, 7; Zosimus IV, 34, etwas abweichend. Nach Prosper a. 382 ſoll Athanarik 15 Tage nach ſeiner Ankunft in Konſtantinopel getötet worden ſein. Der Rhetor Themistius orat. XV hält den Beſuch Athanariks in Konſtantinopel für eine der rühmlichen Begebenheiten unter Theodoſius' Regierung und der Mailänder Biſchof Ambroſius (De spiritu sancto I) preiſt ihn als ein Zeichen des verſöhnten Gottes.

hakenschloß; 12. Armband mit der gotischen Runeninschrift: gutaniowihailag.

Was nun diese Inschrift betrifft, so liest sie Richard Loewe (in: Indogermanische Forsch. 26, S. 203—208) als Gutan(ē) Jowi hailag, d. i. „dem Juppiter der Goten (d. i. Donar) heilig". Den früheren verfehlten Deutungen gegenüber scheint diese der Wahrheit am nächsten zu kommen. Da auch bei Ulfila fremde Namen ihre fremde Flexion durchgehends beibehalten, — wie hier Jowi lateinischer Dativ ist — so läßt sich gegen diese Deutung hinsichtlich des Sprachlichen nichts einwenden. Zum Kulturgeschichtlichen, das bei Loewe schwach begründet ist, möchte ich hier einiges bemerken. Loewe behauptet, daß der Ring von Pietroasa „ein untrüglicher Zeuge" für die Verehrung Donars auch bei dem Gotenvolke ist. Das müßte aber erst durch andere Belege bewiesen werden, wenn dadurch die Richtigkeit der Deutung der Inschrift in diesem Sinne bestätigt werden soll. Einen solchen Beleg finde ich bei Augustin, der berichtet, daß Radagais bei seinem Feldzug in Italien täglich dem Jupiter Opfer darbrachte [2]). Das ist hier um so wichtiger, als Radagais ein Wisigote und sogar ein Nachfolger Athanarichs war. Augustin spricht als Zeitgenosse und er hat sich mit Radagais noch einmal in einer anderen Schrift befaßt [1]), so daß sein Zeugnis volles Vertrauen besitzt. Auch in der Frage, ob die heidnische Gottheit, der Radagais opferte, wirklich Jupiter war und nicht etwa ein anderer Gott, hat sich Augustin sicherlich nicht geirrt, denn dieser Kirchenvater war ein guter und genauer Kenner der heidnischen Religion. So spricht er in seinem Werke De civitate Dei über fast alle heidnischen Gottheiten, über deren Befugnisse und Eigenschaften, und berücksichtigt nicht nur die höheren, wie Jupiter, Neptunus, Saturnus, Juno, Victoria usw., sondern auch die kleineren Gottheiten wie Priapus, Lucina, Educa, Potina, Pomona, Segetia usw. [3]). Die Verehrung Jupiter-Donars durch die Goten ist somit außer Zweifel gestellt. Als Seitenstücke der Benennung eines germanischen Gottes durch den entsprechenden lateinischen Ausdruck bringt Loewe die Inschriften des Odenwaldes vor, die den Wodan den kimbrischen Merkur (Mercurio cimbrio) nennen. Ansprechend, obgleich wir hier freilich mit lateinischen Inschriften zu tun haben. Loewes Behauptung aber, daß die gotische Inschrift auf dem erwähnten Ring ein gewichtiges Zeugnis für den Einfluß der heidnischen Religion des lateinisch sprechenden Teiles der Balkanbevölkerung auf das Heidentum der benachbarten Goten ist, ist, wie schon die Beibehaltung des lateinischen Dativs zeugt, gänzlich verfehlt. Der Gebrauch eines lateinischen Götternamens

[1]) Augustinus, Sermo CV, 10: Paganus Romae erat Radagaisus, Jovi sacrificabat quotidie, nuntiabatur ubique, quod a sacrificiis non desisteret Radagaisus.

[2]) De civitate Dei, V, 23: De bello in quo Radagaisus, rex Gothorum etc.

[3]) Vgl. De civitate Dei hier und da von Lib. I bis etwa Lib. VII.

in ſeiner lateiniſchen Kaſusform deutet meines Erachtens nur auf die römiſche Bildung desjenigen, dem der Ring zuerſt gehörte und der die Inſchrift anbringen ließ. Dieſer kann aber kein anderer geweſen ſein als Athanarichs Vater, der, wie erzählt, ſeine Jugendjahre als Geiſel am kaiſerlichen Hofe Konſtantins verbrachte, dort römiſche Bildung genoß und dem zu Ehren Konſtantin ſogar eine Bildſäule aufſtellen ließ. Wir haben daher die angegebene Deutung der Runeninſchrift von Pietroaſa für die allein richtige zu halten.

Der Goldſchatz von Pietroaſa iſt die Hauptzierde des Bukareſter Antikenmuſeums, doch befindet er ſich heute noch immer in Moskau, wohin er im Kriegsjahr 1916/17 infolge des rumäniſchen Rückzuges übergeführt wurde. Das Mißgeſchick, das über dieſen Schatz ſeit ſeiner Ausgrabung faſt ununterbrochen geſchwebt hat, läßt ihn alſo noch immer nicht los, denn in Moskau droht ihm wieder die Gefahr, im Schmelztiegel ein unrühmliches Ende zu finden. An Stelle des wertvollen Beſitzes verfügt das Bukareſter Muſeum z. Z. nur über eine Nachbildung [1]), wie Berlin und Nürnberg.

Von den in Dazien zurückgebliebenen Weſtgoten wiſſen wir nach der Flucht Athanarichs nur ſo viel, daß im Jahre 400 ihr Stammgenoſſe Gaina, der im oſtrömiſchen Reiche durch kriegeriſche Verdienſte ſich eine anſehnliche Stellung erworben hatte, aber ſpäter verdächtig und als Empörer bekämpft worden war, mit einer Schar von Getreuen aus Byzanz zu ihnen zurückzukehren beſchloß, um dort in ſeiner Heimat an dem Fuß der Karpaten den Reſt ſeines Lebens zu verbringen. Inzwiſchen waren aber die Goten in Muntenien von einer hunniſchen Horde unter Uldin, auf deſſen Seite auch Oſtgoten unter Sarus kämpften, verdrängt und ſie zogen ſich allmählich in die weſtlichen Teile des Landes. Gaina hatte nun ſchon die Donau überſchritten, als er in das neue Gebiet Uldins geriet, welcher ihm den Weg verlegte und mehrere Gefechte mit ihm lieferte, in deren letztem der verwegene gotiſche Abenteurer tapfer kämpfend das Leben verlor, am 23. Dezember 400 [2]). Da nun die Befeſtigung ihres Staates in Dazien nach dem erlittenen Gebietsverluſte fürderhin ausſichtslos ſchien, beſchloſſen jetzt auch die hier zurückgebliebenen heidniſchen Weſtgoten, das Land zu verlaſſen. Sie brachen dann unter Radagais, Führung nach Italien auf. Es war ein gewaltiges Volksheer [3]); es brauſte im wilden Anſturm über die Alpen, belagerte Florenz und machte einen tiefen Eindruck auf die römiſchen Gemüter. Stiliko, dem Hunnen unter

[1]) Hergeſtellt von Al. Tzigara-Samurcaş.

[2]) Über Aufſtieg und Ende Gainas vgl. Seeck in Pauly-Wiſſowa, Realenzykl. 7, 1, S. 486/87 und Cohn, ebenda 2,1, S. 1147—1150; daſelbſt auch die Zuſammenſtellung ſämtlicher Quellen.

[3]) Die überlieferten Zahlen: 200000 Mann nach Orosius VII, 37 und Marcellinus Comes a. 406; 100000 nach Augustin, De civitate Dei V, 23 ſind jedoch übertrieben. Zoſimus, der dieſen Zug des Radagais mit dem rätiſchen Kriege Stilikos um 400 f. vermengt hat und neben transdanuviſchen auch transrhenaniſche Völker als Teilnehmer an dem Zuge des Radagais erwähnt, gibt ſogar die Zahl von 400000 Streitern an.

Uldin und Ostgoten unter Sarus zu Hilfe geeilt waren, kam ihnen schließlich entgegen und schlug sie bei Fäsulä (jetzt Fiesole bei Florenz) aufs Haupt. Radagais selbst wurde auf der Flucht ergriffen und bald darauf am 23. August 405 [1]) hingerichtet.

Meiner Ansicht, daß Radagais ein Wisigote war, steht diejenige sämtlicher Forscher gegenüber, daß er ein Ostrogote war [2]). Zur Begründung der hier vertretenen Auffassung möchte ich folgendes hervorheben. Es ist zunächst ganz undenkbar, daß der ostrogotische Stamm nach der Trennung eines beträchtlichen Volksteiles unter Safrak und Alatheus im Jahre 375 und dann eines anderen unter Odotheus im Jahre 386 noch so viel Menschenmaterial besaß, daß er nicht nur als großes Volk in seinen früheren Sitzen unter den Hunnen hätte bleiben, sondern dabei noch ein starkes Heer unter Radagais aus seiner Mitte hätte entsenden können. Von den Wisigoten wissen wir hingegen nur soviel, daß eine Volkshälfte unter der Führung des Fritigern und des Alawiw 376 die Donau überschritt, während die andere Hälfte auch nach der Flucht Athanarichs nördlich der Donau zurückblieb. Was sollte nun mit dieser Volkshälfte geschehen sein, wenn sie nicht identisch mit den aus derselben Gegend nördlich der Donau ausgezogenen Scharen des Radagais wäre? Andererseits machen die zeitgenössischen Geschichtsschreiber zwischen den Goten des Radagais und denjenigen des Alarich in betreff ihrer Stammesangehörigkeit keinen Unterschied. Der Unterschied zwischen beiden Parteien war aber auch nur ein religiöser: Radagais und sein Volk waren Heiden, die Goten Alarichs aber Christen. So heißt Radagais bei Orosius (Hist. VII, 37) nicht nur ein Gotenkönig, sondern zugleich „ein Heide und Skythe" und nochmals im Gegensatz zu Alarich „ein Heide, Barbar und wahrer Skythe". Ebenso ist er für Marcellinus a. 406 „Heide und Skythe". Es liegt nun auf der Hand, daß es sich hier einerseits um die Nachkommen des heidnisch gebliebenen Volksteiles Athanarichs und andererseits um die Nachkommen des christianisierten Volksteiles Fritigerns handelt. Radagais war ferner zeitgenössischen Quellen zufolge ein König der Goten ebenso wie Alarich. Daß er aber kein Volkskönig der Ostrogoten war, ergibt sich deutlich aus der Stammtafel der Amaler bei Jordanes. Er war mithin ein König, der

[1]) Orosius VII, 37: Rhadagaisus omnium antiquorum praesentiumque hostium longe immanissimus, repentino impetu totam inundavit Italiam — Adsunt Huldin et Sarus, Hunnorum et Gothorum duces, praesidio Romanorum ....; Paulinus, Vita S. Ambrosii L; Prosper a. 405; Marcellinus Comes a. 406; Jordanes Romana 41.

[2]) So Pallmann, Gesch. d. Völkerw. I, 228 f., 248, der die Goten des Radagais mit den Ostrogoten Pannoniens für identisch hält; Wietersheim-Dahn, Gesch. d. Völkerw. II, 135: Radagais „möglicherweise ein Ostgote". L. Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme I, 2, S. 121, hält Radagais und dessen Scharen für Ostrogoten, weil „größere Massen von den Westgoten jenseits der Donau nicht mehr vorhanden waren".

in Dazien nach 376 zurückgebliebenen Wiſigoten und, wenn nicht ſelbſt der Nebenbuhler und Verdränger Athanarichs, jedenfalls ein Nachfolger desſelben.

Mit dem Abzug der zweiten wiſigotiſchen Volkshälfte unter Radagais aus Dazien im Jahre 400 geht die Gotengeſchichte auf dem Boden Rumäniens zu Ende. An ihrer Stelle trat in Muntenien und Oltenien ein Völkergemiſch, und zwar: ein hunniſcher Volksſtamm, die Sadagarier, und eine Abteilung der oſtgermaniſchen Skiren. Von hier aus unternahmen dieſe beiden Stämme im Jahre 409 unter der Führung Uldins einen Streifzug nach Möſien [1]). Nach dem Sturz des Hunnenreiches (454) erhielten ſie wieder zuſammen Wohnſitze in Untermöſien [2]).

Vereinzelte gotiſche Volksteile ſind jedoch in Muntenien und beſonders in der öſtlichen Gegend dieſes Landes für immer zurückgeblieben. Darauf iſt es wohl zurückzuführen, daß der bedeutendſte Fluß hier, die Jalomita, noch zu Anfang des 7. Jahrhunderts einen germaniſchen Namen trug: Helibakia. Es iſt von ihm in dem Bericht des Theophylakt Simokatta (VI, 8, 9; VIII, 5, 6) über den byzantiniſchen Feldzug des Jahres 593 gegen die damals in dieſem Gebiet wohnenden Slawen die Rede. Daß Helibakia identiſch mit der Jalomita iſt, was man anderweit ſeit langem erkannt hat, erhellt deutlich aus dem genannten Bericht bei Theophylakt. Allein die übliche Annahme, Helibakia ſei auch etymologiſch derſelbe Name mit Jalomita und ſomit ſlawiſcher Herkunft, iſt ſicher eine irrige. helibakia hätte im Rumäniſchen keinesfalls Jalomita ergeben. In der Tat läßt ſich Helibakia aus dem Slawiſchen nicht erklären, und ebenſowenig aus dem Dakiſchen. Der einheimiſche Name dieſes Fluſſes war nach Herodot IV, 48: Naparis. Zieht man aber die germaniſchen Flußbenennungen in Betracht, ſo wird man das germaniſche Gepräge des Namens helibakia leicht erkennen. Der Name iſt offenbar ein zuſammengeſetzter. Das zweite Glied -bakia iſt gerade das germaniſche Wort für Fluß oder Bach, und zwar die Grundform von anord. bekk-r, aſächſ. beki, angls. bece, ahd. bah, nhd. Bach. Im erſten Teil enthält helibakia den Namen der gerade am Unterlauf der Jalomita gelegenen gotiſchen Hauptſtadt: helis, wo Lyſimachos von dem gotiſchen König Dromihätes bewirtet wurde. Die Goten nannten alſo hier den Fluß nach dem heimiſchen Namen der Stadt, wie man vom Kantonfluſſe, vom Rio de Bogotá, von Rîul Bîrlad (dieſer in Rumänien) uſw. ſpricht. Im allgemeinen iſt der Vorgang ein umgekehrter: die Flußnamen ſind es, aus denen die Stadtnamen hervorwachſen.

Gotiſche Ortsnamen, die ſich hier bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ſind die oben erwähnten: Gotes, Gotanul, und Golta. Zu dieſen

[1]) Zuſammen mit ihnen werden auch einheimiſche Karpodaken erwähnt: Zoſimus 4, 34.

[2]) Jordanes, Get. L, 265, 266. — Vgl. meine „Gepiden" I, S. 68.

gesellt sich noch Sabar, der Name eines Nebenflusses des Arges. Der Name Sabar setzt eine Grundform *Sabbariu, mit intervokalem Doppelkonsonant, voraus; *Sabariu mit einfachem intervokalen b hätte *Sar ergeben; vgl. lat. caballus > rum. cal „Pferd". Die vorauszusetzende Lautform *Sabbariu deckt sich nun genau mit mitteldeutsch und niederdeutsch sabber „schmutzige Flüssigkeit", henneberg. (mit hochdeutschem Lautstand) sapper „schmutzige Flüssigkeit", Weiterbildung zu schwed. dial. sabb „Schmutz, feuchte Unreinigkeit", niederdeutsch sabbe „Geifer", norw. dial. sabba „im Schlamm watten", norw. dial. sabba „beschmutzen". Niederdeutsch sabber würde im Altsächsischen, wenn es belegt wäre, *sabbari, got. *sabbareis lauten.

Wann die in Muntenien zurückgebliebenen Gotenreste ihre germanische Nationalität eingebüßt haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Sicher ist nur, daß die Rumänen die erwähnten gotischen Ortsnamen nicht etwa durch slawische Vermittlung, sondern unmittelbar von den Goten bekommen haben. Gegen die Annahme slawischer Vermittlung spricht nämlich der Lautstand, denn alsdann würde beispielsweise Sabar unbedingt *Sobar, Golta etwa *Gîlta, der Wortstamm Got in Got-es und Got-an *Gît lauten[1]).

Das ist ein sicheres Zeugnis dafür, daß zur Zeit der allmählichen Besiedelung Munteniens während des 11., 12. und 13. Jahrhunderts durch siebenbürgische und oltenische auswandernde Rumänen die gotische Sprache hier noch nicht verklungen war. Die Lautgestalt Gotan enthält nicht etwa das slawische Suffix an, wie man annehmen möchte, sondern sie geht unmittelbar auf die schwache Form des Gotennamens selbst zurück: bibelgot. Guta Akk. Gutan, Nom. Pl. Gutans, angls. Gotan. Der Selbstlaut a vor n blieb hier unverändert, da damals der rumänische Lautwandel an > în seit langen abgeschlossen war. Gutan beziehungsweise Gotan mußte also im rumänischen Gotan ergeben, wie der gleichzeitig aufgenommene komanische Volksname Coman ergeben hat. Der Annahme, daß die Goten in Muntenien ihre Sprache noch einige Zeit über das 12. und 13. Jahrhundert hinaus bewahrt haben, steht nichts im Wege. Daß dies aber auch im 17. Jahrhundert der Fall war, wie eine aus dem Jahre 1698 stammende Nachricht besagt[2]), ist völlig unglaubhaft. Nicht minder verdächtig ist eine andere Mitteilung, welche den Fortbestand der Goten in der Gegend um Silistria noch im 18. Jahrhundert

[1]) Vgl. über den letzten Namen meine Schrift: Die Gepiden I, S. 192.

[2]) Olof Rudbeck, Atlanticae seu Manheimii pars tertia, Upsalae 1698, S. 20: Quid quod in plurimis Valachiae locis, Gothica nostra lingua cum Runis Ulphilanis a majoribus nostris relicta adhuc superest. Cujus rei, tum a quodam de Valachia ad Regem nostrum Legato, quem ex Ulfila ipse recitantem audivi, tum a nonnullis Hungaris, Johanne cive Papense et Michaële Presburgense certior sum factus. Vgl. dazu R. Loewe, Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Halle 1896, S. 256.

behauptet [1]). Beſſer überliefert iſt nur die Tatſache, daß in der Gegend von Konſtanza (Tomi) am Schwarzen Meere noch im 9. Jahrhundert gotiſch gepredigt wurde [2]). Im Zuſammenhang damit halte ich die Perſonennamen Atala und Tziuk auf einer in Konſtanza aufgefundenen griechiſchen Inſchrift für gotiſch: ἐντα κῖτε Ἀταλα υἱὸς Τζειουκ . . . Ein Kreuz daneben zeugt dafür, daß wenigſtens Atala ein Chriſt war. Die Inſchrift iſt zuerſt von V. Pârvan [3]), der ſie auf das 6. Jahrhundert datiert, veröffentlicht worden. Atala iſt wohl identiſch mit dem gotiſchen Perſonennamen Athala, der ſonſt in Athalarik als erſter Beſtandteil vorkommt. Zahlreiche Beiſpiele für die Wiedergabe des gotiſchen þ durch lat. griech. t, τ wie Atalaricus Ἀταλάριχος, Atanagildus, Φριτίγερνος uſw. hat M. Schönfeld in ſeinem Wörterbuch der altgerm. Perſonen- und Völkernamen (Heidelberg 1911) S. XXII zuſammengeſtellt. Der zweite Name Tziuk iſt ein Kompoſitum wie burgund. Gundiuk und zeigt romaniſche Aſſibilierung des Dentals wie auch oſtgot. Batza ſtatt *Batia (Batja), Patza ſtatt *Patia uſw. Ähnlich kommt auf einer Inſchrift ebenfalls aus Konstanza der lateiniſche Perſonenname Constantia als Κωνσταντζία vor. Tziuk ſteht alſo für Tiu-(u)ik, Tiuwik wie burgundiſch Gundiuk für Gundiuik; vgl. Gundi-vicus, Gundewic bei Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch I, 711. Wegen der Unterdrückung des i nach u iſt unter anderen noch Amalasuntha: Ἀμαλασοῦνθα neben Amalasuintha zu vergleichen. Das erſte Glied in *Tiuwik gehört zu bibelgot. þius „Diener", oſtgot. -theus (vgl. Alatheus) uſw., und iſt auch ſonſt an erſter Stelle von Kompoſiten belegt, vgl. Theolarifus, Teucharius bei Schönfeld a. a. O. 227, 223. Dafür daß der Wortſtamm -wik im Gotiſchen als Namensglied geläufig war, zeugt Herdwik, der Name eines oſtgotiſchen Heerführers im 6. Jahrhundert (belegt bei Ennodius Paneg XII, 62). Eine genau datierte Inſchrift, die den gotiſchen Namen Okthibautes enthält, iſt in Tſcherven

[1]) Suhm, Historie af Danmark I, København 1782, S. 64: ja der boe endog Gother ved Silistria, i Bulgariet, hvilket sidste den afdøde Professor Thunmann i Halle har i et Brev forsikret mig. Vgl. R. Loewe, a. a. O.

[2]) Walafridus Strabo, De rebus ecclesiasticis 7: — a Gothis qui et Getae, cum eo tempore, quo ad fidem Christi ..... perducti sunt, in Graecorum provinciis commorantes nostrum, id est Theotiscum sermonem habuerint. Et (ut historiae testantur) postmodum studiosi illius gentis divinos libros in suae locutionis proprietatem transtulerint, quorum adhuc monumenta apud nonulles habentur. Et fidelium fratrum relatione didicimus, apud quosdam Scytharum gentes, maxime Tomitanos locutione divina hactenus recitari officia. Die Nachricht fällt in die Zeit zwiſchen 826, in welchem Jahre Walafrid in das Kloſter Reichenau eingetreten war, und 849, ſeinem Todesjahr. Geboren war er etwa 808; vgl. Knöpfler in: Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 12. Bd., S. 1177/79.

[3]) Contributii epigrafice, S. 63.

in der Nähe von Rustschuk aufgefunden worden. Sie lautet: *ἀρχηδιάκονος ἐπισκόπου Νηκωλάου Ὠκθιουανύτους* . . . 6. Oktober 870. Über diesen Namen handelt E. Seemüller bei Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien (Wien 1906, 289 f.), wo die Inschrift veröffentlicht ist.

Nach dem Dargestellten umfaßt die tatsächliche Geschichte der Wandalen und der Wisigoten in Ungarn und Rumänien nicht viel mehr als anderthalb Jahrhunderte. Das Gebiet Bessarabiens, der Moldau und Munteniens wurde nach dem Abzug der Goten zum Aufmarschgebiet asiatischer Nomadenvölker. Die weiteren Schicksale des Landes zwischen Teiß, Olt und Karpaten gehören hingegen, soweit hier von einem germanischen Zeitalter gesprochen werden darf, zur Geschichte der Gepiden. Unsere Aufgabe endigt hier.

Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).

Von Emil Walter, Stettin.

Arkona ist uns allen in seiner Lage und Eigenart von jeher wohlvertraut, besonders aber in Pommern als landschaftliches und historisches Kleinod stets hochbewertet gewesen. So mußte denn die Kunde, daß gerade dort eine größere Ausgrabung stattfinden sollte, freudige Zustimmung und hochgespannte Erwartung erwecken. Und um eine durchaus planmäßige Ausgrabung im Sinne des neuen Ausgrabungsgesetzes handelte es sich in der Tat, als Schuchhardt mit den reichen Mitteln der Wentzel-Hackmann-Stiftung es unternahm, in die breit angelegte Untersuchung der norddeutschen Burgwälle auch Arkona einzubeziehen und dessen Erforschung geradezu als Endziel bezeichnete. Und schwerwiegende Gründe rechtfertigen diese Absicht. Zunächst hebt es sich aus der großen Fülle namenloser vorgeschichtlicher Bauwerke bedeutend dadurch heraus, daß der Name Arkona seit der ersten Erwähnung durch die Jahrhunderte unbezweifelt an derselben Stelle haften geblieben ist und die Lage nicht erst, wie z. B. bei Rethra, unter allerlei Widersprüchen festzustellen ist. Ferner bietet es den Vorteil völlig unberührten Bodens, da nachweislich kein nachslawisches Gebäude darauf errichtet ist und eine Grabung somit die denkbar klarsten Ergebnisse liefern muß. Sind dies schon anderswo selten so günstig liegende Bodenverhältnisse, so weiß man nicht nur, daß es sich hier um eine wichtige Tempelfeste und vielumstrittene Wehranlage handelt, während sonst die Bestimmung eines Walles oft erst zu ermitteln bleibt, sondern wir besitzen obendrein eine unvergleichlich genaue Beschreibung des Tempels und der Befestigungsart. Endlich bildet die gleichfalls von einem Augenzeugen herrührende Erzählung seiner Eroberung am 15. Juni 1168 zugleich die sicherste Gewähr zur Beurteilung der letzten slawischen wie der ältesten christlich-historischen Zustände: Arkonas Fall bedeutet das Ende der deutschen Vorgeschichte überhaupt. Dies alles dürfte genügen, um die Wichtigkeit einer Untersuchung auf Arkona gebührend zu beleuchten, und es wäre wunderbar, wenn die pommersche Altertumsforschung nicht auch schon hier tätig gewesen wäre. In Wirklichkeit liegen zahlreiche Beobachtungen

vor, auch ist dort schon wiederholt gegraben worden, besonders war die von einer Kgl. Kommission 1868 vorgenommene Untersuchung durch den Bericht im 24. Bande der „Baltischen Studien" berühmt geworden, aber alles entsprach doch den heutigen Anforderungen der Wissenschaft noch keineswegs, das letzte Wort sollte jetzt erst gesprochen werden.

Der Kenner Rügens weiß, daß unter den einzelnen Teilen der Insel die Halbinsel Wittow gegenüber den Halbinseln Jasmund und Mönchgut zurückstehen muß durch völligen Mangel an Wald und eine gewisse Einförmigkeit, doch aber macht das nördliche Kap Arkona auf jeden Besucher einen tiefen Eindruck, mag man sich von der See aus dem trutzigen Felsen nähern oder vom letzten Dörfchen Putgarten (wendisch = „vor der Burg") den Hohlweg emporsteigen. Von beiden Seiten gewahrt man bald, daß die von Natur günstigste Stelle künstlich in eine starke Feste umgewandelt ist, indem man das vorspringende Dreieck in der Weise ganz vom Festlande abschnürte, daß man im Westen einen gewaltigen Erdwall von Küste zu Küste zog, an den anderen Seiten aber durch steile Küstenabstürze hinlänglich gesichert zu sein glaubte. Die Länge des halbmondförmigen Walles beträgt heute noch gegen 200 Meter, die Höhe wechselt außen und innen zwischen 10 und 15 Metern, der Absturz der ungeschützten Seiten zur See beträgt über 40 Meter, und auf halber Höhe ist eine Quelle zu erreichen. Wäre nun auch der Name in der Überlieferung wie bei andern Burgwällen verschollen, an diesem örtlichen Befunde schon müßte sich erweisen, daß die erwähnte Beschreibung durchaus zutreffend ist. Außer allgemeinen Bemerkungen anderer Schriftsteller hat uns nämlich der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus einen unschätzbaren Dienst damit erwiesen, daß er die Erzählung von jener Belagerung mit einer ausführlichen Schilderung der Örtlichkeit beginnt und dabei ausführt, daß auf drei Seiten die natürlichen Steilhänge genügende Sicherheit boten, da kein Geschützpfeil die Höhe erreichte, während im Westen ein Wall von 50 Ellen Höhe die Burg deckte, die im Norden von einem Quell in halber Höhe des Absturzes mit Wasser versorgt wurde. Bisher war nichts zu untersuchen und festzustellen, was nicht auch jene Beschreibung enthalten hätte, nur der Erdwall bietet heute einen abweichenden Anblick. Er zeigt keine gerade, sondern eine wellenförmige Oberkante, über deren Entstehung schon verschiedene Vermutungen geäußert sind, doch dürfte Saxo hier Aufklärung bringen mit seiner Nachricht, daß der Erdwall oben mit Holzbauten besetzt war, die bei der Belagerung in Flammen aufgingen und somit Lücken zwischen den Erdaufwürfen verursachen mußten, die durch spätere Nachgrabungen vergrößert sind. Die Untersuchung soll hier noch fortgesetzt werden, vorläufig schien an der Oberkante schon eine Reihe von Fundamentsteinen für Palisaden oder Turmpfosten erkennbar zu sein; nach dem Bericht der Kommission von 1868 hatte Sock schon Überbleibsel von Pfahl- und Plankenwerk, sie selbst an den Wallenden Holzteile und Kohlen gefunden.

Die Innenfläche mußte natürlich für die Untersuchung ungleich wichtiger sein, es ist ein idealer Ausgrabungsplatz: jeden Morgen lag er, wenn wir von der $^1/_4$ Stunde entfernten Häusergruppe des Leuchtturms herüberkamen, in hellster Augustsonne und frischer Seebrise verheißungsvoll vor uns ausgebreitet, die sanftgeneigte Fläche, teils Weideland mit kurzem Graswuchs, teils abgeerntetes Ackerfeld, barg bei ihrer Größe von über 1300 Quadratruten noch immer das auch 1868 nicht gelöste Rätsel, ob und wo wohl noch etwas von dem bei Saxo geschilderten Tempel zu finden sei: Die Kommission hatte damals nur auf einer viereckigen Ackerfläche in der Mitte die Tempelstätte annehmen zu können geglaubt, Hausreste oder besondere Altertümer nicht gefunden. Hier mußte also mit Geduld vorgegangen werden, und nicht in der Weise, in wenig Stunden hier und da bloß eine Grube auszuheben; vielmehr wurde die ganze Fläche noch einmal aufs genaueste eingemessen, wobei Schuchhardt durch die reiche Erfahrung Koldeweys aufs beste unterstützt wurde und einen Plan erhielt, der den von 1868 (Balt. Stud. 24, Taf. VII) in jeder Beziehung übertraf (Sitzungsber. d. preuß. Akad. 1921, 767). In diesen wurden alle Einzelheiten der Grabung eingetragen, bei der man sich zu einem System durchlaufender Versuchsgräben entschloß, und zwar der dreieckigen Grundform des Geländes entsprechend vom Fuß des Westwalles aus in mehr radialer Richtung zum Ostkap. Lange wollte sich aber gerade in der Mitte nichts als natürlicher Boden ohne Kulturschicht zeigen, dann färbte sich die Erde allmählich nach der Mulde an der Innenseite des Walles zu dunkler und enthielt Knochen, slawische Scherben und Eisenmesser, eine herdförmige Steinpackung und in Vierecken liegende flache Steine, die dicht beisammen stehenden Holzbauten als Fundamente gedient haben mochten. Gegen diesen Befund im dritten und namentlich im schmalern Nordgraben schien sich jedoch im 2 m breiten Mittelgraben, der genau westöstlich gezogen wurde, durchaus nichts Ähnliches ergeben zu sollen, statt dessen überraschte jedoch schließlich, als man sich schon etwas enttäuscht der höchsten Absturzstelle bedenklich näherte, eine völlig anders geartete Steinpackung, die rechtwinklig sich quer vorlagerte. Diese ließ sich nun genau 20 m lang genau südnördlich aufdecken und bog dann mit größeren Ecksteinen rechtwinklig nach Osten um, überall 2 m breit in mehreren Lagen aus Granit- und Flintsteinen hergestellt.

Ohne Zweifel war dies das Fundament eines wichtigen Gebäudes, aber wie erklärte sich der leere Raum zwischen ihm und den leichter gebauten Häusern tiefer nach dem Wall zu? Hatte Saxo nur in dem einen Punkte versagt, daß er die Lage des Tempels nur allgemein in die Mitte der Fläche versetzte, so half doch seine übrige Darstellung hier trefflich weiter; er schildert nicht nur den weitberühmten Tempel des rügischen Hauptgottes Swantewit, sondern auch seine Umgebung. Er war aus Holz aufgeführt, kunstvoll geschnitzt und erhob sich zu einer rotgefärbten Kuppel, hatte nur einen Eingang

und durfte nur vom Priester betreten werden; aber bei der Hauptfeier des Erntefestes lagerten die weither gekommenen Festteilnehmer schon vorher um das Heiligtum und ließen sich am Haupttage den Willen der Gottheit erklären, deren Fest mit Opfern und reichen Schmausereien begangen wurde. So war denn wieder klar, daß sich diese Szene des vorgeschichtlichen Lebens der Wendenzeit an dieser Stelle abgespielt haben mußte. Ausgezeichnet war sie gewählt: wenn am Festmorgen die Sonne hinter dem Tempel dem Meere entstieg und die rote Kuppel erglühen ließ, stand der Priester vor der Front und schaute, wie uns der Augenschein jetzt wieder an klaren Erntetagen bewies, weit hinaus über Wittow und Tromper Wiek, und das gläubige Volk lauschte dicht gedrängt seinen Worten. Es konnte nur das Fundament der Tempelfront sein, das wir gefunden hatten; die Holzkonstruktion selbst war ja in Flammen aufgegangen und der Tempelschatz davongeführt worden, so daß weiter nichts zu finden war. Aber gerade der leere Zwischenraum erklärte sich nun bestens, es war der weite Festplatz für die fremden Gäste, auf der Höhe um das Heiligtum waren offenbar keine Privatbauten gestattet, die sich nur unten am Wall zusammendrängten. Viele namenlose Burgwälle hatte man bisher bald als gelegentliche Refugien, bald als Festen an Stammesgrenzen ansehen wollen, hier bedarf es keiner bestreitbaren Hypothese mehr, hier ist zum erstenmal ein befestigtes Nationalheiligtum der Slawenzeit mit voller Sicherheit erschlossen und die Raumeinteilung der ganzen Burgfläche auf dem Plane S. 768 der Sitzungsberichte gegeben.

Ohne Zweifel wäre mit dieser Feststellung schon viel gewonnen, aber noch blieb eine weitere Angabe von ihm zu prüfen, und hier konnte es wohl zweifelhaft sein, ob ein Nachweis überhaupt noch möglich wäre. Saxo fährt nämlich fort, es wäre im Innern dieses wandumschlossenen Tempels noch ein Allerheiligstes durch ausgespannte Purpurvorhänge zwischen 4 Holzpfosten abgetrennt gewesen, und erst in diesem Raume hätte das riesige Holzbild des Swantewit mit 4 Köpfen und einem Trinkhorn in der Rechten gestanden. Alles also aus vergänglichen Stoffen hergestellte Einzelheiten, und von dem Eifer der christlichen Bekehrer sicherlich am gründlichsten zerstört; leider ist außerdem im Laufe der Jahrhunderte gerade die Nordostecke des Tempelraums bereits ins Meer abgestürzt — trotzdem wurde mit begreiflicher Spannung nun auch innerhalb der Fundamente weiter gesucht. Und genau $6\frac{1}{2}$ m von den äußeren Tempelwänden waren noch 3 isolierte Steinfundamente vorhanden, die sich leicht zu dem quadratischen, auf 4 Pfeilern ruhenden Innenraum ergänzen ließen, und so konnte vielleicht auch noch eine Spur von dem Götterbilde ermittelt werden. Fand sich nun auch nichts im Schnittpunkt der Diagonalen, so war dafür dicht an der errechneten Linie der Hinterwand zwischen besonders großen Findlingsblöcken der Raum für einen tief eingetriebenen starken Pfosten erkenntlich, es konnte nur die Stelle des Swantewitbildes sein, das nach Saxo so tief in der Erde steckte, daß die Eroberer es

nicht umzustürzen vermochten, sondern an den Knöcheln durchhauen mußten. Das wird heute durch diese gewaltige Steinpackung erklärlich, und wenn die Aufstellung nahe der Hinterwand aus ästhetischen Gründen nur Anerkennung verdient, so erläutert sie zugleich die Stelle des Berichts, nach der der umstürzende Koloß die Hinterwand durchschlug. Da wir nun die Maße der Entfernung kennen und erfahren, daß ein ähnliches Götterbild des siebenköpfigen Rugiäwit im Burgwall zu Garz so groß war, daß der streitbare Bischof Absalom sich auf die Fußspitzen stellen mußte, um mit der Streitaxt kaum das Kinn zu erreichen, so dürfte das Swantewitbild auf Arkona wohl 9 m hoch gewesen sein. Das alles sind doch gewiß bedeutsame Erweiterungen unserer Kenntnis der wendischen Zustände, und die jetzige Ausgrabung hat alle früheren durch planvollere Benutzung der vorhandenen Notizen und größere Ausdauer übertroffen; schließlich aber konnte doch niemand ahnen, daß die wichtigste Stelle der Feste gerade in diesem Jahre noch festgestellt werden konnte und die Vornahme der Ausgrabung bei diesem Zustande des Geländes als äußerster Glückszufall betrachtet werden mußte. Alljährlich stürzen regelmäßig gerade am Rande Teile der Oberfläche ab, und so ist die Möglichkeit schon unwiderbringlich verloren, die einstige Entfernung des Tempels vom Felsabhang zu bestimmen, schon sind auch Hinterwand und nordöstlicher Pfeiler versunken, und in Kürze werden auch die gewaltigen Stützblöcke des Swantewitbildes donnernd zum Strande abrollen. Aber es muß als ganz besonderes Glück angesehen werden, daß die Untersuchung gerade in letzter Stunde noch einmal zugriff und diese Messungen nicht ohne Gefahr für die Wissenschaft verewigte.

Hiermit wäre eigentlich die Hauptaufgabe gelöst gewesen, denn die Frage, woher die Slawen wohl diesen quadratischen Tempelgrundriß genommen, konnte an diesem einzelnen Beispiel nicht schon beantwortet werden, was aber am Ende der slawischen Zeit erreicht war in Großzügigkeit der Anlage, das war im Innern des Burgraums meßbar zutage getreten, so daß sich das Kulturbild von der weitreichenden Macht des Priesters, vom Ansehen und der Einträglichkeit seines Orakels und von der allgemeinen Beliebtheit des herbstlichen Opferfestes aus den Geschichtsbüchern hier treffend beleben konnte. Daß ihm ständig 300 berittene Tempeldiener zur Verfügung gestanden, läßt einen Schluß auf die Besatzung zu, die im Garzer Burgwall auf 6000 angegeben ist, und ebendaher können wir für Arkona die Privatgebäude am Wall ergänzen, die dort dreistockig, unsauber und feuergefährlich geschildert sind. Darum genügten kleinere Gräben hier und da, um die Kulturschicht mit ihren sattsam bekannten slawischen Einschlüssen zu zeigen, zeitlich jedoch waren die Scherben hier zumeist spätslawisch gerillt, während nach dem Tempel zu die früheren mit Wellenlinien überwogen. Natürlich aber waren gerade Scherben auch schon von allen früheren Besuchern gesammelt worden.

Schließlich lohnte es sich, das Kulturbild an der Grenzscheide der Vorgeschichte noch durch einen Blick auf den Schlußkampf des Heidentums und die Anfänge der Christianisierung zu vervollständigen. Noch heute hat der Wall wie damals nur einen Eingang im Nordosten, ja er zeigt sogar noch den rampenartigen Erdaufwurf, der nach Saxo einem beherzten Krieger des Dänenheeres Gelegenheit bot, den Torturm zuerst in Brand zu stecken. Damit war das Schicksal dieser wie aller Festen mit hölzernem Oberbau entschieden, aber der Endkampf bot ein der weltgeschichtlichen Bedeutung des Augenblicks entsprechendes vielgestaltiges Bild: König Waldemar betrachtete von einem Sessel vor seinem Lager aus, wie sich Dänen, Obotriten, Pommern und Hilfsvölker Heinrichs des Löwen wetteifernd im Angriff auszuzeichnen bemühten, während die wendischen Verteidiger nach zähe ertragener Belagerung todesmutig ausharrten und viele von ihnen lieber in den Flammen enden als den Untergang ihrer Religion und Freiheit überleben wollten. Schließlich kam eine Kapitulation zustande, die persönlich glimpfliche Bedingungen, aber die völlige Aufgabe des Heidentums forderte, und nun folgte die schon erwähnte Öffnung und Zerstörung des Tempels, Sturz und Herausschleppung des Götzenbildes, das bestaunt, verspottet und von den Troßbuben zu Brennholz zerschlagen wurde.

Die Annahme des Christentums vollzog sich still und ohne Gewaltmaßregeln, natürlich verlor Arkona nun seine Bedeutung ganz, in Altenkirchen wurde die erste christliche Kirche errichtet, in deren Vorraum ein rohes Steinbild in wendischer Tracht mit einem Trinkhorn liegend eingemauert ist (Balt. Stud. 31, 220). Landschaft, Lage und Umstände haben schon immer an einen Zusammenhang mit Swantewit auf Arkona denken lassen, und die neuerdings vorgeschlagene andere Erklärung (Pommersche Jahrb. XIX 30) scheint weniger begründet. Jedenfalls nahm man jetzt mit Recht einen Abklatsch des Altenkirchener Steins samt den Funden aus Arkona in das Berliner Museum mit.

Wie hier das Slawentum anfangs im Christentum noch nachwirkte, so weisen auch die Verkehrswege Rügens bis auf die wendischen Verhältnisse zurück. Südlich von Arkona bildete das Fischerdorf Vitte den Anlegeplatz für Fremde und die Hauptstelle für den herbstlichen Fischmarkt; es muß damit zusammenhängen, daß auch später noch zwei Hauptverkehrsstraßen von hier aus um ganz Rügen herumführten, um sich erst dicht vor Altefähr wieder zu vereinigen (Balt. Stud. N. F. 14, 48).

Nun liegt Arkona einsam und verlassen, nur die Volkssage weiß etwa noch von geheimnisvollen weißen Rossen und vom Wafeln einer im Meer versunkenen großen Stadt zu melden, aber mag auch, was Menschen dort einst gebaut, langsam und unrettbar vom ewigen Meer verschlungen werden, Geschichtsschreibung und Forschung werden es nimmer in Vergessenheit geraten lassen, das lichtumstrahlte trutzige Arkona.

Zum Begräbnis im Haus.

Von Dr. Jörg Lechler, Berlin.

Der spätmittelalterliche Schnitzaltar hat sich aus dem Heiligensarkophag entwickelt. Der Heiligenschrein hat die Gestalt eines Hauses, und zwar eines Gotteshauses, einer Kirche; oft sind deutlich deren Langhaus und Querschiff unterschieden. Diese typologische Entwicklung vom Heiligenschrein zum Schnitzaltar, bei der Anfangs- und Endglied nur noch so geringe Ähnlichkeit haben, ging folgendermaßen vor sich. In der frühchristlichen Zeit war der Altar Opfertisch (mensa) und Grabstätte zugleich. Es bestand der Wunsch, die unter dem Altar ruhenden Gebeine der Märtyrer oder Heiligen den Gläubigen zugänglich zu machen; so entstand die Krypta. So wurde dann der Heilige in einem freistehenden Sarg, dem „Heiligenschrein", an der Stelle unter dem Altar beigesetzt. Zu gewissen Gottesdiensten wurde späterhin der Schrein auf den Altar der Oberkirche gesetzt. Der Heiligenkult änderte sich im Verlaufe des 12. Jahrhunderts. Der anfangs vorübergehende Standort auf oder unmittelbar hinter dem Altar wurde zum dauernden, die Krypten verschwanden. Da der Schrein in den Prozessionen nicht mehr herumgetragen wurde, sondern dauernd an seinem Platze, vor einer Wand, feststand, war es auch nicht mehr nötig, den Schrein im ganzen auszuführen. Man machte, des kostbaren Materials wegen, nur noch dessen Schauseite. Diese Schauseiten wurden auch fernerhin auf den Altären beibehalten, nachdem man die Särge der Heiligen an anderer Stelle — wieder eine Folge des veränderten Kultes — aufgestellt hatte. Schließlich wurden die bis dahin nebensächlichen, dekorativen Füllfiguren in den Arkadenbögen der Schauseiten die Hauptsache; es kommt der spätmittelalterliche Schnitzaltar zustande, bei dem nur noch die architektonische Umrahmung mit gotischen Fialen und Maßwerk die letzten typologischen Überbleibsel der ursprünglichen Ausgangsform sind.

Diese Heiligenschreine nun führen sich auf antike, heidnische Sarkophagformen zurück, welche die Gestalt eines Hauses hatten, und zwar auch hier wieder eines Gotteshauses, eines Tempels. Die Sarkophage in Tempelform

lassen sich in Kleinasien weiter zurückverfolgen. Sie leiten sich typologisch aus den Felsgräbern ab, die etwas vor 1000 v. Chr. in Gebrauch gekommen sind. Diese Felsgräber ahmen sämtlich hölzerne Hausfassaden nach. Die Felsgräber, die naturgemäß nur eine Schauseite haben konnten, lösten sich in der Folge vom Felsen los, d. h. sie wurden kubisch aus vorspringenden Felsmassen allseitig herausgeschlagen und bildeten sozusagen dann ein Mausoleum in Hausform; später wurden sie einfach aus Quadern hausmäßig gebaut (z. B. Cyrusgrab). Der Giebel dieser Gräber zeigt, daß es sich auch hier um Tempel handelt, denn der Giebel hat im Mittelmeerkreis ausgesprochen sakrale Bedeutung, wie auch aus vielen antiken Schriftstellerstellen klar hervorgeht. Außerdem sind die Felsgräber in ihrer Form die unmittelbaren Vorstufen zu dem griechischen Antentempel, auch die Darstellung des Tempels von Musasir (erbaut um 850 v. Chr.) gleicht völlig der Fassade der Felsgräber. Die Etrusker bringen diese Felsgräberfassaden nach Italien mit, hier ist die Hausidee bei allen verschiedenen Grabformen besonders deutlich. Die meisten Sarkophage des Altertums waren aus Holz; wir müssen bei allen Begräbnissen hölzerne Särge voraussetzen. Wo sich die Spuren erhielten, hatten diese Giebeldächer. Die in der christlichen Zeit auftauchende Beziehung des Altars zum Grab findet sich auch schon in den Jahrhunderten v. Chr., wie die Gruppe der Sarkophage in Altarform deutlich zeigt.

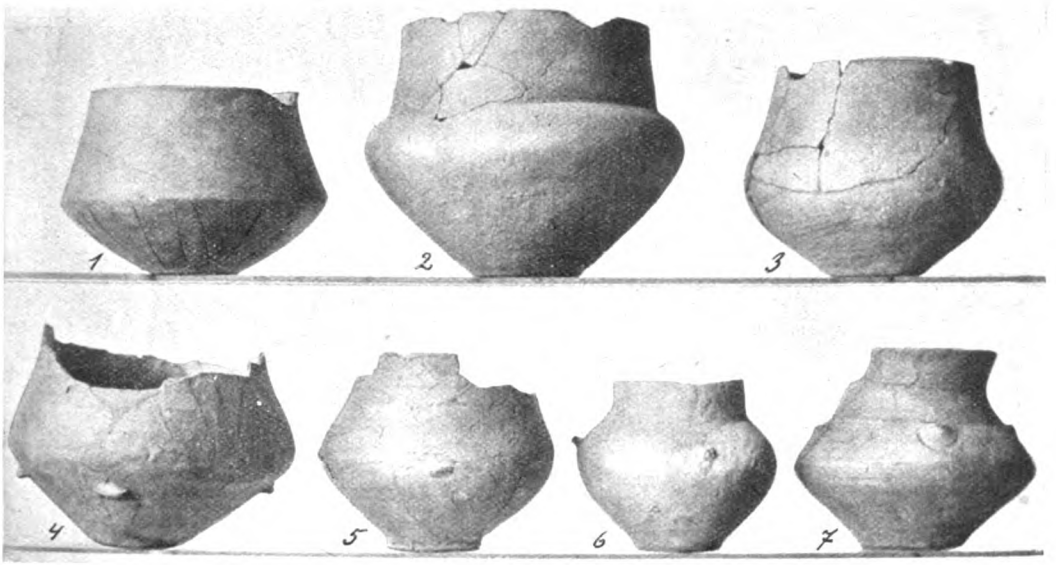
Diese Gesichtspunkte lehren uns auch die Streitfragen verstehen, ob die Naweta Heiligtümer, Häuser oder Gräber sind, derselbe Streit, der auch hinsichtlich der Nuraghen besteht. In Kleinasien, Syrien sind die Türme Grabtürme, diese stehen mit den Nuraghen Sardiniens usw. in Zusammenhang. Dort läßt sich wiederum sicher nachweisen, daß die Nuraghen Heiligtümer waren (auch die Streitfrage bezüglich der Stonehenge erfährt durch diese Ausführung eine Beleuchtung). Andere Grabformen stellen sicher gleichfalls Häuser dar, so die Tholosbauten, deren bekannteste das Schatzhaus des Atreus ist. Diese Grabform findet sich auch im Norden, nämlich in Irland. Ferner sind die Megalithgräber Europas mehrfach in Zusammenhang mit Hausformen gebracht worden (Montelius). Wie aus dem Vorhergehenden sich zeigt, muß diese Möglichkeit im Auge behalten werden. Daß hinsichtlich der in Frage stehenden Grabidee Norden und Süden völlig gleich eingestellt sind, lehren auch die Hausurnen. Die Hausurnen, die zu verschiedenen Zeiten auftauchen (Italien: Bronzezeit — Eisenzeit, Kreta: Frühe Bronzezeit, Thrakien: Steinzeit, Cypern: vor 1000 v. Chr., Kappadocien: 2. Jahrt., Böhmen, Mähren Ende der Steinzeit; Norddeutschland, Skandinavien: Bronzezeit — Eisenzeit) sprechen gleichfalls dafür, wie lebendig die Hausidee in den verschiedenen Gegenden stets gewesen ist. Bei allen Grabformen muß daher immer an die Beziehung zum Haus gedacht werden, was viel zu wenig beachtet wird. Die Formen, in denen die Hausidee zum Ausdruck gebracht wurde, lassen sich in eine typologische Reihe bringen:

1. Unmittelbare Bestattung im Haus. So in der Steinzeit z. B. Michelsbergergruppe, spiralkeramische Kultur; in manchen Ländern geht dieser Brauch durch alle Zeiten, z. B. Mesopotamien.
2. Der Außenbau des Grabes bekommt Hausform (vgl. oben).
3. Der Außenbau des Grabes ist Schutzhülle eines darin liegenden Holzbaues, dessen Form die eines Hauses ist (z. B. Nienstedt, Leubingen, Helmsdorf, Willingen).
4. Der Sarg erhält die Hausform, nicht das Grab oder ein Teil des Grabbaues (vgl. oben).
5. Beim Übergang zum Leichenbrand erhält die Grabumhüllung Hausform. Sie ist auch oft aus Holz (z. B. Etrurien) oder das Gefäß selbst drückt die Hausidee aus.

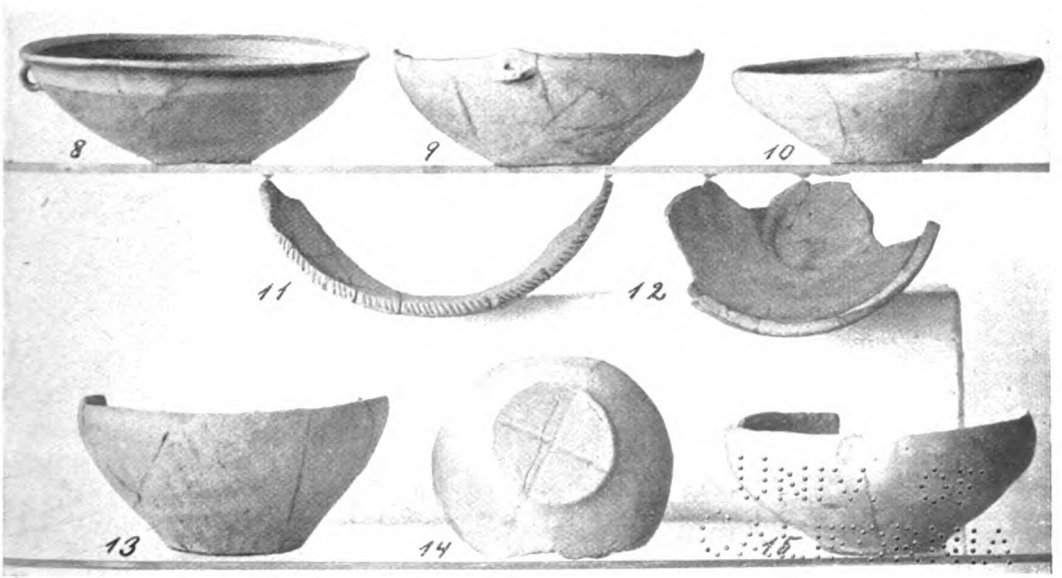
Daß wir in die Gruppe 3. und 4. fast sämtliche Gräber rechnen müssen, ist klar, da die neueren Grabungen immer mehr ergeben, daß in den meisten Gräbern ursprünglich Holzumhüllungen vorhanden waren, neben der äußeren Steinhülle. Diese Holzhüllen werden wahrscheinlich in einfacher Weise (Giebeldach) die Hausidee symbolisiert haben. Daß auch bei Gräbern ohne Holzeinbauten, den einfachen Steinkisten, immer mit an das Haus gedacht worden ist, zeigt z. B. das Merseburger Grab der jüngeren Steinzeit, dessen Wandzeichnungen mit Teppichen behängte Hauswände darstellen. Eine zeitliche Folge besteht zwischen den einzelnen typologischen Gliedern nicht, mit Ausnahme von 1., das wohl die Ursprungsform ist. Die typologischen Glieder sind mehr von der sozialen Schichtung abhängig. Gruppe 2 ist ausgesprochen Fürsten vorbehalten, wie das ja auch heutzutage noch der Fall ist, ebenso 3.

Die besprochene Frage erweist sich als eine kulturell höchst interessante, greifen doch die bekanntesten Mausoleen der Neuzeit auf antike Vorbilder zurück (z. B. Schinkels Mausoleum der Königin Luise in Form eines Antentempels) und bilden andererseits manche modernen Friedhöfe das Bild einer Stadt von unzähligen Häusern (z. B. Buenos Aires).

Nach dem oben Gesagten wird man die Tatsache, daß im Mittelalter viele Gräber innerhalb der Kirche liegen, mit anderen Augen ansehen. Es ist das noch sozusagen Fall 1. der typologischen Reihe. Auch die Anlage der Friedhöfe um die Kirche herum erscheint in anderem Lichte. Es ist dies gewissermaßen nur ein Notbehelf, von der sozialen Gliederung abhängig, denn der beschränkte Raum des Gottes-„Hauses" gestattete nur Hochstehende dort beizusetzen, während der größte Teil der Bevölkerung sich mit der Nähe des Hauses begnügen mußte. Die Herleitung des Schnitzaltars zeigt, wie fruchtbringend die Hausidee kulturell gewesen ist, denn die reiche plastische Kunst sowohl wie die Malerei des späteren Mittelalters hat sich in erster Linie und hauptsächlich am Schnitzaltar entfaltet.



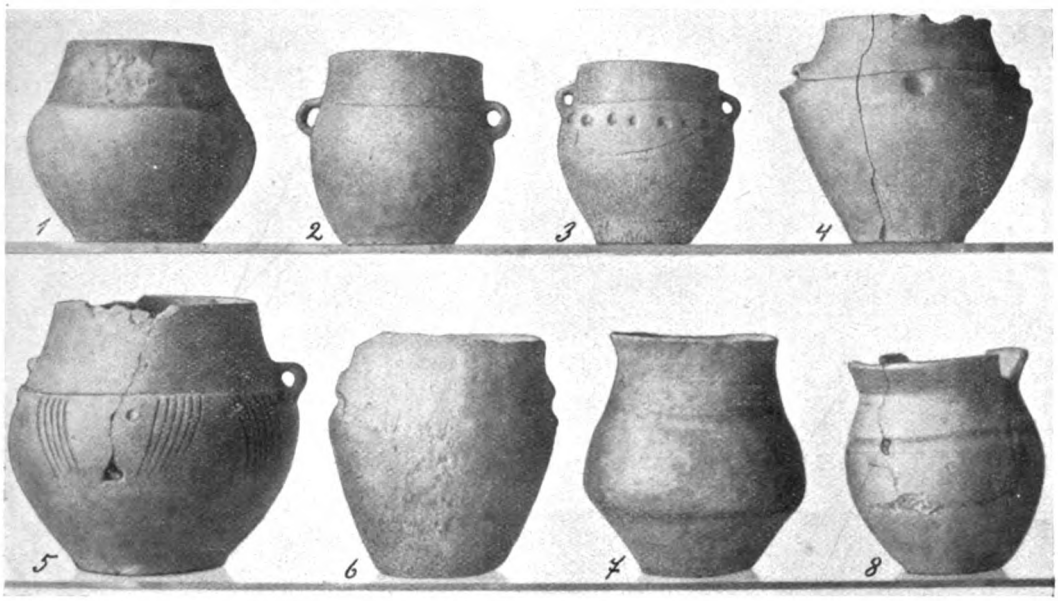
Graburnen. Etwa 1/8.



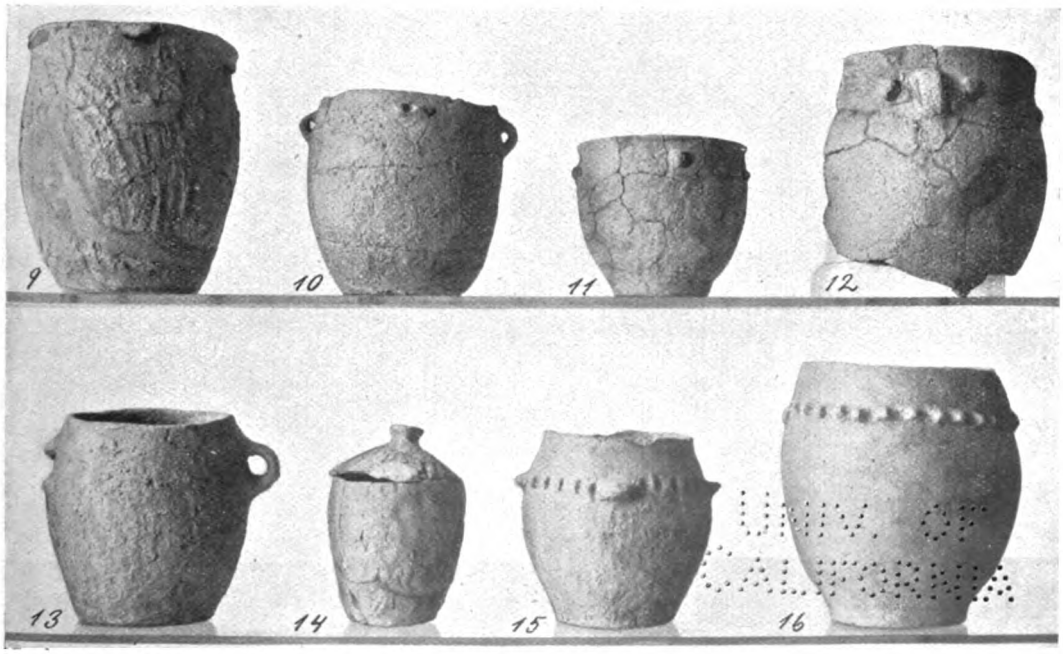
Schüsseln. 1/6.

Oswitz, Kr. Breslau.

UNIV OF
CALIFORNIA



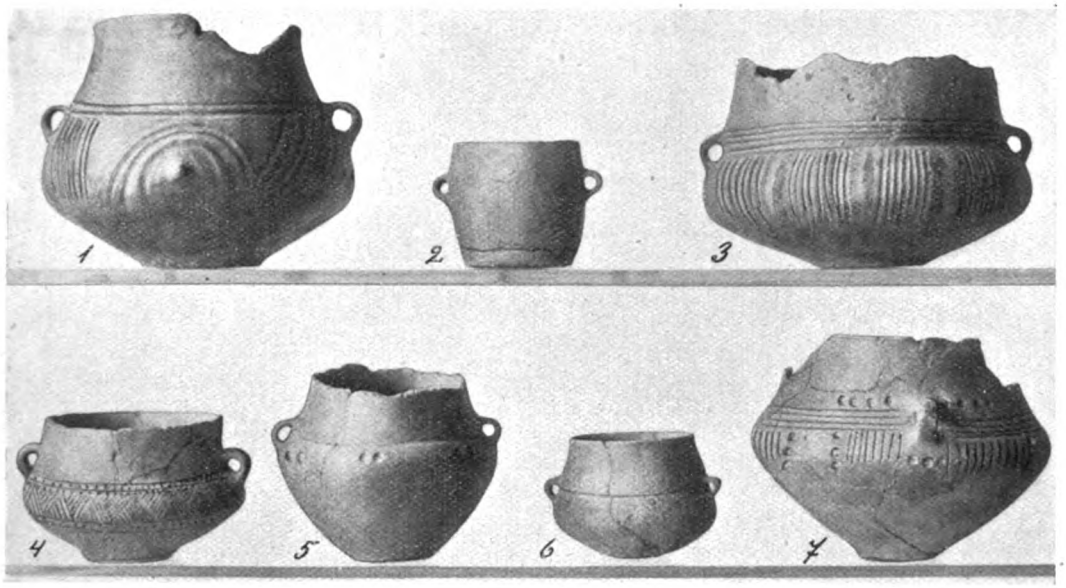
Glatte Töpfe. 1/6.



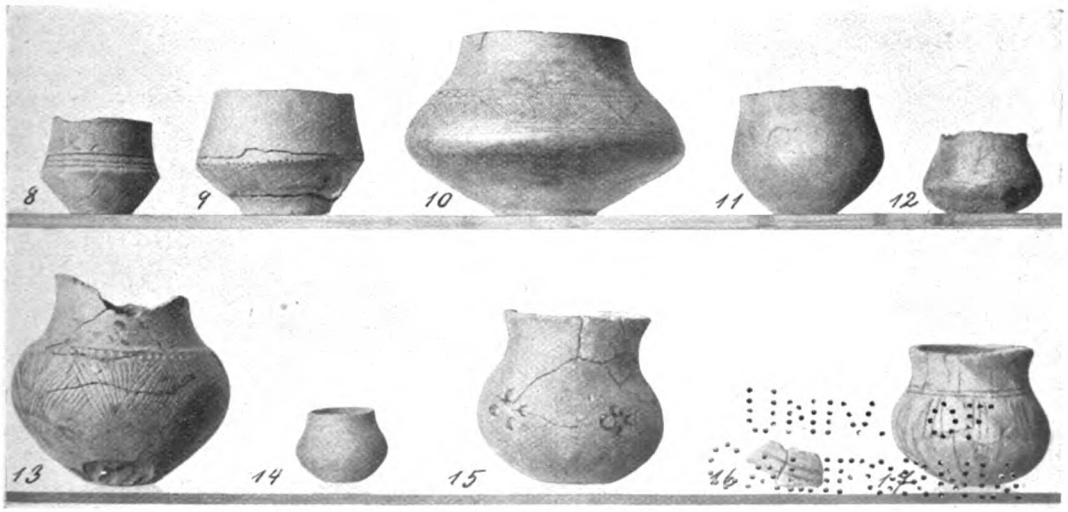
Rohe Töpfe. 1/6.

Oswitz, Kr. Breslau.

UNIV. OF
CALIFORNIA



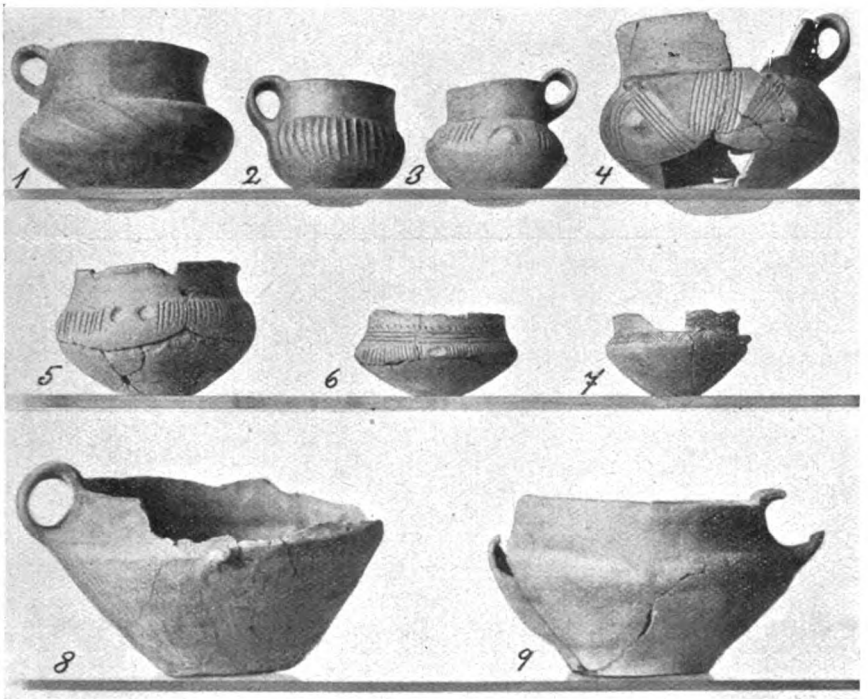
Zweihenklige Näpfe. 1/4.



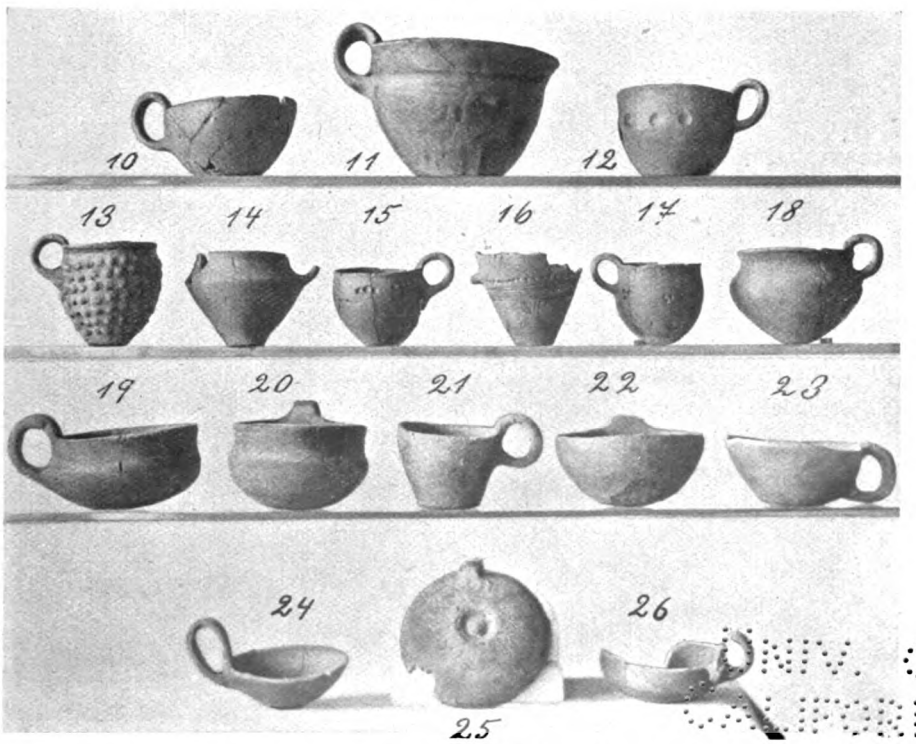
Henkellose Näpfe. 1/5.

Oswitz, Kr. Breslau.

UNIV. OF
CALIFORNIA

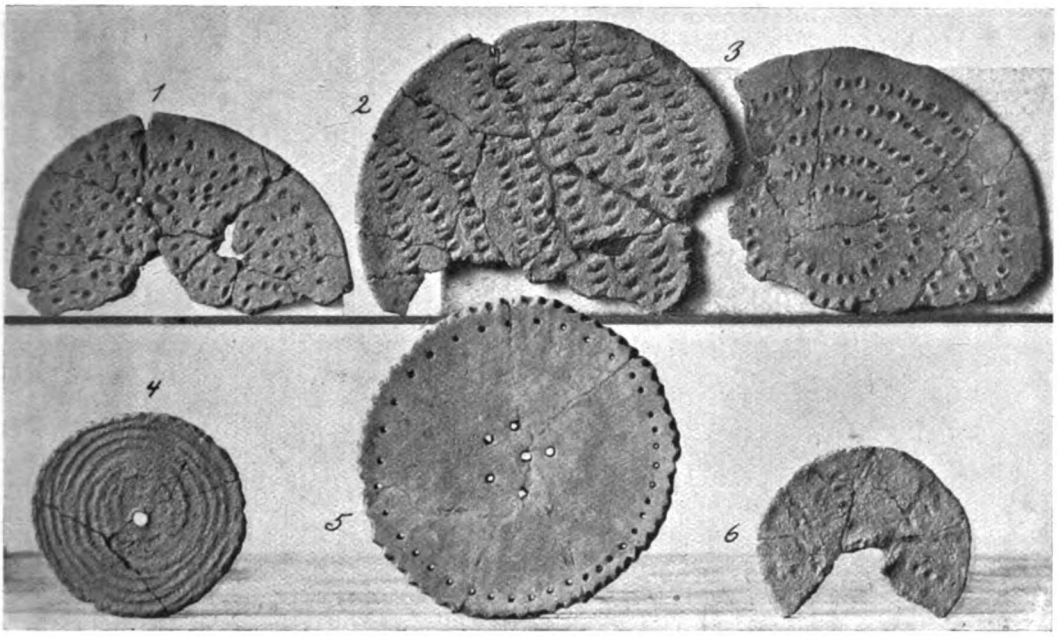


Einhenklige Näpfe. Etwa $^1/_5$.

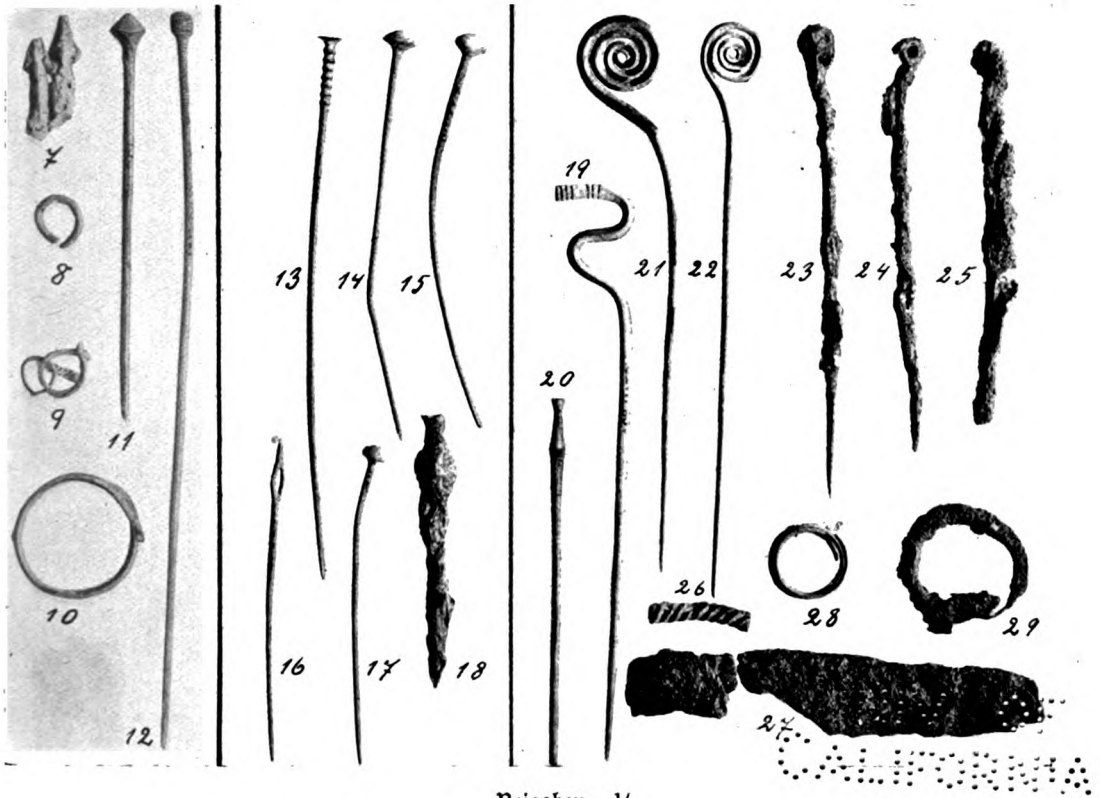


Henkeltassen und Henkelschalen. $^1/_6$.
Oswitz, Kr. Breslau.

UNIV. OF CALIFORNIA



Teller. 1/6.



Beigaben. 1/2.
Oswitz, Kr. Breslau.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Abb. 2.

Abb. 1. Schkopau, Kr. Merseburg. Mus. Halle. 1/4.

Abb. 7. Weißenfels, Beudefeld. Mus. Halle. 1/4.

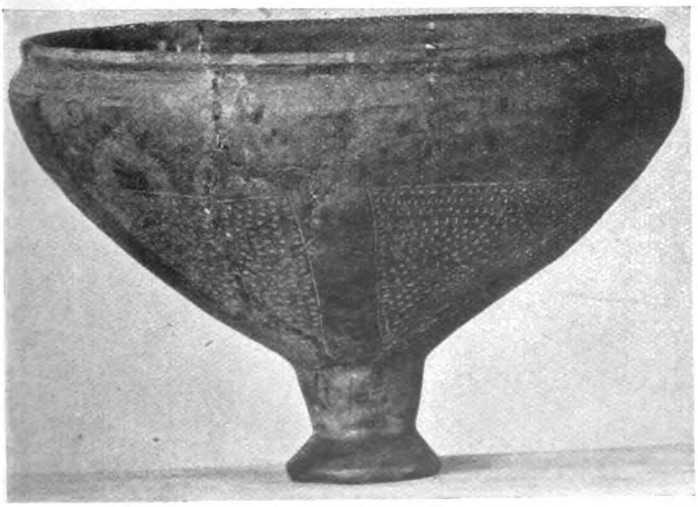


Abb. 11.
Abb. 10—11. Möritzsch, Kr. Merseburg. N

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzeln 5 *, Vorzugsberechnung 4

No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzeln 6, Vorzugsberechnung 4,8 (Vergriffen)

No. 13. Lienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzeln 5, Vorzugsberechnung 4

No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzeln 8, Vorzugsberechnung 6,4

No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit,** ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzeln 9, Vorzugsberechnung 7,2

No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzeln 7,5, Vorzugsberechnung 6

No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzeln 3, Vorzugsberechnung 2,4

No. 18. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. 10, Vorzugsberechnung 8

No. 19. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. 5,5, Vorzugsber. 4,4

No. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. 3, Vorzugsberechnung 2,4

No. 21: Jahn, Dr. Martin, **Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI u. 128 S. mit 90 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1921. 6, Vorzugsberechnung 4,8

---

* Diese Grundzahl × Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis.
Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt.
Nach dem übervalutigen Ausland Berechnung in der betr. Landeswährung.

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 22. 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Besorgt von Prof. Dr. **Hans Hahne.** VIII u. 180 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. 1922. 6*, Vorzugsberechnung 4,8 (Einband 1,2)

Aus dem Inhalt:

Hahne, Der Reiterstein von Bornhausen. — Andree, Vorgeschichtlicher Bergbau auf Kupfer und Salz in Europa. — †Krüger, Die Siedelung der Altslawen in Norddeutschland. — Bosch-Gimpera, Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. — Jahn, Zur Herkunft der schlesischen Wandalen. — Wahle, Die geographische Betrachtung vorgeschichtlicher Zeitabschnitte usw. — Lechler, Die reichverzierten Steinäxte des sächsischen Typus. — Schultze, Steinzeitliches Hügelgrab von Kalzig. — Andree, Das natürliche Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa. — †Quente, Das germanische Haus von Vehlow. — †Sirke, Zeitvergleichende Tabelle für Mittel- und Nordeuropa. — Sandert, Kugelflaschenfunde bei Söllichau. — Gummel, Steinzeitliche Streitäxte von Rügen. — Schulz, Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland. — Åberg, Ein Beitrag zur Chronologie der Merowingerzeit. — †Plettke, Ein frühbronzezeitlicher Grabfund mit Teilbestattung aus Groß-Würbitz. — Winkler: Zur Herkunft der Aunjetitzer Keramik. — Mötefindt: Richtungen und Ziele der Vorgeschichtsforschung der Gegenwart.

No. 23 u. 24. Sirke, Dr. Georg †, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. VIII, 59, VIII u. 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abb. 1922. 9, Vorzugsber. 7,2 (Einband 1,2)
Brokhiert, in 2 Einzelbänden erhältlich, gebunden nur in einem Doppelband.

No. 25. Lienau, M. M., Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. 32 Seiten mit 1 Seite Abbildungen im Text und 1 Stadtplan. 1921. 2, Vorzugsberechnung 1,6 (Einband 1)

No. 26. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, Die Indogermanen. Ein Abriß. I. Das indogermanische Urvolk. IV und 79 S. mit 150 Textabb. und 6 Tafeln. 1921. 4,5, Vorzugsberechnung 3,6 (Einband 1)

Der Verfasser nimmt anerkanntermaßen eine führende Stellung in der Indogermanenfrage ein. Seine gegenwärtige, gegenüber der von 1909 wesentlich vertiefte Auffassung in dieser Frage, die der Verfasser in äußerst knapper, aber um so inhaltvollerer Form und mit reichster bildlicher Erläuterung darbietet, wird weit über den Kreis der Prähistoriker, Sprach- und Geschichtsforscher hinaus lebhafteste Teilnahme erwecken. Mit unerreichter Beherrschung des ungeheuren archäologischen Materials weiß der Altmeister der Vorgeschichtsforschung die Ergebnisse der Anthropologie und Sprachvergleichung zu verbinden und überzeugend in Einklang zu bringen.

No. 27. Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens. VIII u. 32 S. 1921. 1,5 Vorzugsber. 1,2 (Einband 1)

No. 28. Frischbier, Dr. Erich, Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund. VI u. 102 S. mit 14 Tafeln. 1922. 4, Vorzugsberechnung 3,2 (Einband 1,2)

No. 29. Hoech, Baurat G. Th., Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst. VI u. 43 S. mit 36 Abbildungen. 1922. 2, Vorzugsberechnung 1,6

No. 30. Strauß, Konrad, Studien zur mittelalterlichen Keramik. IV u. 46 S. mit 4 Tafeln 37 Abb. im Text. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2

No. 31. Wilke, Dr. Georg, Die Religion der Indogermanen. IV u. 235 S. mit 277 Abbildungen im Text. 1923. 6, Vorzugsberechnung 4,8

In Vorbereitung:

Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, Die deutsche Ostmark ein uraltes Heimatgebiet der Germanen. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

* Diese Grundzahl × Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis.
Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt.
Nach dem übervalutigen Ausland Berechnung in der betr. Landeswährung.

Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

A19

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

JUN 5

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

IV. Ergänzungsband

Bericht über die achte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Cöthen 10.—14. Juni 1924

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1925

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Dieser Bericht über die Cöthener Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte überschreitet den Umfang des für 1924 fällig gewesenen Bandes so wesentlich, dass er ebenso wie frühere Tagungsberichte besonders berechnet werden muss. Der reguläre Bezugspreis beträgt RM. 9.—. Einbanddecken in Ganzleinen sind für RM. 2.— erhältlich.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1925 12 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreichische Mitglieder zahlen pro Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslovakei zahlen 75 kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitag für Mitglieder im Ausland 15 RM.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 18 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht.

Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 3 bereits vorliegen; ein 4. mit dem Bericht über die letzte Hauptversammlung der Gesellschaft in Cöthen 1924 ist im Druck. Für die ersten 15 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XVI und **Ergänzungsband I bis III** können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

CRANIA · HELVETICA · ANTIQUA

Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste

Mit **117 Lichtdrucktafeln** abgebildet und beschrieben

von

Dr. Th. Studer und **Dr. E. Bannwarth**

Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern. — Privatdozent der Anatomie an der Universität Bern.

Mit Textband 55 S., ebenfalls in Folio-Format. 1894.

Dieses wundervolle Werk fehlt sicher noch in der Bibliothek manches Prähistorikers und Anthropologen. Es umfaßt lebensgroße Aufnahmen von 35 menschlichen Schädelfunden aus Schweizer Pfahlbauten, der Textband enthält alles Wissenswerte über Fundort, Alter, Maße und Literatur. Ich habe eine Anzahl billig von meiner Schwesterfirma erworben und stelle sie Mitgliedern der Gesellschaft für Vorgeschichte zum Vorzugspreise von 45 RM. pro Exemplar zur Verfügung. (Früherer Preis 80 RM.)

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Klinkhardt & Biermann, Leipzig bei über „Ipek", Jahrbuch für prähistor. u. ethnogr. Kunst.

Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Mannus

Zeitſchrift für Vorgeſchichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Guſtaf Koſſinna

IV. Ergänzungsband

Bericht über die achte Tagung der Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Cöthen 10.—14. Juni 1924

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzſch
1925

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Begrüßungsabend am 10. Juni 1924 1
Bericht des Schatzmeisters 11
Eröffnung der Tagung 9
Die übrigen Veranstaltungen 12
Die Autofahrt am 14. Juni 1924 durch die Kreise Cöthen und Bernburg. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte 13
Verzeichnis der Teilnehmer 26

Vorträge:

Kossinna, Gustaf: Die Herrschaft des Gotenstils im Europa der Völkerwanderungszeit. Mit 6 Abbildungen 28
Bethge: Vorgeschichtliche Funde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen. Mit 15 Abbildungen 35
Kossinna: Die Taschengefäße des Schortewitzer Kistengrabes und das Tüllenbeil aus Cöthen. Mit 12 Abbildungen 52
Hogrebe, Bernhard: Vorgeschichtliche Volksbildung nebst Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat. Mit 1 Textabbildung 60
Schultz, Wolfgang: Vorgeschichte und Mythenforschung 76
Kühn, Herbert: Neues aus paläolithischer Kunst. Mit 23 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV 90
Rademacher, C.: Über einige Steingeräte aus älteren niederrheinischen Grabhügeln. 107
Rademacher, E.: Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Hierzu Tafel V—XIII 112
Richthofen, B. von: Zur Entstehung der sogenannten lausitzischen Kultur. Mit 2 Textabbildungen und 10 Abbildungen auf Tafel XIV 140
Tackenberg, Kurt: Ethnologische Streitfragen in Ostdeutschland 144
Jahn, M: Schlesien zur Völkerwanderungszeit. Mit Tafel XV—XVII, 1 Karte sowie 1 Abbildung im Text 147
Schultz, Walther: Die Begräbnisstätte der Karolingerzeit an der Borhornschanze, Stadtkreis Quedlinburg. Mit 15 Abbildungen 157
Hinze und König, M.: Einige bemerkenswerte Funde aus dem Zerbster Schloßmuseum. Mit 10 Abbildungen 170

Der Begrüßungsabend am 10. Juni 1924

fand in dem ehemaligen Thronsaale des Schlosses in Cöthen statt. Seit dem Aussterben des Herzogshauses Anhalt-Cöthen im Jahre 1847 dient das Schloß hauptsächlich Verwaltungszwecken; in dem Südflügel ist seit einem halben Jahrhundert das Ludwigs-Gymnasium untergebracht, von dem der Thronsaal als Aula benutzt wird. Um der Vorgeschichtstagung eine besonders stimmungsvolle Einleitung zu geben, öffnete der architektonisch selten schöne Raum ausnahmsweise seine Pforten nach Jahrzehnten einmal wieder für eine heiter-ernste abendliche Veranstaltung. Weißgedeckte und mit Blumen geschmückte Tische luden die aus allen Teilen des Deutschen Reiches herbeigeströmten Teilnehmer, die Mitglieder des Cöthener Vereins Heimatmuseum und die zahlreichen Bürger der Stadt, die durch gastfreie Stellung von Quartieren das Gelingen der Tagung gefördert hatten, zum Niedersitzen ein. Eifrige Diener reichten namens eines ungenannten Gastgebers belegte Brote, Bier und Zigarren. Die gewaltigen venezianischen Kronleuchter spendeten ein Meer von Licht, das sich in den Spiegelwänden des Saales brach. Eingeleitet und beschlossen wurde der Abend durch Orchestervorträge des Vereins ehemaliger Militärmusiker; die Reihe der Begrüßungsreden unterbrachen — von den Gästen mit starkem Beifall aufgenommen — einige Lieder am Klavier: der Baritonsänger Lehrer Zachariß (Cöthen) sang „Der seltene Beter" und „Odins Meeresritt" von Karl Löwe, Frau Lotte Behr-Schlegel bot die Lieder „Rheinlegende" von Mahler und „Tanzabend" von Lassen, beide am Flügel begleitet von dem Cöthener Kreiskonservator für Vorgeschichte Kapellmeister Walther Götze.

Als erster betrat das Rednerpult Kreisdirektor von Brunn (Cöthen), Mitglied des zur Vorbereitung der Tagung gebildeten Ortsausschusses und des ständigen Arbeitsausschusses des Cöthener Heimatmuseums. Er führte aus, daß er mit Freuden davon Gebrauch mache, die Teilnehmer der 8. Tagung in Cöthen begrüßen zu dürfen. Staat, Stadt und Kreis hätten gewetteifert, um die Tagung auszugestalten. Nach herzlichem Willkomm an die Gäste ging Redner auf die Umstände ein, die Anlaß gaben, die Tagung in Cöthen abzuhalten. In erster Linie käme das Cöthener Heimatmuseum und seine gut ausgebaute Vorgeschichtssammlung dafür in Betracht. Mit innigem Dank gedachte er der Männer, die alles gehoben, gesammelt und geordnet haben. Ein Rückblick streifte die Geschichte des Cöthener Landes und seine Vorgeschichte. Mit der Bitte, die Gäste möchten mit Freude genießen, was Cöthen bietet, wünschte Redner der Tagung reichen Erfolg.

Darauf hielt der Vertreter der anhaltischen Staatsbehörden Oberregierungs- und Oberschulrat Dr. Arndt (Dessau) folgende Rede:

„Das Anhaltische Staatsministerium, die Schulregierung und auch die Finanzdirektion haben mich beauftragt, die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu ihrer 8. Tagung hier in Cöthen herzlich zu begrüßen. Ich würde Sie, verehrte Damen und Herren, in Ihrer gegenwärtigen angenehmen Beschäftigung (Imbiß) nicht stören, wenn ich nicht dieses meines amtlichen Auftrages mich entledigen müßte.

Die Pfingstwoche ist die Zeit der Kongresse und Versammlungen. So wollen Sie es verstehen, daß nicht ein Vertreter des Staatsministeriums selbst, wie ursprünglich beabsichtigt, hier erschienen ist, und wollen mit mir fürlieb nehmen.

Daß die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte ihren Weg hierher nach unserem Cöthen, in unser kleines Anhaltland gefunden hat, rechnen wir uns zu besonderer Ehre an.

Das Staatsministerium hat ein lebhaftes Interesse an Ihren Verhandlungen. Nach Art. 150 der Reichsverfassung genießen die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft den Schutz und die Pflege des Staates. Im Verfolg dieses Artikels hat die Staatsregierung einen Erlaß zum Schutz von Denkmälern der Kunst, Geschichte und Natur sowie der Landschaft herausgegeben, der sich auch auf vorgeschichtliche Funde erstreckt. Ferner darf ich an die Einrichtung des Landesmuseums in Zerbst und an die Wiederherstellung so mancher überlieferten Denkmäler durch die Staatsregierung erinnern.

Auch die Schulregierung bringt Ihren Verhandlungen die lebhafte Teilnahme entgegen. Es geht eine heimatgeschichtliche Welle durch die pädagogische Welt. Der 8. Ausschuß der Reichsschulkonferenz im Jahre 1920 beschäftigte sich eingehend mit dem Thema „Schule und Heimat". Als Grundzug der Heimatschule wurde Heimatverständnis und Heimattreue hingestellt; unter den heimatlichen Bildungsstoffen, die in den Lehrplan jeder Schule einzuordnen sind, wurde auch die Vorgeschichte genannt. Dementsprechend hat die Schulregierung in einer Verfügung vom November 1920 gefordert, daß auch der vorgeschichtlichen Funde der engeren Heimat in allen Schulen mehr als bisher gedacht wird. Ohne ruhmredig zu sein, darf ich als Schuldezernent mit Stolz darauf hinweisen, daß eine Anzahl anhaltischer Lehrer und Oberlehrer sich freudig und mit wissenschaftlichem Verständnis in den Dienst der Heimatgeschichte, der Volkskunde und der Prähistorie gestellt hat, und ganz besonders ist hier in Cöthen von den Schöpfern und Förderern des Heimatmuseums Vorbildliches geleistet. Auf das gesamte anhaltische Schulwesen gehen schon jetzt von diesem Heimatmuseum ähnlich wie vom Zerbster Landesmuseum reichliche Anregungen aus. — Auf der Reichsschulkonferenz wurde das schöne Wort geprägt: „Wer heimattüchtig gebildet und erzogen ist, trägt eine starke sittliche Macht in sich und ist tauglich für die größeren Organismen, Gesellschaft, Staat, Menschheit".

Möchte auch von Ihren Verhandlungen eine starke, sittliche Kraft ausgehen, zum Segen unserer heranwachsenden Jugend und unseres engeren und weiteren Vaterlandes!

Dies mein Wunsch.

Dazu noch eine Mitteilung: Das Staatsministerium wird dem Ortsausschuß zwar nicht die gesamte erbetene Summe, aber doch einen namhaften Beitrag zugehen lassen, der Ihnen hoffentlich gelegen kommt."

Als nächster Redner sprach Bürgermeister Dr. Damerow (Cöthen): „Es gereicht mir zur besonderen Ehre und Freude, die wärmsten Glückwünsche der Bürgerschaft und des Magistrats der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu ihrer 8. Tagung in Cöthen darzubringen. Zugleich begrüße ich namens der Stadt Cöthen die heute erschienenen auswärtigen Gäste aufs herzlichste. Der heutige Tag wird in der Geschichte unserer Stadt nicht unbemerkt bleiben. Wir sehen hier die Träger von hochgeachteten Namen auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung versammelt. Zum ersten Male hält die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte ihre Tagung in Anhalt ab. Bisher sind nur Großstädte Ort dieser Tagungen gewesen. Es ist deshalb für Cöthen als Mittelstadt eine besondere Auszeichnung, wenn die diesjährige Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hier bei uns stattfindet. Vor 2 Jahren im April 1923 tagte in unserer Stadt die Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen. Damals wurde aus berufenem Munde anerkannt, daß hier in Cöthen eine mustergültige Museumstätigkeit herrsche, welche volksbildnerisch wirke und welche einen immer größeren Kreis von Mitarbeitern erwerbe. Wir Cöthener freuen uns über dieses Lob und sehen in der heutigen Tagung eine Bestätigung dafür, daß unser Heimatmuseum und seine verdienstvollen Leiter, Förderer und Freunde in der Tat Mustergültiges auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung leisten. Der Gemeinderat und der Magistrat bringen den Bestrebungen des Heimatmuseums, der Stätte zur Erhaltung von Zivilisations- und Kultureinrichtungen längstvergangener Zeiten, allezeit lebhaftes Interesse entgegen und sind bemüht, unser Heimatmuseum nach besten Kräften zu fördern. Wir stehen hier — das ist heute schon gesagt worden — in dem ehemaligen Slawengrenzgau Serimunt auf altgeschichtlichem Boden, der uns insbesondere in den vielen Hügelgräbern um Cöthen herum reichen Aufschluß über das Leben, Wesen und die Gebräuche der Vorfahren gegeben hat und noch gibt. Die vorgeschichtliche Forschung schlägt gewissermaßen die Brücke zwischen der Vorzeit und den jetzt lebenden Geschlechtern und wirkt somit hervorragend volksbildnerisch. Sie zeigt nach Möglichkeit der Jetztzeit, wie und in welcher Weise ihre Vorfahren gelebt und gewirkt haben, damit diese daraus die Nutzanwendung ziehen kann. Diese Art der Forschung entspricht einem Wesenszuge des deutschen Charakters, der gar zu gern sich rückwärts wendet und dann naturgemäß in stark idealisierender Sehnsucht ins gegenwärtige Leben schaut. So wird er der Gegenwart nicht nur als ein Grollender, sondern oft als ein von vornherein Untüchtiger gegenüberstehen. Wir müssen vorwärts blicken und dürfen uns darum nicht immer bloß in jene Gegensätze von einst und jetzt hineingrübeln. Aber töricht wäre es, wenn einseitige Lobredner der neuen Zeit uns klarmachen wollten, wir hätten ein für allemal die Verbindungsfäden zu der Vergangenheit abzuschneiden oder völlig zu verleugnen. Das Wesen der Deutschen war niemals an eine einzelne Periode seiner Geschichte gebunden. Will man es nicht nach Tagesmeinungen und parteipolitischen Schlagworten bestimmen, dann muß man das Ganze im Auge behalten. Das Ganze mit all seinen politischen und kulturellen Zusammenhängen und Entwicklungen. Wir brauchen nicht den Ballast, wohl aber die Lehre der Geschichte. Ein geschichtsloses Denken, wie es heute von Vielen als höchste Weisheit gepriesen wird, überliefert uns der Willkür und dem Zufall und verwischt alle objektiven Maßstäbe. Es sei mir gestattet, ein treffendes Wort Fontanes anzuführen, welcher einmal schreibt: „Man soll das Vergangene lieben, aber in der Gegenwart leben."

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Es kann füglich nicht meine Aufgabe sein, die Bedeutung der vorgeschichtlichen Forschung und unseres Heimatmuseums für die Bildung und Kultur unseres Volkes näher darzulegen, das muß aus berufenem Munde geschehen. Wie das Programm zeigt, hat die Festleitung neben der ernsten Forscherarbeit auch für die Unterhaltung und heitere Geselligkeit der Festteilnehmer Sorge getragen. Unsere Stadt ist nicht reich an Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten. Nehmen Sie dafür, ich bitte Sie, mit dem aufrichtigen Willkommen und mit der gern gewährten Aufnahme vorlieb. Zusammenfassend spreche ich die zuversichtliche Hoffnung aus, daß diese Tagung ein allseitiges befriedigendes Ergebnis zeitige und daß den Festteilnehmern von nah und fern frohe und genußreiche Stunden in unserer Stadt beschieden seien. Mögen Sie gern und oft an Cöthen und an die 8. Tagung für Vorgeschichte zurückdenken! Mit diesem Wunsche heiße ich Sie nochmals herzlichst willkommen!"

Nunmehr betrat der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Gustaf Kossinna das Rednerpult und hielt folgende Ansprache:

„Seitdem die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte die Einladung zu ihrer 8. Tagung in Cöthen hat hinausgehen lassen, bin ich oft gefragt worden, warum diesmal Cöthen als Tagungsort gewählt worden ist. Eine solche Frage berührte mich oft nicht sonderlich angenehm, da hinter ihr ein gewisses Mißtrauen in die Berechtigung dieser Wahl zu stecken schien. Um so angenehmer kommt mir daher jetzt die Gelegenheit, es öffentlich auszusprechen, daß die Wahl Cöthens als Tagungsort allein dem Umstand zuzuschreiben ist, daß hier im letzten Jahrzehnt mit der Eröffnung und fortdauernd raschen Bereicherung des Heimatmuseums eine wissenschaftliche Tat vollbracht worden ist, wie sie in der Geschichte unseres Faches nahezu einzig dasteht. Ich kann ja wohl sagen, daß in den dreißig Jahren, wo ich unausgesetzt, sei es systematisch, sei es gelegentlich meine Museumstudienreisen mache, keine irgendwie nennenswerte Sammlung mir entgangen sein kann. Von einem Museum in Cöthen hatte ich aber bis zum Ende des Krieges noch nie gehört. Ich war daher, als ich 1921 die Museen des Saalegebiets wieder einmal besuchte, aufs höchste überrascht, von einem Museum in Cöthen sprechen zu hören, das bereits 1912 eröffnet worden sein sollte, aber in der bald folgenden Kriegszeit nur ganz wenigen Fachleuten bekannt geworden sei. Wir haben ja in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Eröffnung verschiedener Museen erlebt; ich erinnere nur an das Hallische Provinzialmuseum. Aber diese Museen bestanden schon vor dem Kriege und zeigten jetzt nur ihren bereicherten und wissenschaftlich vertieften Inhalt. Cöthen dagegen ist wie ein Komet aus dem Nichts plötzlich aufgegangen, doch ohne die üble Eigenschaft eines Kometen — bald wieder im Nichts zu verschwinden. Es ist erstaunlich, was uns hier im Heimatmuseum geboten wird. Dazu eine von idealer Begeisterung für ihre Aufgabe entflammte Verwaltung, wie ich sie in der Person des Herrn Kreisschulrats Bethge und in Herrn Kreiskonservator Kapellmeister Götze kennen lernte, der selbst durch wissenschaftliche Ausgrabungstätigkeit eine vorgeschichtliche Privatsammlung sich erworben hat, von einem Reichtum und einem Werte, wie sie in Deutschland anderwärts wohl schwerlich angetroffen werden dürfte.

Es war mir darum eine Freude und innere Genugtuung, als ich durch den von der Kreisverwaltung von Cöthen bei mir erbetenen Rat mit dazu beitragen konnte, daß der Kreis in Herrn Kapellmeister Götze den für diesen Beruf geborenen Kreiskonservator sich wählte.

Die großen Verdienste, die sich der Kreis in der Person des Herrn Kreisdirektors v. Brunn und ebenso die Stadt Cöthen um das Heimatmuseum und den wissenschaftlichen Betrieb der Vorgeschichte in Kreis und Stadt Cöthen erworben haben, sind zu offensichtlich, um noch näher ausgeführt werden zu müssen. Sie liegen vor allem in dem hohen Verständnis für den unermeßlichen Wert der Vorgeschichte für ein Land, in der Flüssigmachung von Geldern für die Pflege dieser Wissenschaft, in der richtigen Wahl der Männer, die mit dieser Pflege zu betrauen sind.

Ich bin hocherfreut über die Ehrung, die die hohe anhaltische Staatsregierung uns hat angedeihen lassen durch die in ihrem Auftrage erfolgte überaus freundliche Begrüßung seitens des Herrn Oberregierungsrats Dr. Arndt, für die ich den wärmsten Dank unserer Gesellschaft ausspreche. Wir tagen in einem Lande, das ebenso wie die benachbarte Provinz Sachsen an Reichtum der Bodenschätze auch auf vorgeschichtlichem Gebiete seines Gleichen sucht. Dennoch ließ die Pflege dieses Bodenreichtums durch die anhaltische Regierung in früheren Jahrzehnten manches zu wünschen übrig; es wurde so zu sagen alles der Tätigkeit freier Vereinigungen überlassen. Als ich vor 25—30 Jahren die Museen Anhalts studierte, fand ich in Bernburg eine kleine gute Sammlung — neuerdings habe ich allerdings davon gehört, daß sie einem Dornröschenschlafe anheimgefallen sei —, in Cöthen fand ich nichts, in Zerbst ein paar Schränke mit Urnenfunden im Rathause und in Dessau selbst wiederum nichts. Ich mußte mir hier um 20 Mk. eine Droschke für einen ganzen Tag mieten, um morgens von Dessau nach Schloß Groß Kühnau und abends wieder zurückzufahren, nachdem ich die dortige reiche Sammlung genügend studiert hatte, freilich ohne Gelegenheit Tags über irgendwo einen Imbiß zu mir zu nehmen. Die Sammlung war dem dortigen herzoglichen Fischmeister unterstellt. Da dieser aber an dem Tage meines Besuches gerade einen großen Fischzug vor hatte, so gab er mir in einem mich hoch ehrenden Vertrauen alle Schlüssel zu den Schränken und auf meinem Wunsch auch die übrigens wenig brauchbaren Kataloge und überließ mich und die Sammlung unserem Schicksal. Es ist ein Wunder und großes Glück, daß bei einer solchen Art des Verwaltungsbetriebes nicht allmählich die halbe Sammlung spurlos verschwunden ist.

Das ist nun alles anders geworden. In Dessau hat die Stadt eingegriffen und ein städtisches Museum gegründet. Die Groß Kühnauer Sammlung aber ist Dank des kräftigen Entschlusses der neuen Regierung nach Zerbst ins Schloß übergeführt, wo bis dahin nur die Ausbeute des Urnenfriedhofes von Sorge bei Lindau untergebracht worden war, und Herrn Dr. Hinze unterstellt worden. Und in Cöthen steht unsere Sache geradezu glänzend. Die Staatsregierung kann also mit der Entwicklung der Vorgeschichtspflege im Lande m. E. recht zufrieden sein. Und auch wir Vorgeschichtler haben allen Anlaß zufrieden zu sein, der anhaltischen Regierung und den anhaltischen Stadtverwaltungen für alles dies von Herzen zu danken und die Bitte daran zu knüpfen, sie mögen auch fernerhin unserem Sache ihr Wohlwollen erzeigen".

Hierauf nahm der Vorsitzende des „Vereins Heimatmuseum für Stadt und Kreis Cöthen" und Geschäftsführer des Ortsausschusses Kreisschulrat Bethge (Cöthen) das Wort:

Als letzter in der Reihe der Redner entbiete ich Ihnen meinen Gruß, er soll deshalb nicht minder herzlich sein! Im Namen des Vereins Heimatmuseum heiße ich Sie alle, die Sie von fern und nah zur Vorgeschichtstagung

herbeigeeilt sind, von Herzen willkommen! Als vor einigen Monaten unser verehrter Herr Geheimrat Kossinna anfragte, ob wir der 8. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte eine Stätte in Cöthen bereiten könnten, da haben wir sofort freudigen Sinnes Ja gesagt, waren wir uns doch dessen bewußt, welche Ehre und welche Anerkennung für unser junges, erst 1912 von uns begründetes Museum in dieser Anfrage lag. Heute freuen wir uns, Ihnen für Ihr Erscheinen danken zu können, ja wir sind Ihnen in einem viel höheren Maße zu Danke verpflichtet, als Sie vielleicht in diesem Augenblicke ahnen. Ich kann dankbar feststellen, daß die Tagung unserem Heimatmuseum in den letzten Wochen einen merklichen Ruck vorwärts geholfen hat. Es war selbstverständlich, daß wir unser Museum vor dem Erscheinen so vieler sachverständiger Gäste noch einmal einer kritischen Überprüfung unterzogen, aber wir haben daneben das Glück gehabt, daß uns das Städtische Friedrichs-Polytechnikum aus Anlaß der bevorstehenden Vorgeschichtstagung einen an das Museum grenzenden großen Zeichensaal überließ, den wir zu einer Raumerweiterung und insbesondere zur besseren Aufstellung der durch leihweise Hinzunahme der bedeutenden Götzeschen Privatsammlung wesentlich vergrößerten vorgeschichtlichen Abteilung benutzt haben. Bei dieser mit einigen baulichen Veränderungen und mit einer Umstellung fast aller Museumsabteilungen verbundenen Erweiterung sind wir wieder wie früher in hochherziger Weise vom Anhaltischen Staatsministerium, von der Anhaltischen Finanzdirektion, vom Kreise und von der Stadt Cöthen weitgehend unterstützt worden; ich benutze die Gelegenheit, allen genannten Instanzen auch von dieser Stelle aus den wärmsten Dank des Museums auszusprechen. Nicht vergessen will ich dabei meine Freunde vom Arbeitsausschuß des Museums, die in den letzten Wochen fast allabendlich nach Erledigung ihrer Berufspflichten stundenlang im Schweiße ihres Angesichts bei der Neuaufstellung der Abteilungen ihren ehrenamtlichen Museumsdienst verrichteten. Wir sind — das darf ich wohl verraten — gerade knapp eine Stunde vor Beginn dieses Begrüßungsabends im großen und ganzen mit den Arbeiten, die sich durch einige unvorhergesehene Dinge verzögert hatten, fertig geworden; wenn Sie daher morgen bei der Wiedereröffnung noch einige Mängel, z. B. unvollständige Beschriftung unserer Funde feststellen sollten, so bitte ich schon jetzt um freundliche Nachsicht! Meine Damen und Herren! Wir schätzen uns glücklich, daß — besonders durch die Tätigkeit unseres seit einigen Jahren nun auch amtlich bestellten Kreiskonservators, unseres Freundes Herrn Walther Götze — gerade unsere vorgeschichtliche Abteilung planvoll und nach den Grundsätzen der Wissenschaft hat ausgebaut werden können, so daß wir hoffen dürfen, Ihnen eine ganze Anzahl von Funden zeigen zu können, die für unsere Heimat, die im Laufe der Jahrtausende so oft Grenzgebiet gewesen ist, charakteristisch sind. Sie kennen das Wort: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch", ein Wort, das sich im engeren Sinne auf unsere schöne Vorgeschichtswissenschaft, der wir hier in dieser Gesellschaft dienen, anwenden läßt. Denn wir sammeln die uralten Geräte, Töpfe und Gefäßscherben usw. doch nicht um ihrer selbst willen, sondern wir suchen hinter all diesen Urnen, Stein- und Bronzesachen immer nur den Menschen, seine Art und Weise, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Seele, damit in die graue, dunkle Vorzeit mehr und mehr Licht falle. Wir wünschen der bevorstehenden 8. Tagung, daß von ihr aus recht viele helle Sonnenstrahlen in das Dunkel der Vorzeit hineinleuchten möchten, dies sei unser herzlicher Willkommensgruß!

Aus der Reihe der Gäste erhob sich jetzt Herr Professor Dr. Conrad Paape (Berlin-Schöneberg) zu folgendem Schlußwort:

„Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun. Aber ohne Karrenarbeit geht's nicht, sonst bleibt's ein Wolkenkuckucksheim, wirtschaftlich wie geistig. Und diejenigen Könige sind auch die größten Wohltäter der Menschheit gewesen, die das Kärrnertum im höchsten Maße ausgeübt haben. Friedrich der Große ließ sich morgens 4 Uhr die eingelaufenen Briefsachen vorlegen, ganze Wäschekörbe voll, jeden Brief las er selbst, diktierte die Antwort oder schrieb seinen Entscheid selbst an den Rand, die so berühmten Marginalien. Der große Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, würde niemals seine Theoreme haben aufstellen können, wenn er nicht durch die feinsten Einzeluntersuchungen schrittweise zu seinen großen Entdeckungen vorgedrungen wäre. Erst durch eingehendes Studium der germanischen Mythologie hat Richard Wagner seinen Ring der Nibelungen schaffen können.

So ist durch unsägliches Kärrnertum im Laufe von noch nicht 100 Jahren eine Wissenschaft groß geworden, die jetzt Anerkennung heischt, und die kein Historiker mehr ungestraft vernachlässigen darf, es ist die vorgeschichtliche Archäologie, bei uns deutsche Vorgeschichte genannt. Sie schafft Licht in dem Dunkel unserer Vorzeit, wohin kein geschriebener Buchstabe hineinleuchtet, gibt Aufschluß über Ab- und Zuwanderung, Beeinflussung durch andere Kulturen, über Götterverehrung, Unsterblichkeitsglauben, über Ackerbau, Handwerk und Kunst. So führt sie den Beweis, daß die Kunst um 1500 vor Chr., das ist die Blüte der Bronzezeit, in Germanien auf einer weit höheren Stufe stand, als die gleichzeitige Kunst in Italien und Griechenland. Ja sie ergänzt und berichtigt die schriftliche Überlieferung. Um 150 nach Chr. meldet der Geograph Ptolomäus, daß die Grenze zwischen West- und Ostgermanen durch die Oder bestimmt würde. Die Archäologie erklärt das für richtig, soweit die Zeit um 150 nach Chr. in Betracht kommt, sie zeigt aber, daß diese Grenze geschwankt hat. 750 v. Chr. haben die Westgermanen bis zur Weichselmündung gesessen, dann werden sie durch die Nordgermanen (Burgunder, Rugier, Goten, Gepiden) bis über die Oder hinaus zurückgedrängt. Nach der geschichtlichen Überlieferung siedeln Angeln und Sachsen 449 nach England über, die Archäologie beweist aber aus dem Auftreten der kreuzförmigen Tierkopffibel in England, daß diese Abwanderung bereits 100 Jahre vorher eingesetzt hat. Das sind Entdeckungen Kossinnas, die jeder in seiner deutschen Vorgeschichte nachlesen kann.

Aus welchen Gründen ist nun diesmal die Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Cöthen verlegt worden? Die Antwort liegt sehr einfach. Schon in der jüngeren Steinzeit hat der fruchtbare Lößboden Anhalts die indogermanische Bevölkerung herbeigelockt, und deshalb sind die Funde hier auch so zahlreich und wertvoll. Von 100 Hausurnen, die in ganz Deutschland ausgegraben sind, stammen 13 aus den Askanischen Landen. Die wunderbar erhaltenen Megalithgräber beweisen uns, daß schon im 4. Jahrtausend vor Chr. der Auferstehungsglaube bei den Indogermanen wirksam war. Aber auch Ihr bedeutendes, mit so viel Liebe und Kosten hergerichtetes Museum hat seine Anziehungskraft bewiesen.

Hier in Anhalt ruhen auch starke Wurzeln des Preußentums, und die Nordmark ist ja überhaupt die Urzelle des preußischen Staates. Markgraf Gero und Albrecht der Bär sind die Vorbereiter des Preußentums gewesen, Askanische Markgrafen haben um 1230 Berlin begründet und zur Hauptstadt ihrer Marken gemacht. Der alte Leopold von Dessau war ein Mitbegründer

der berühmten preußischen Infanterie, er schuf das Rückgrat der preußischen Disziplin in dem Gleichschritt, den berühmten preußischen Parademarsch, den weder Engländer noch Russen, weder Franzosen noch Italiener kennen. Wer jemals mit dabei gewesen ist, der weiß auch, welch ein unendlicher Aufwand von Kraft, Augenschärfe und Geschicklichkeit dazu gehört, in gerader Front vorbeizumarschieren. Es wird für mich ein denkwürdiger Tag bleiben, als ich in der Zeitschrift „Die Woche" vom 15. 3. ds. J. zu meiner Überraschung sah, wie die Chinesische Infanterie langsamen Schritt übt, bekanntlich die Vorübung zum preußischen Parademarsch. Das ist Kultur aus Anhalt, sie ist auf die andre Seite des Erdballs gewandert.

Anhaltische Regimenter waren es, die unter dem jüngeren Leopold von Dessau die Höhen von Sagschütz stürmten und dadurch den beherrschenden Punkt des Schlachtfeldes in Besitz der preußischen Armee brachten. Vor dem Weltkriege habe ich in Petersburg das Denkmal der großen Katharina gesehen, die, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, als Zarin Rußland erst zu einer europäischen Großmacht erhoben hat. Unter ihrem Feldherrn Patjómkin (Potemkin) ließ sie das Norduser des Schwarzen Meeres, das unter Peter dem Großen wieder verloren gegangen war, durch russische Truppen erobern. Sie hat zuerst ein russisches Parlament nach Moskau berufen, darunter auch Vertreter des Bauernstandes, um durch Abgeordnete des ganzen Volkes den Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuch ausarbeiten zu lassen.

Mit Geheimrat Kossinna bin ich über Ballenstedt hierher gekommen. Wir haben uns über die kleine, schmucke Residenz sehr gefreut und besuchten auch das Hoftheater. Ein Singspiel über Fridericus Rex wurde gegeben; wir waren beide entzückt über die klangvollen, reinen Stimmen, über das wirkungsvolle Zusammenspiel der Schauspieler und über die erfolgreiche Tätigkeit des Regisseurs. Kurz vorher waren im staatlichen Schauspielhaus zu Berlin Hebbels Nibelungen zur Darstellung gekommen und die deutsche Hochschulzeitung (Studenten brauchen ja keine Rücksicht zu nehmen) hatten diese Darstellung kritisiert mit der Überschrift „Der Nibelungen Schande". Es sei eine Schmach, daß der blonde Siegfried und die blonde Kriemhild durch Fremdstämmige dargestellt würden. Um so beglückter waren wir in Ballenstedt, rein deutsche Kunst zum vollendeten Ausdruck gebracht zu sehen.

Sie erkennen also, wir sind unter guten Vorzeichen hierher gekommen, und auch hier haben die Worte Geltung: „Deutsche Art ruht auf eigner Kraft, und das Licht deutschen Geistes wird leuchten in alle Zeiten." Unsern Dank für den heutigen Abend wollen wir ausklingen lassen in einem Hoch auf den Maecenas der Stadt Cöthen, der die Kosten für den glänzenden Empfang zu tragen übernommen hat!" —

Inzwischen nahte die Mitternachtsstunde. Anstrengende Arbeitstage standen bevor und mahnten zum Aufbruch. Mit tiefer, innerer Befriedigung, die aus aller Teilnehmer Augen strahlte, verließen wir die festliche gastliche Stätte des Begrüßungsabends.

Bethge.

Mittwoch, den 11. Juni:

Um 9 Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Kossinna im Polytechnikum eine Vorstands- und Ausschußsitzung statt. Es waren erschienen die Herren Jahn-Breslau, Paape-Berlin, Rademacher-Köln, Schmidt-Görlitz, Schulz-Halle, Snethlage-Berlin, Wilke-Rochlitz. Es wurde beschlossen, der Tagung als Beitrag für die 2. Hälfte 1924 6 Goldmark, für die künftigen Jahre von 1925 ab 12 Goldmark vorzuschlagen. Der Verlag hatte im Falle der Annahme dieses Vorschlages eine Vergrößerung des Mannusumfanges von bisher 20 auf 23—24 Druckbogen für 1924 zugesagt. Ferner wurde angeregt, in der Satzung überall, wo das schwerfällige Wort Hauptversammlung steht, Tagung und Vorsitzer statt Vorsitzender einzusetzen, sowie in § 9 die Ziffer c, in § 10 den letzten Absatz und in § 11 den letzten Satz zu streichen, weil diese Vorschriften unter den heutigen Verhältnissen bedeutungslos geworden sind.

Die eigentliche Eröffnung der Tagung geschah durch folgende Ansprache des Vorstandes Geheimrat Kossinna:

„Es ist mir eine Ehre und eine angenehme Pflicht, in diesem schönen Saale, der uns gleich den beiden Beratungszimmern für die Ausschuß- und die Geschäftssitzung unserer Gesellschaft durch den Herrn Rektor des Polytechnikums zu völlig freier Benutzung während der Tagung gütigst überlassen worden ist, wofür unser geziemender Dank hiermit gern ausgesprochen werden soll, — in diesem schönen Saale, sage ich, diese hochgeehrte Versammlung, Mitglieder wie Gäste, begrüßen zu dürfen und zugleich meiner Freude Ausdruck zu geben, daß Sie unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind und diese Versammlung eine so stattliche geworden ist.

Es ist das erste Mal seit 1913, daß wir wieder außerhalb Berlins unsere Tagung veranstalten. In der Kriegszeit waren ja Tagungen überhaupt unmöglich und nach Beendigung des Krieges waren die Verhältnisse nach allen Richtungen, besonders aber was den Reiseverkehr anlangte, derart traurig und schwierig, daß es unmöglich war, eine Tagung außerhalb Berlins zu wagen. Denn nur in Berlin hatten wir einen so starken Stamm von Mitgliedern unserer Gesellschaft, sind doch etwa ein Fünftel unserer Mitglieder dort zu Hause, daß wir vor einem Mißerfolg der Tagung unbedingt gesichert waren.

Wir Berliner atmen ja völlig auf und gewiß auch manche Nichtberliner in unserer „Gesellschaft", daß wir nun wieder die Möglichkeit und den Anlaß haben, dem Berliner Steinhaufen einmal den Rücken zuzukehren und andere Luft zu atmen, als nur mit Benzol geschwängerte. Am liebsten veranstalteten wir auch die Sitzungen unserer Berliner Zweiggesellschaft weit weg von Berlin, wenn das nicht zu große Schwierigkeiten hätte.

Durch die großen Tagungen will unsere Gesellschaft neue Anregungen in alle deutschen Lande bringen zu immer tieferem Betriebe unserer herrlichen völkischen und Heimatswissenschaft. Indes wir Berliner und viele Nichtberliner haben zugleich den gesunden Egoismus, auch uns von außen her neu anregen zu lassen, indem wir sehen, was außerhalb Berlins in unserem Fache geleistet wird. Und das ist nicht wenig, in mancher Richtung sogar mehr, als in Berlin geschieht, wenigstens von den dazu berufenen Anstalten.

Aber wir wollen bei den Tagungen nicht bloß wissenschaftliche Förderung erreichen, wir wollen auch mit unseren Fachgenossen und den Freunden unseres Faches einmal als Menschen mit Menschen verkehren und Stunden

fröhlicher, angeregter Gesellschaft verleben, um dann weiter mit frischer Kraft, gestärkt an Leib und Seele, uns der ernsten Sacharbeit zu widmen, sei es in einsamer Zelle, sei es draußen im Gelände.

Solch herzerquickende Geselligkeit ist aber nur in kleineren Städten möglich, am besten in einer Mittelstadt, wie Cöthen eine ist. Dann muß man aber auch wissen, daß man gern gesehen wird als Gast und mit offenen Armen willkommen geheißen wird. Und das ist ebenfalls in Cöthen der Fall, sogar in unübertrefflich reichem Maße. Ich selbst habe dies schon längst aus der zuvorkommenden Art erkannt, wie die geschäftlichen Verhandlungen mit dem vorbereitenden Ortsausschuß sich abspielten. Ihnen allen aber wird schon das gestrige köstliche Abendfest das gleiche bewiesen haben. Ein so großartig angelegter, genußreicher Begrüßungsabend ist unserer Gesellschaft und wohl auch anderen verwandten wissenschaftlichen Gesellschaften bisher noch nicht geboten worden. Wir können also, glaube ich, der Hoffnung leben, daß diese Tagung nicht bloß lehrreich, sondern auch genußreich werden wird.

Bevor wir zu unseren wissenschaftlichen Verhandlungen schreiten, mache ich noch einige kleinere Mitteilungen persönlicher Art. Herzliche Grüße und Glückwünsche haben unserer Tagung übersandt: unser Vorstandsmitglied Museumsdirektor Dr. Bayer in Wien, ebenso Museumsdirektor Prof. Dr. Mertens in Magdeburg, Geheimer Justizrat Kossinna in Nordhausen, Hochschulprofessor Dr. Franz Bock in Berlin, Bankdirektor Turobin in Schwiebus, Dr. Lechler in Hannover, Regierungsrat v. Strantz in Berlin, die alle durch ihre Berufspflichten an der Teilnahme bei unserer Tagung verhindert sind. Durch Krankheit am Erscheinen verhindert haben uns Grüße gesandt Museumsdirektor Prof. Dr. Hahne aus Halle, der bei der Leitung einer volkstümlichen Feier in dem berühmten Dorfe Questenberg erkrankte und dort festgehalten wurde, ferner Dr. Nils Niklasson vom Hallischen Provinzialmuseum und Dr. Christop Albrecht Berlin. Wir müssen also leider auch auf die angekündigten Vorträge der Herren Albrecht (Die Slawen in der Provinz Sachsen), Lechler (Eine Novelle aus mitteldeutscher Steinzeit), und Niklasson (Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland) verzichten, ebenso auf den in unsichere Aussicht gestellten Vortrag des Herrn Dr. Reinerth aus Tübingen, der von seiner großen Forschungsreise nach Griechenland noch nicht zurückgekehrt ist, sondern, wie er mir schrieb, gerade in Kreta weilt, und dann noch Thessalien besuchen will, übrigens überall zu Forschungsergebnissen gekommen sei, die genau in der Richtung meiner eigenen Gedanken lägen. Endlich hat sich noch Herr Mittelschullehrer R. Schulze entschlossen, auf seinen Vortrag über die Vorgeschichte und Geschichte der Stadt Cöthen zu verzichten, so daß also 5 Vorträge ausfallen werden, aber einschließlich meines Festvortrages immer noch ein volles Dutzend übrig bleiben, die zu bewältigen uns hoffentlich ohne Anwendung der Hetzpeitsche gelingen wird.

Und hiermit eröffne ich nun die 8. Tagung für Vorgeschichte."

Die Vorträge wurden nun in nachfolgender Reihe gehalten: 1. Bethge, 2. Hogrebe, 3. Wolfg. Schultz, 4. Tode: Prähistorische Geographie, ihre Methoden und ihre Ziele (ein Manuskript ist nicht eingelaufen); 5. Kühn; 6. C. Rademacher, 7. E. Rademacher, 8. Frh. v. Richthofen, 9. Tackenberg, 10. Jahn, 11. Walth. Schulz.

Donnerstag, den 12. Juni:

In der anberaumten Geschäftssitzung, in der 28 Mitglieder zugegen waren, erklärte der Vorstand, Geheimrat Kossinna, zunächst, daß alles, was etwa über die Entwicklung der Gesellschaft seit 1922 zu berichten wäre, im Mannus bereits gedruckt zu lesen wäre. Er wies dann besonders auf die erfreuliche Zunahme der Zahl der Mitglieder hin. „Wir blühen schöner als vor dem Kriege. Damals waren wir langsam auf etwa 450 Mitglieder gewachsen. Auf der zum ersten Mal nach dem Kriege im Jahre 1920 stattgefundenen Tagung betrug die Zahl der Mitglieder 420, zur Zeit der Tagung im Jahre 1922 waren 500 Mitglieder vorhanden, jetzt hat ihre Zahl bereits 650 erreicht."

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin, erstattete den Kassenbericht. Auf der vorigen Tagung waren die endgültigen Ergebnisse bis 1920 bekannt gegeben worden.

Einnahmen	Papiermark					
	1921		1922		1923	
Bestand vom Vorjahr . . .	7715,06		10050,61		52576,54	
Mitgliederbeiträge . . .	12573,70		75722,33		4 112 998 942 879,00	
Verschiedenes. .	2961,05	23249,81	1653,00	87425,94	131 654 760,00	4 113 130 650 215,54
Ausgaben						
Für den Mannus	10720,00		27750,00		3 701 952 717 802,00	
Sonstiges (Porto, Schreibbedarf, Tagung usw.).	2479,20	13199,20	7099,40	34849,40	3 571 740,00	3 701 956 289 542,00
Bestand am Ende des Jahres. .		10050,61		52576,54		411 174 360 673,54

Dieser Papiermarkbetrag ist = 0,41 Goldmark.

Zur Erklärung dieser Zahlen führte der Schatzmeister aus:

In der Steigerung der Endbestände von 7 715 in 1920 auf 10 050 in 1921, und auf 52 576 Mark in 1922 kommt schon die allmählich einsetzende Entwertung der Mark zum Ausdruck. Ungeheuerlich wurde sie, wie allbekannt, im Laufe des Jahres 1923. Ursprünglich war der Jahresbeitrag für die 1. Hälfte 1923 auf 300 M. festgesetzt gewesen. Für die 2. Hälfte mußte er schon auf 6000, und für das ganze Jahr auf 9000 Mk. hinaufgesetzt werden. Dann überstürzten sich die Erhöhungen. Diejenigen Mitglieder, die mit dem Beitrage im Rückstande waren, zahlten, wie sie öfters selbst es bezeichneten, zur Sühne für die Verzögerung entsprechend der Entwertung immer größere Beträge. Als dann die Festigung der Währung eintrat, ergab sich ein Bestand von 41 Goldpfennigen am Ende 1923. Wenn gleichwohl der Jahrgang 1923 des Mannus einen gleichen Umfang wie sonst aufwies, so ist dies der Umsicht und Vorsorge des Herrn Geheimrat Kossinna zu verdanken, der durch frühzeitigen Druck der einzelnen Abhandlungen im Mannus die Gefahren späterer Herstellung bei zunehmender Geldentwertung abwehrte. Dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Da vom Vorstand auf Grund der ihm in § 10 der Satzung erteilten Vollmacht wegen der Unübersichtlichkeit der damaligen Entwicklung der Geld-

verhältnisse zunächst nur für die 1. Hälfte 1924 der Beitrag auf 5 Mark festgesetzt worden war, so wurde der Vorschlag des Vorstandes, für die 2. Hälfte 1924 den Beitrag von 6 Mark zu fordern, genehmigt. Über die Höhe des Beitrags für die künftigen Jahre entspann sich eine längere Erörterung. Mit überwiegender Mehrheit einigte sich die Tagung auf 12 Goldmark von 1925 an, ließ aber den Zusatz bestehen, daß der Vorstand nach Anhörung des geschäftsführenden Ausschusses den Beitrag für die folgenden Jahre erhöhen kann, wenn es die allgemeinen Verhältnisse erfordern. Die Änderung des Wortes Hauptversammlung in Tagung und die in der Vorstands- und Ausschußsitzung vorgeschlagenen Streichungen in der Satzung fanden die Billigung der Tagung.

Die übrigen Veranstaltungen

der Tagung dienten der Erholung, dem freundschaftlichen Gedankenaustausche und der Besichtigung der Cöthener Sehenswürdigkeiten. So sah der zweite Abend die Teilnehmer im Gasthof zum Schwarzen Bär beim Glase Bier versammelt. Nach den Begrüßungsworten des Kreisschulrats Bethge verteilten und verlasen die Berliner Kossinna-Schüler unter Führung des Herrn Gütte eine von ihnen verfaßte, mit satyrischen Zeichnungen reich geschmückte Bierzeitung, deren Scherze und launige Anspielungen viel Heiterkeit auslösten. Einer der nächsten Abende wurde zu einem gemeinsamen Spaziergange durch die Fasanerie, vorüber am Buschteiche, nach dem kürzlich in Cöthen eingemeindeten Dörfchen Geuz benutzt. Die Nachmittage zwischen den Vorträgen wurden selbstverständlich zum Besuche des Cöthener Heimatmuseums benutzt, in dessen vorgeschichtlicher Abteilung Konservator Götze die Teilnehmer begrüßte und führte. Die Abteilung, die zusammen mit dem Museum 1912 gegründet wurde, ist kürzlich durch die Hinzunahme der Götzeschen Privatsammlung beträchtlich erweitert worden. Auf dem Wege vom Polytechnikum zum Museum lud die evangelische St. Agnus-Kirche (erbaut 1699) mit ihren bemerkenswerten Gemälden von Lucas Cranach dem Jüngeren und Antoine Pesne und ihrem schönen Altarschrein aus dem 15. Jahrhundert zur Besichtigung ein. Während hier Herr Pastor Naucke die Führung übernommen hatte, geschah dies in der um 1400 erbauten Stadt- und Kathedralkirche St. Jakob auf dem Markte durch die Herren Archidiakonus Schneider und Mittelschullehrer Schulze. In diesem ältesten der Häuser Cöthens fesselten die architektonischen Einzelheiten des spätgotischen Stils und die bei flackerndem Kerzenschein besuchte Fürstengruft unter dem Altarraume, in der die Cöthener Fürsten seit Ludwig, dem Begründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, (1579—1650) ruhen. Starke Teilnahme wurde auch dem im Schlosse befindlichen Naumann-Museum entgegengebracht, das das Lebenswerk des großen Ornithologen und Verfassers der „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" Johann Friedrich Naumann (1780—1857) enthält: eine große Sammlung von ihm selbst ausgestopfter Vögel (darunter der jetzt ausgestorbene Riesenalk), Naumanns Schriften, seine Zeichnungen, Kupfertafeln, Jagdgeräte, sein Briefwechsel mit großen Zeitgenossen, seine Bücherei usw. Herr Geheimrat Kossinna bekannte in seinem Abschiedswort, daß ihm durch dieses mit großer Hingabe von den Mitgliedern des Cöthener Ornithologischen Vereins (Vorsitzender Apotheker Paul Gottschalk) gepflegte und ergänzte Museum erst das Gesamtbild des vom einfachen Landmanne zum bedeutenden Gelehrten emporgewachsenen Johann Friedrich Naumann recht eingegangen sei.

Die Autofahrt am 14. Juni 1924 durch die Kreise Cöthen und Bernburg.

Bericht von Pfarrer G. Eichhorn in Osternienburg bei Cöthen.

Mit 13 Abbildungen und 1 Karte.

Eines wirkungsvollen Abschlusses erfreute sich die 8. Tagung für Vorgeschichte in der Rundfahrt durch die Kreise Cöthen und Bernburg am 14. Juni, zu welcher sich 68 Teilnehmer vor 8 Uhr vormittags auf dem äußeren Cöthener Schloßhofe versammelten. 16 Automobile, durch die Güte des um die Tagung hochverdienten Herrn Kreisdirektors von Brunn vermittelt, standen zur kostenlosen Beförderung bereit. Leise weinte der Himmel, als das Zeichen des „Zugführers" erfolgte; dasselbe zu tun war das Los eines Spätlings, der schmerzbewegt eben nur noch dem letzten Wagen nachschauen konnte. Zur Stadt hinaus ging die Fahrt über den Galgenberg, eine wahrscheinlich vorgeschichtliche Begräbnisstätte, die im Mittelalter die Richtstatt Cöthens bildete, über das Bahnhofsgelände hinweg, auf welchem bei dem Umbau des Bahnhofs 1914 ein früheisenzeitlicher Urnenfriedhof aufgedeckt ward, darunter 2 Steinkistengräber, in welche sich Berlin und Cöthen teilten. Nach rechts südlich ließ sich auf gleiche Fundstellen am sog. Bajonettwege hindeuten. In etwas weiterer Entfernung glitt links an der Fahrt Großbadegast mit seinem Urnenfelde der mittleren Kaiserzeit, Libehna mit Funden der frühen Eisenzeit, mehr seitwärts Cosa mit einem schönen Kugelflaschenfunde vorüber. Im Städtchen Radegast (schnurkeramische Gräber, Sandgrube mit eigenartigen, noch nicht gedeuteten Tonstützen) schwenkte die Reise aus der südlichen in die westliche Richtung zu dem

1. Haltepunkt Cösitz.

Hier fesselte die Teilnehmer vor allem die Wallburg, welche sich noch bis 1871 um das Frhr. v. d. Busche-Lohesche Herrenhaus geschlossen herumzog und dann erst bei Anlage des Parkes nach Süden zu in einem kurzen Stück abgetragen wurde. Für Slawen ungewöhnlich groß, muß sie wohl als ursprünglich vorgermanisch gedeutet werden, später aber von Slawen benutzt worden sein. Früher auf der Oberfläche gemachte Funde gehen bis in die Kaiserzeit zurück. Die Wallburg selbst harrt noch ihrer gründlichen Durchforschung. Nördlich des Dorfes Cösitz sind Wohngruben der 3. Periode der Bronzezeit zu verzeichnen, ebenso Skelettgräber unbekannter Zeit, welche ausgewühlt worden sind, ohne Kennern zu Gesicht zu kommen, ferner slawische Wohngruben in der Sandgrube und auf dem Kirchhofe, sowie ein mittelalterlicher

Münzfund, welcher einen mittleren eisernen Topf füllte und beim Bau eines Stallgebäudes dem gastwirtlichen Besitzer zufiel.

Eine slawische oder mittelalterliche Wallanlage (vom Volke Schwedenschanze genannt, gleichfalls noch unerforscht) streckt sich im Osten des Dorfes, in der Richtung nach Priesdorf, an dessen Eingang 1870 beim Wegebau ein Hügelgrab, das im Wege lag, zerstört wurde, ohne daß von den Funden eine Kenntnis blieb. Ebensowenig konnten Gefäße ermittelt werden, welche gegenüber diesem Hügelgrabe bei Sandgewinnung dem Spaten und der Hacke verfielen. Seitwärts der Fahrt durch Priesdorf (Preberesdorp) war hinzuweisen auf Göttnitz mit einer Siedlung aus frührömischer Kaiserzeit. In wenigen Minuten war Zeundorf (Zuchliansdorp) erreicht, dessen Tongrube dem Heimatmuseum Haifischzähne, Koprolithen und Bernstein geliefert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein großer Teil des Bernsteins

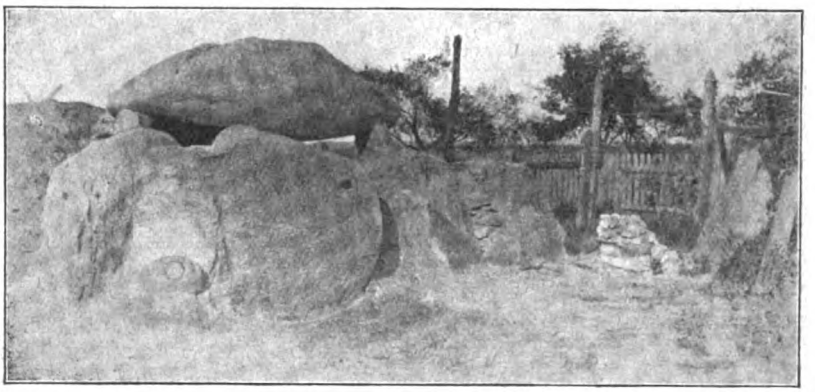


Abb. 1. Das Megalithgrab auf dem Heidenberge in Schortewitz, Kreis Cöthen, 13 km südlich von Cöthen, das südlichste Megalithgrab Deutschlands.

(Amulette) in unseren Gräbern nicht der Ostsee entstammt, sondern fossil in den hiesigen Tongruben gefunden worden ist. Die Tongrube zu Zeundorf ergab des weiteren bandkeramische Wohngruben.

2. Halt.

Ein freundlicheres Gesicht wandte St. Petrus dem wichtigen Aufenthalt in Schortewitz zu, um von da an gleichmäßig in Hulde zu verharren. Das bisher als das südlichste festgestellte Megalithgrab auf dem Heidenberge (Abb. 1)[1]) fesselte verdientermaßen die Aufmerksamkeit, ein aus mächtigen Blöcken aufgeführter Bau, von dem ein Deckstein leider bei einer Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgten Nachforschung (deren Ergebnisse verborgen blieben) entfernt und später zum Bau einer benachbarten Scheune verwandt wurde. 1912 wurde der Heidenberg von Herrn Konservator Götze und dem Berichterstatter im Auftrage des Cöthener Heimatmuseums gründlich durchforscht. Im Hauptgrabe fand sich noch ein Bernburger Täßchen, von den früheren „Forschern" gütigst übersehen; unter dem Pflaster des Grabes, von jenen

[1]) Fundbericht in W. Götze, Prähistorische Grabstätten im Kreise Cöthen. I. Der Heidenberg in Schortewitz. Verlag Schettlers Erben, Cöthen 1913. Das Grab ist 6,80 m lang, die Grabkammer hat eine Innenlänge von 5,70 m.

als das Ende aller Dinge angesehen, enthüllten sich nachträgliche Bestattungen mit vereinzelten unverzierten Scherben, Perlen (Gagat?), Bernsteinamuletten und einem Amulett aus Wohlbergkristall. In der gewaltigen Erdaufschüttung kamen 11 Nachbestattungen zum Vorschein, davon ein Kindergrab (mit Feldsteinen umstellt) mit kleinem schöngeformten Gefäß und einer Kette von durchbohrten Hundezähnen, die übrigen mit eichener Einfassung, eines dachförmig mit Schilf belegt. Des weiteren ergaben sich ein- und zweihenklige Kannen und Kännchen, zwei davon mit gegenständigen, bandförmigen, breiten Henkeln, eine mit hängenden Linienbündeln oder Fransenornament, eine mittlere mit gleicher Verzierung, mit damals abgebrochenem Henkel, welcher ersetzt wurde durch zwei gegenständige Löcher zur Aufnahme des Bindfadens. Außer dem Heidenberge wird in früherer Zeit der Katzenberg erwähnt, zweifellos auch ein Hügel derselben Periode mit nordischer Keramik.

Bei der Weiterfahrt nach Görzig konnte auf die Stelle des ehemaligen Mühlenberges verwiesen werden. Er barg die große Steinkiste, welche im unteren Saale des Cöthener Museums wieder Aufstellung gefunden hat, deren eine Seitenwand allein auf 80 Zentner zu schätzen ist.

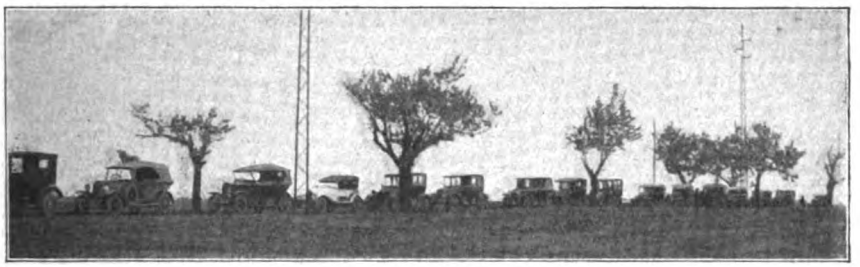


Abb. 2. Rast auf der Fahrt. Die 16 Kraftwagen, in denen die Teilnehmer der Cöthener Tagung die vorgeschichtlichen Fundstätten besuchten. (Alle auf der Fahrt aufgenommenen Lichtbilder verdanken wir der Güte der Frau Fabrikbesitzer Lotte Behr-Schlegel).

Die Fahrt durch das Dorf Görzig berührte früheisenzeitliche Gräberfelder, zwischen Görzig und Glauzig steinzeitliche Skelettgräber, bandkeramische Wohngruben, bronzezeitliche Steinkistengräber der 3. Periode, desgleichen Wohngruben der 3. und 4. Periode und Skelettgräber der späteren Kaiserzeit. Das Dorf Wieskau konnte berichten von einem Latène-Urnenfriedhofe und Skelettgräbern des 4. Jahrhunderts nach Chr.

3. Halt.

Ein hervorragend wichtiger Fundort bot sich in dem bald erreichten Werdershausen. Der Kreiskonservator Götze konnte die Teilnehmer an die Stelle führen, an welcher ihm in einer Kiesgrube die Entdeckung eines paläolithischen Faustkeils beschieden war, über welchen ein besonderer Bericht erfolgen wird. Steinzeitliche Wohngruben, Trichterbecher, ein bronzezeitliches Urnenfeld 4. Periode, (vielleicht keltische?) Skelettgräber, früheisenzeitliche Steinkisten, ein eigenartiger Spitzgraben, welcher sich um die Kuppe des früheisenzeitlichen Friedhofs herumzieht (V) und 100 m weit zu verfolgen ist, endlich kaiserzeitliche Skelettgräber (deren 6 im Museum befindlich) runden zu einer einzigartigen Vielseitigkeit ab. Wieder begaben sich die Teilnehmer in ihre Kraftwagen zurück, und weiter ging es in sausender Fahrt (Abb. 2).

Das Städtchen Gröbzig wies eine Anzahl Siedlungen auf, die bisher nicht bestimmt werden konnten, sodann im Nordwesten schnurkeramische Flachgräber und ein seit längerem zerstörtes frühbronzezeitliches Hügelgrab. Das Dorf Gerlebogk, das wir dann durchfuhren, hat unserem unermüdlichen Forscher steinzeitliche Wohngruben, eine schnurkeramische Steinkiste mit einem Hocker, zwei kurzhalsige und eine unverzierte zweihenklige Amphore, bronzezeitliche Wohngruben, einen früheisenzeitlichen und einen großen slawischen Friedhof geboten; das folgende Dorf Cörmigk wiederum steinzeitliche Siedlungen, drei Hügelgräber (von denen der Fuchsberg noch des Ausgrabens wartet) mit schnurkeramischen Bestattungen (Vorstufe); durch letztere zerstört fanden sich zwei Gräber mit einer nordischen Kanne mit ausgezogenem Henkel. Hinter Cörmigk nach Preußlitz zu sahen wir ein Hügelgrab von einem Durchmesser von etwa 30 m mit eigenartiger spätsteinzeitlicher Keramik; besonders bemerkenswert war darin eine vierhenklige Amphore mit hängender Schulter, die Leichenzerstückelungen barg. Im Grabe dieser vierhenkligen

Abb. 3. Rast der Teilnehmer in Preußlitz, Kr. Cöthen, an den sieben Steinen. Vorne: 1. Thode; 2. Gummel; 3. Stampfuß; 4. Asmus; 5. Wilke; 6. Kossinna; 7. Bethge; 8. Eichhorn; 9. Robert Schulze; 10. Walter Schultz. Hinten links: 11. Jahn; 12. Gütte.

Amphore lag ein Kupferschmuck aus zungenförmigen Anhängern, getrennt durch Kupferröllchen. Es fanden sich weiter Totenbäume; die Leichen waren zum Teil mit Holzbohlen umstellt; in einem Falle enthielt die Steinkiste Holzbohlen und einen Holzklotz, um das Strecken des Kinderhockers zu verhindern.

4. Halt.

Eine anregende Erörterung veranlaßten die sieben Steine in Preußlitz, in einer Reihe aufgestellt, an welche sich verschiedene Sagen knüpfen. Sie mögen als Erinnerungszeichen oder als Denksteine für Tote anzusprechen sein; für letzteres spricht der Fund eines Skeletts in nächster Nähe. Da nach Süden zu das Gelände abfällt, so ist wohl an einen früheren Hügel zu denken. Die meisten der sieben sagenhaften Steine sind Granit; der größte am weitesten nach rechts besteht aus Braunkohlenquarzit, er hat die charakteristischen Vertiefungen der sog. Nagelsteine. Die Vertiefungen sind auf natürlichem Wege

durch Verwitterung der bei der Entstehung des Quarzits im Tertiär eingepreßten Pflanzenteile entstanden; an diesen Stellen lassen sich leicht Nägel eintreiben, während der Stein an sich sonst äußerst hart ist. Unsere Abb. 3 zeigt uns die Teilnehmerschar in Preußlitz.

Am Ostausgange des Dorfes fuhren wir dann an einer umfangreichen bronzezeitlichen Siedlung der 3. Periode vorüber.

Das seitlich der Fahrt gelegene Plömnitz enthält einen Urnenfriedhof, dessen Bestimmung noch aussteht.

Der nun folgende weitere Teil der Reise, welcher zunächst in den Bernburger Kreis führte, kann als unter dem Zeichen der Megalithgräber stehend bezeichnet werden. Den Beginn machte Baalberge, wo wir von dem Raſtplatze auf der Landstraße (während einer unserer 16 Wagen ein Rad auswechseln mußte) den mächtigen Hügel des Schneiderberges betrachteten, dessen steinzeitliche Funde vom Bernburger (Anhalter) Stil und bronzezeitliche im Städt. Museum in Bernburg aufbewahrt werden.

Abb. 4. Der Menhir auf dem Pfingstberge bei Dröbel, Kr. Bernburg.

5. Halt.

Nach einem umfassenden Blick auf die unweit sich darbietende Stadt Bernburg erwartete uns nach kurzer Fahrt der Pfingstberg bei Dröbel mit seinem Menhir auf noch unerforschtem Hügelgrabe (siehe die Abb. 4 und 5). Höhe des vierkantigen Menhirs 2 m, Umfang unten 40 + 35 + 40 + 35 cm. Das Rübenfeld ringsum gab manchem jüngeren Fahrtgenossen Gelegenheit, Scherben zu klauben (mit b bitte!), deren Charakter allerdings im Dunkeln blieb.

6. Halt.

Das nun sich anreihende Latdorf, allen Teilnehmern schon längst aus der Fachliteratur bekannt, führte seinen Pohlsberg vor, dessen großartige Grabanlage in Nachbildung im Cöthener Museum auf tragbares Maß verkleinert zu sehen ist. Steinzeitliche Gräber, bronzezeitliche Wohngruben, reiche Funde frischen das Andenken an die verdienstliche Tätigkeit des Professors Höfer (1904) auf.

Am rechten Saaleufer slawische und mittelalterliche Siedlungen, am linken eine Gruppe von bisher unerforschten Hügelgräbern.

7. Halt.

Ein kleiner Seitensprung vermittelte die Besichtigung einer Privatsammlung von meist bronzezeitlichen Gefäßen (4. Periode) im Gutshause

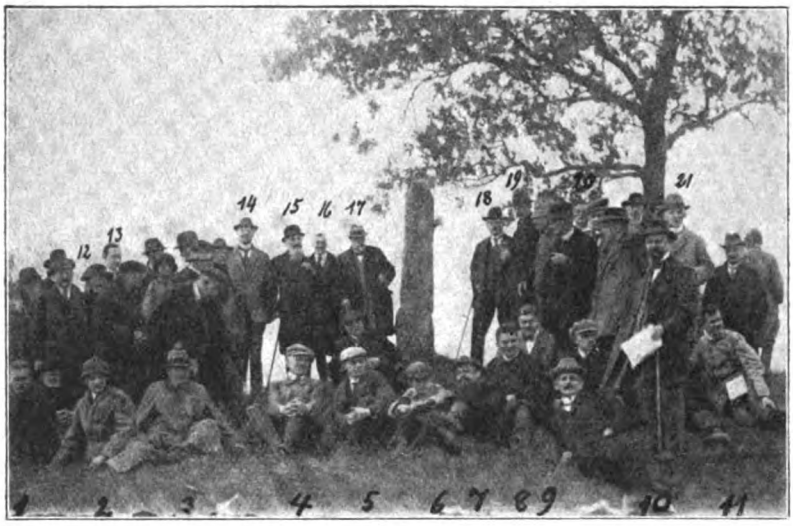


Abb. 5. Die Teilnehmer am Menhir auf dem Pfingstberge bei Dröbel, Kr. Bernburg. Untere Reihe: 1. Gütte; 2. Stampfuß; 3. Asmus; 4. Paape; 5. Tode; 6. v. Brunn jr.; 7. v. Brunn sen.; 8. Dibbelt; 9. Gummel; 10. Bethge; 11. Neumann. Obere Reihe: 12. v. Auerswald; 13. Jahn; 14. Mituſch; 15. Wilke; 16. Moſchkau; 17. Koſſinna; 18. Götze; 19. Eichhorn; 20. Lange; 21. Hinze.

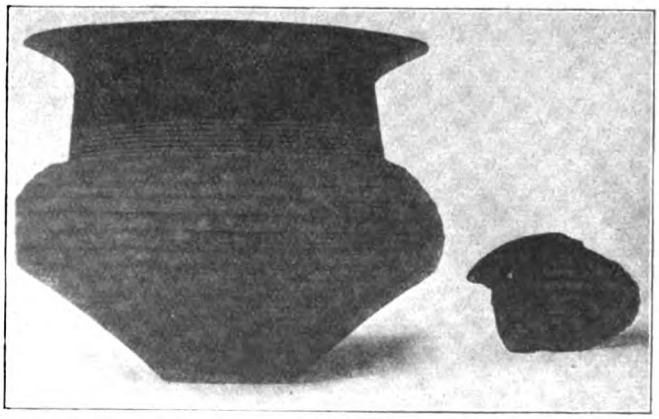


Abb. 6. Grimſchleben, Kr. Bernburg bei Nienburg a. S.; gefunden auf dem Acker der Häringsbreite zuſammen mit zwei einhenkligen niedrigen Schalen mit ſenkrechten Kannalürengruppen. Rand und Oberbauch kanneliert; Halsfurchen weiß ausgelegt; bereits ohne konzentriſche Halbkreiſe, alſo jüngere „Großmutter".

der Domäne Grimſchleben (Amtsrat Richter), von welchen eine ſchöne, große ſchwarze Terrine photographiert wurde. Die Gutsherrin, in einem Geſpräch mit dem Berichterſtatter begriffen, bemerkte das Fehlen des

Gefäßes, das zum Photographieren in den Garten getragen war, zunächst nicht und wurde rasch beruhigt: „Längst im Auto in Sicherheit!“ (Abb. 6) [1]).

8. Halt.

In der Nähe des Ortes sammelte der Häringsberg, der übrigens noch vor hundert Jahren Iringsberg hieß, die Fahrtgenossen um seine große Steinkammer (Abb. 7). Maße: Länge 8,40 m, Breite 3,50 m, innere Weite 2,83 m, die innere Länge kann wegen der Erdfüllung nicht gemessen werden, größte Platte: 4,35 m × 3,75 m, Dicke 0,72 m; Grabrichtung SW—NO mit geringer Abweichung nach N. Die Steinkammer ist in unbekannter Zeit angewühlt worden; es ist aber zu hoffen, daß sie bei planmäßiger Grabung noch manche Ergebnisse bringen wird.

Abb. 7. Das Megalithgrab auf dem Häringsberge bei Grimschleben, rechtes Saalufer, Kr. Bernburg. Aufnahme von Osten.

9. Halt.

Der genannten gleich aus unbehauenen Kalksteinen errichtet zeigte sich in der Folge das Megalithgrab auf dem Bierberge bei Latdorf (Abb. 8, und 9). Maße: Länge 6,90 m, Breite 3,95 m, Höhe 2,20 m; Längsrichtung NNW—SSO. Der Grabbau ist 1918 vom Amtmann Öhlmann ausgebeutet worden, die Gefäße und etwaiger sonstiger Inhalt sind leider verloren gegangen.

10. Halt.

An den Bierberg schloß sich die Besichtigung des „Spitzen Hochs“, eines riesenhaften 7—8 m hohen Grabhügels, welchen Prof. Klopfleisch untersucht hat (seinen Fundbericht hat Prof. Höfer kritisch besprochen in der Hallischen Jahresschrift für Vorgeschichte, Bd. 1, S. 39—45), ferner einer

[1]) Es wäre in der Tat sehr zu begrüßen, wenn diese schöne Urne den Zufälligkeiten und Gefährnissen der Aufbewahrung in einem Privathaushalt entrückt würde und wenigstens als Leihgabe in ein Museum wanderte, wo es außerdem der Wissenschaft so viel leichter zugänglich wäre. G. K.

namenloſen Steinkammer vor dem Spitzen Hoch, welche jetzt freiſteht und aus Kalkſteinen und einem Granitblock erbaut iſt. Die Anonymität des Hügels gab die willkommene Veranlaſſung, ihm zur Erinnerung an Tagung und rühmenswerte Verdienſte den Namen „Koſſinna-Götze-Höhe“ zu verleihen, was der Hügel dankend entgegennahm.

Abb. 8. Kreiskonſervator Götze, Geheimrat Prof. Dr. G. Koſſinna und Obergeneralarzt Dr. G. Wilke am Megalithgrabe auf dem Bierberge bei Latdorf, Kr. Bernburg.

Abb. 9. Das Megalithgrab auf dem Bierberge bei Latdorf, Kr. Bernburg.

11. Halt.

Bei Weddegaſt erwartete uns eine Steinkammer aus Kalkſteinplatten, kleiner als die vorher beſuchten und noch im Erdboden ſteckend. Der Bau wurde bei der Anlage der Cöthen-Bernburger Chauſſee von Arbeitern angeſchnitten; er enthielt frühſchnurkeramiſche langhalſige Amphoren, einen „fazettierten“ Schuhleiſtenkeil und eine Hacke, die ſich im Bernburger Muſeum befinden.

Während der Fahrt hatte verwiesen werden können auf den Mühlenberg bei Crüchern (steinzeitliche Wohngruben, bronzezeitliche Steinkisten der 3.—4. Periode, kaiserzeitliches Urnenfeld mit Mäandergefäßen, Situlen und reichen Waffenfunden: Cöthener Museum).

12. Halt.

Wieder lenkte die Reise in großem, nordwestlichen Bogen zurück in den Cöthener Kreis, und zwar nach Drosa, wo das Hügelgrab auf dem Bruch-

Abb. 10. Megalithgrab auf dem Bruchberge bei Drosa, Kr. Cöthen, vor der Zerstörung 1904. Heute stehen nur noch 6 große Tragsteine mit der gewaltigen Deckplatte, auf der der Mann sitzt.

berge verdientermaßen die Aufmerksamkeit fesselte. Vorhanden ist noch der Rest des riesigen Hauptgrabes (Fundbericht: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 4, S. 33ff.). Die gewaltige Grabkammer von 9 m Länge, welche sich noch 1904 anschloß (Abb. 10 und 11), ist durch

Abb. 11. Das Ganggrab auf dem Bruchberge bei Drosa im Jahre 1904 während der Zerstörung. Links ist der Zugang, „der Korridor", aufgedeckt.

einen unglaublichen ackerbauenden Böotier zerstört und entfernt worden. Sein Name verdiente, herostratisch weiterzuleben, aber bekanntlich krümmt sich der „Wurm", wenn er getreten wird. Der weiteren Zerstörung wurde, hauptsächlich durch ein Mitglied unseres Museumsausschusses, des Kantors i. R. Otto Schößling in Cöthen, Einhalt getan. Die Bergung des reichen Inhalts erfolgte durch die Herren Prof. Gorges und Dr. Seelmann. Die Funde sind im Heimatmuseum verwahrt (Abb. 12).

Westlich von Drosa befindet sich noch ein Urnenfriedhof umfangreicher Art der 3. bronzezeitlichen Periode.

Letzter Halt.

Den Abschluß der Fahrt, die erfreulicherweise ohne Unfall und Stockung verlief, machte Wulfen. Der erste Weg galt dem Megalithgrabe an der Lehmkiete am Südende des Dorfes (Abb. 13). In nicht zu bestimmender Zeit schon ausgebeutet, wurde es 1913 im Auftrage des Heimatmuseums vom Konservator Götze und dem Berichterstatter völlig freigelegt und ergab

Abb. 12. Einige Gefäße aus dem Ganggrabe auf dem Bruchberge bei Drosa (Heimatmuseum Cöthen). Anhalter (Bernburger) Stil, das hohe Gefäß in der Mitte Jüngerer Walternienburger Stil.

noch ein Bernburger Täßchen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat das Grab einem einsiedlerischen Strolch als Behausung dienen müssen. (Maße: Länge 5,80 m, Breite 3,45 m; Grabkammer innere Länge 4,90 m, Breite 1,80 m, Höhe 1,65 m. Das Grab war früher noch länger, einige Trag- und Decksteine am nordöstlichen Ende fehlen, sie sind vor langer Zeit den angrenzenden Abhang hinuntergefallen).

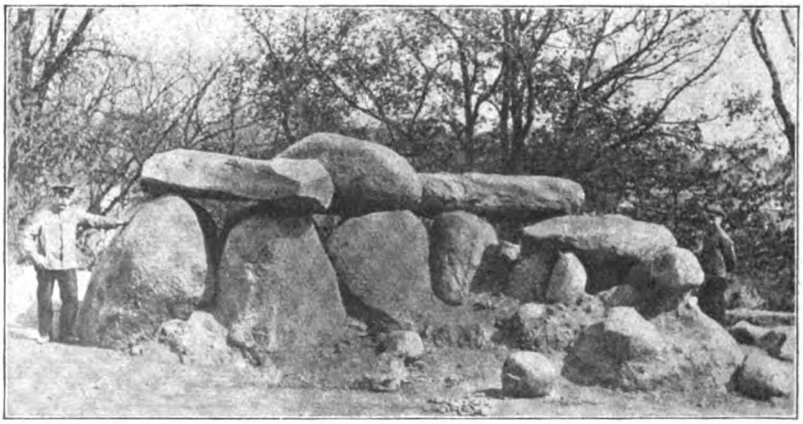
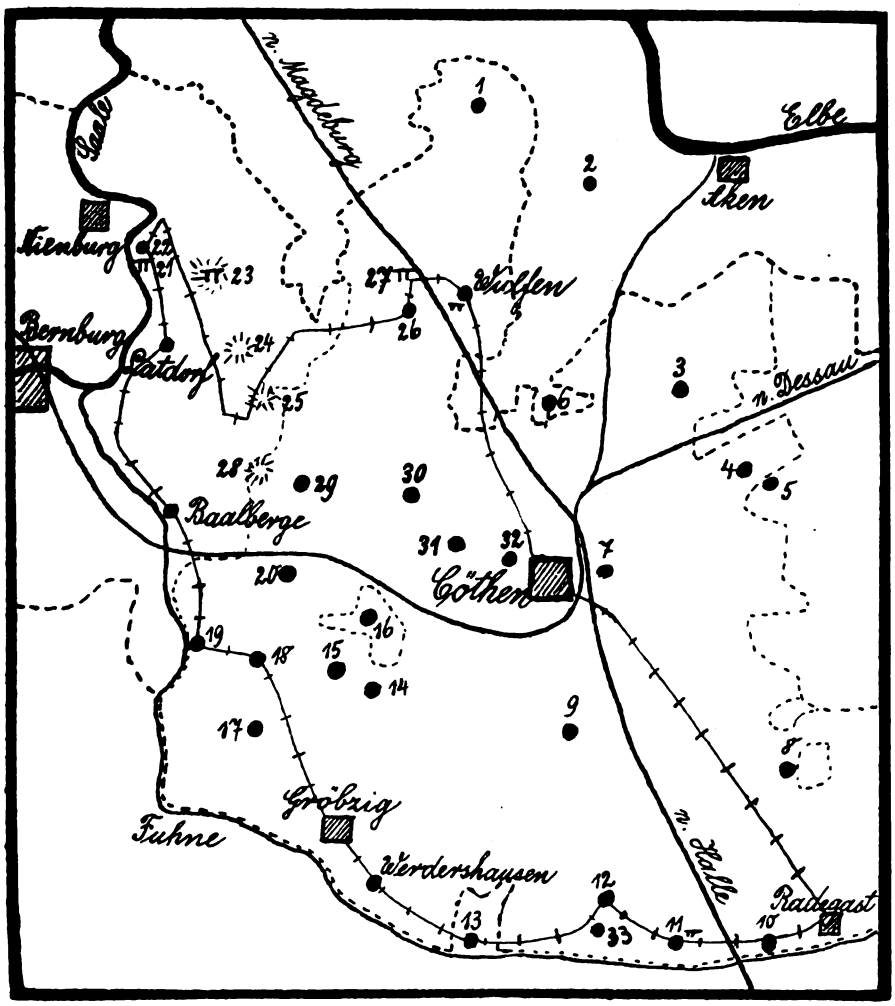


Abb. 13. Megalithgrab in Wulfen, Kr. Cöthen. Freigelegt 1913 vom Heimatmuseum Cöthen.

Desto umfangreicher und ergiebiger gestalteten sich die Grabungen bei Wulfen, welche schon 1650 und 1692 Vorgänger hatten (Weinberg mit reichen, aber verschollenen Funden, nur der von 1692 hat seinen Weg nach Berlin gefunden, wo er im staatlichen prähistorischen Museum aufbewahrt wird — vgl. den Vortrag über Funde im Kreise Cöthen, S. 44 dieses Bandes). Es fanden sich bandkeramische Siedlungen, Bernburger und Rössener Wohn-

gruben, Rössener Skelettgräber, schnurkeramische Flachgräber, Wohngruben und Gräberfelder der Bronzezeit (3. und 4. Periode), früheisenzeitliche Skelettgräber und ein desgl. Gräberfeld mit (bisher) 3 Hausurnen und Bruchstücken



Karte des Kreises Cöthen und des Ostteiles vom Kreise Bernburg im Freistaat Anhalt. Entworfen von K. Theuerkauf, Cöthen.

Erläuterung: ——— Eisenbahnen, ------- Grenzen, |—|—|—|— Kraftwagenfahrt der Kongreßteilnehmer am 14. Juni 1924, ⊓ Megalithgräber.

Fundorte: (vergl. den Vortrag über Funde im Kreise Cöthen und den Bericht über die Kraftwagenfahrt):

1 Diebzig, 2 Mennewitz, 3 Osternienburg, 4 Würflau, 5 Scheuderscher Gasthof, 6 Klietzen, 7 Cöthen-Klepzig, 8 Cosa, 9 Baasdorf, 10 Cösitz, 11 Schortewitz, 12 Görzig, 13 Wieskau, 14 Wörbzig, 15 Dohndorf, 16 Löbnitz an der Linde, 17 Gerlebogk, 18 Cörmigk, 19 Preußlitz, 20 Biendorf, 21 Megalithgrab auf dem Häringsberge, 22 Grimschleben, 23 Megalithgrab auf dem Bierberge, 24 Spitzes Hoch, 25 Höhe bei Weddegast, 26 Drosa, 27 Ganggrab bei Drosa, 28 Crüchernscher Mühlenberg, 29 Crüchern, 30 Trinum, 31 Großpaschleben, 32 Cöthen-Geuz, 33 Glauzig.

einer vierten, ein Latène-Gräberfeld, kaiserzeitliche Wohngruben (150 nach Chr.), Münzen römischer Herkunft (Antoninus Pius — auch in Edderitz gefunden — und Severus Alexander), sowie ein slawisches Gräberfeld.

Nicht weit entfernt von Wulfen hat Maxdorf an verschiedenen Stellen bronzezeitliche Steinkisten der 3. und 4. Periode und im Süden des Dorfes eine Siedlung noch unbestimmter Zeit geliefert; anschließend an Maxdorf Zabitz seinen Wartenberg mit steinzeitlichen Hockergräbern, Urnengräbern der 3. und Wohngruben der 4. Periode der Bronzezeit.

In Rusts Gasthof zu Wulfen sahen sich die Teilnehmer der Fahrt mit Speis' und Trank wohl versorgt, und die gewürzten Reden des Herrn Geheimrats D.. Kossinna, der die Höhepunkte der wundervollen Tagung nochmals in raschem Fluge an dem geistigen Auge der Teilnehmer vorüberziehen ließ und allen den vielen, die sich zum Teil mit großer Aufopferung um das schöne Gelingen der Tagung verdient gemacht hatten, in herzlichen Dankesworten nach Möglichkeit gerecht zu werden suchte, weiter des Herrn Professors Dr. Paape, der das unvergleichlich gastfreundliche Cöthen feierte, des Herrn Gütte, dessen Trinkspruch nochmals besonders dem Herrn Kreisdirektor v. Brunn galt, und das Abschiedswort des Herrn Pfarrers Eichhorn gaben dem prächtigen Ausfluge und damit der 8. Tagung den Ausklang.

Das Schlußwort des Herrn Pfarrers Eichhorn sei hier noch festgehalten:

Bei der Eröffnung unseres Cöthener Heimatmuseums im Jahre 1912 war es mir vergönnt gewesen, die weihenden Worte zu sprechen. Heute, da wir am Schlusse der inhaltsvollen 8. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte stehen, ist mir von unserem Museum der Auftrag geworden, Ihnen ein Wort des Abschieds zu sagen. Unsere heutige herrliche Rundfahrt durch Kreis Cöthen und Bernburg hat hier in Wulfen an rechter Stelle geendet. Nicht nur, daß das alte Vulva, zuerst 995 als Castellum in der Geschichte erwähnt, durch sein ehrwürdiges Alter ein Anrecht darauf hat; — in seiner Nähe das gleichfalls bejahrte Drosa, welches der Volksmund mit Drusus zusammenbringt —, hier stehen wir vor allem auf dem Fleck anhaltischen Landes, wo die ersten Grabungen stattfanden, die der Amtmann Andr. Müller zu Warmsdorf und Wulfen im Jahre 1692 mit reichem Erfolge vornahm. Der hiesige Boden hat dann viele vorgeschichtliche Schätze geliefert, die aber mangels eines Sammelmittelpunktes, wie wir ihn nun besitzen, in manches fremde Museum zerstreut sind. Heute weiß jeder Topf, wo er hingehört; und heute drängeln sich geradezu die Wulfener Hausurnen, durch unseren verdienstvollen Herrn Götze gesichert und einem studierenden Publiko vorgeführt zu werden.

Unser hochverehrter Führer, Herr Geheimrat Kossinna hatte vorhin die Güte, unserer buddelnden und sammelnden Tätigkeit so herzlich berührende und anerkennende Worte zu spenden. Wir nehmen das dankbarst, aber auch bescheiden entgegen. Es soll uns ein währender Antrieb sein zu weiterem Dienst, den wir in unserem kleinen Maße der Wissenschaft zu leisten vermögen. Wir wissen uns zu besonderem Danke verbunden, daß wir die diesmalige Tagung bei uns aufnehmen durften; haben wir doch aus nächster Nähe den Schritt messen können, den die vorgeschichtliche Wissenschaft vorwärts ging, und unser braves Museum hat hierbei nicht nur einige Stufen, sondern ein paar Stockwerke sich emporgeschwungen. Das verpflichtet uns Ihnen in reichstem Maße, und falls eine materielle Äußerung unseres Dankes gestattet ist, so gewähren Sie unserem Museum, Sie zu dem vor Ihnen stehenden neuzeitlichen Abschiedsmahl und -Trunk als seine Gäste zu betrachten.

Dem verehrten Herrn Geheimrat Kossinna aber gebührt noch ein besonderes Wort. Die Cöthensche Zeitung oder ihr Spezialdruckfehlerteufel hatte den richtigen Ton gefunden; in ihrer Begrüßung am 10. Juni schrieb sie: „....Ihr Vorsitzender, Geheimrat Prof. Nr. Kossinna zählt zu den bekanntesten Vertretern der schnell emporgeblühten Wissenschaft der Vorgeschichte" usw. Besser konnte keine Promotion ausfallen, denn Geheimrat Kossinna ist eine Nummer, eine Bombennummer, eine Generalnummer. Wir sind stolz darauf — nicht bloß auf unser Cöthensches Intelligenzblatt — sondern darauf, daß wir mit unserem Museum und unseren heimatlichen strebenden Kräften uns unter seinen Augen wachsen fühlten und unser Existenzrecht von ihm bescheinigen lassen konnten. Damit auch der ideelle Dank nicht fehle, ist heute bei der Rundfahrt, die wir unserem unermüdlich sorgenden und helfenden Herrn Kreisdirektor von Brunn verdanken, auf welcher festgestellt wurde, daß eine prähistorische Kuppe noch namenlos im Gelände umherirrt, beschlossen worden, ihr den Namen „Kossinna-Götze-Höhe" zu verleihen. Widerspruch erfolgte nicht.

Sehr geehrte Damen und Herren! Aus manchem deutschen Lande hatte Sie die Tagung in unseren Gau Serimunt geführt. Wir müssen Sie nun wieder scheiden sehen, tun es aber in der Hoffnung, daß Sie sich bei uns wohl und heimisch gefühlt haben. Wenn auch die Erwartung zu hoch gespannt sein dürfte, daß die nächste Tagung Sie wieder nach Cöthen führe, so wollen Sie sich doch versichert halten, daß wir uns einer jeden, auch einzelnen Wiederkehr herzlich freuen werden, und daß wir hoffen, Ihnen bei jedem Wiederbegrüßen mit neuem Zuwachs aufzuwarten.

Unseren aufrichtigen Dank für das Schöne, das uns die 8. Tagung gab, bitte ich ausklingen lassen zu dürfen: unser hochverehrter Herr Geheimrat Kossinna lebe hoch!.....

Verzeichnis der Teilnehmer.

1. Dr. Arndt, Ludwig, Oberregierungs- und Oberschulrat, Dessau.
2. Dr. Asmus, Rudolf, Arzt, Teterow.
3. von Auerswald, Annemarie, Stiftsdame, Heiligengrabe bei Techow, Ostprignitz.
4. Augustin, Wilhelm, Lehrer, Cöthen.
5. Bathge, Walter, Studienassessor, Zerbst.
6. Becker, Adolf, Gymnasiallehrer, Staßfurt.
7. Behr, Helmut, Kaufmann, Cöthen.
8. Behr, Frau Lotte, Cöthen.
9. Behrendt, Albrecht, Rechtsanwalt, Cöthen.
10. Beier, Karl, Lehrer, Wohlsdorf, Kreis Cöthen.
11. Belitz, Ernst, stud. forest., Dessau.
12. Berger, Paul, Med.-Drog., Halle a. d. Saale.
13. Berger, Ernst, Lehrer, Jeßnigk.
14. Bethge, Wilhelm, Kreisschulrat, Cöthen.
15. Bethge, Frau Frieda, Cöthen.
16. Bethge, Otto, Oberprimaner, Cöthen.
17. Beutmann, Paul, Mittelschullehrer, Cöthen.
18. Bock, Heinrich, Lehrer, Groß-Salze.
19. von Brunn, Julius, Kreisdirektor, Cöthen.
20. von Brunn, Wilbert, Untertertianer, Cöthen.
21. Dr. Caemmerer, Erich, Studienrat, Sondershausen.
22. Dr. Damerow, Erich, Bürgermeister, Cöthen.
23. Dr. Dibbelt, Otto, Studienrat, Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde, Kolberg.
24. Dieckmann, Hermann, Pastor, Cöthen.
25. Dietrich, Otto, Lehrer, Osternienburg.
26. Ehle, Paul, Studienassessor, Ballenstedt a. Harz.
27. Eichhorn, Günther, Pfarrer, Osternienburg.
28. Feist, Max, Lyzeallehrer, Cöthen.
29. Dr. Fiddicke, Eberhard, Sanitätsrat, Freienwalde.
30. Dr. Frohn, Erich, Studienrat, Cöthen.
31. Fügemann, Karl, Lehrer, Alberstedt.
32. Gandert, Otto, Friedrich, cand. phil., Berlin NW.
33. Garternicht, Eberhard, Oberprimaner, Cöthen.
34. Dr. Gorges, Otto, Studienrat, Professor, Cöthen.
35. Gottschalk, Paul, Apotheker, Cöthen.
36. Götze, Walther, Kreiskonservator für Vorgeschichte, Cöthen-Geuz.
37. Große, Fritz, Studienrat, Cöthen.
38. Dr. Gummel, Hans, Direktorialassistent am Provinzialmuseum, Hannover.
39. Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW.
40. Haase, Hermann, Lehrer, Wittenberg.
41. Hänisch, Toni, Lehrerin, Cöthen.
42. Herber, Richard, Zeichenlehrer, Cöthen.
43. Hennig, Paul, Prokurist, Cöthen.
44. Herrmann, Karl, Mittelschullehrer i. R., Naumburg.
45. Heyms, Kurt, Lehrer, Söllingen.
46. Dr. Hinze, Gustav, Studienrat, Zerbst (Anhaltisches Landesmuseum).
47. Hoffmann, Gerhard, Pfarrer, Edderitz.
48. Hogrebe, Bernard, Mittelschullehrer, Osnabrück.
49. Dr. Jahn, Martin, Museumskustos, Breslau.
50. Jänicke, Wilhelm, Superintendent i. R., Cöthen.
51. Kahleis, Karl, Buchhändler, Cöthen.

52. Klauß, Friedrich, Mittelschullehrer, Cöthen.
53. Klinger, Friedrich Wilhelm, cand. ing., Cöthen.
54. König, Max, Lehrer, Zerbst.
55. Körner, Ida, Lehrerin, Cöthen.
56. Dr. Kossinna, Gustaf, Universitätsprofessor, Geh. Reg.-Rat, Berlin-Lichterfelde.
57. Dr. Kühn, Herbert, Privatdozent, Köln.
58. Dr. Kunkel, Otto, Stettin (Provinzialmuseum).
59. Lampe, Wilhelm, Lehrer, Harriehausen.
60. Lange, Hans, stud. phil., Berlin.
61. Langer, Franz, Oberpostsekretär, Waidmannslust.
62. Leinveber, Felix, Oberbürgermeister a. D., Geh. Reg.-Rat, Goslar a. Harz.
63. Lohmann, Willy, Studiendirektor, Cöthen.
64. Marx, Albert, Oberpostsekretär, Cöthen.
65. Matthes, Walter, stud. phil., Berlin N 54.
66. Meiner, Wolfgang, Verlagsbuchhändler, Leipzig.
67. Melzer, August, Prokurist, Leipzig.
68. Dr. Mitusch, Gerhard, Studienrat, Magdeburg.
69. Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz.
70. Naucke, Karl, Pastor, Cöthen.
71. Neumann, Gotthard, cand. arch. praehist., Marburg.
72. Dr. Paape, Conrad, Professor a. D., Berlin-Schöneberg.
73. Püschel, Otto, Lehrer, Großmühlingen.
74. Rademacher, Karl, Museumsdirektor, Köln.
75. Rademacher, Erich, Regierungsbaurat, Köln.
76. Dr. Rammelt, Johannes, Oberregierungsrat, Dessau.
77. Reuter, Otto Sigfrid, Telegr.-Direktor, Bremen.
78. Dr. von Richthofen, Bolko, Breslau.
79. Roth, Otto, Lehrer, Delitzsch.
80. Satzinger, Wilhelm, Garteninspektor, Dessau.
81. Schemmel, Fräulein Hertha, Berlin-Tempelhof.
82. Schirwitz, Karl, Lehrer, Quedlinburg.
83. Schmidt, Hermann, Oberlehrer i. R., Görlitz.
84. Schneider, Artur, Archidiakonus, Cöthen.
85. Schößling, Otto, Kantor i. R., Cöthen.
86. Dr. Schultz, Wolfgang, Privatgelehrter, Görlitz.
87. Dr. Schulz, Walther, Direktorialassistent an der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. Saale.
88. Schulze, Robert, Mittelschullehrer, Cöthen.
89. Schwanold, Heinrich, Kreisschulrat, Detmold.
90. Siethlage, Ernst, Regierungs-Inspektor, Berlin NW 5.
91. Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe.
92. Stampfuß, Rudolf, stud. praehist. arch., Berlin.
93. Stephan, Paul, Regierungslandmesser, Merseburg.
94. Dr. Stoye, Karl, Studienrat, Quedlinburg.
95. Strube, Richard, Gartenoberinspektor, Cöthen.
96. Dr. praehist. arch. Tackenberg, Kurt, Breslau.
97. Theuerkauf, Karl, Lehrer, Cöthen.
98. Thinius, Otto, Lehrer, Groß-Salze-Elmen.
99. Dr. Thümmel, Konsistorialrat, Groß-Salze.
100. Dr. Tode, Alfred, Kiel.
101. Trautmann, Hermann, Fabrikbesitzer, Cöthen.
102. Ulrich, Paul, Lehrer, Wimmelburg.
103. Dierthaler, Fräulein, Cöthen.
104. Dr. Wahn, Oscar, Arzt, Cöthen.
105. Wankel, Wolfgang, Direktor, Schönebeck a. d. Elbe.
106. Westphal, Max, Fabrikant, Cöthen.
107. Wiele, Bernhard, Lehrer, Bernsdorf.
108. Dr. Wilke, Georg, Obergeneralarzt a. D., Rochlitz i. Sachsen.
109. Windt, Max, Mittelschullehrer, Cöthen.
110. Zipp, Hermann, Professor am Polytechnikum, Cöthen.

Vorträge.

Die Herrschaft des Gotenstils im Europa der Völkerwanderungszeit.

(Kurzer Auszug des Festvortrags.)

Von Gustaf Kossinna.

Mit 6 Abbildungen.

Die Vorgeschichtswissenschaft ist eine Kulturwissenschaft im weitesten Sinne des Wortes. Denn sie hat die Aufgabe, aus der trümmerhaften Hinterlassenschaft des Vorzeitmenschen seine körperliche Gestalt, seine stoffliche Zivilisation und wo irgend möglich auch seine geistige Kultur wieder aufzubauen. Zeugnisse der Kunst, und zwar ausschließlich der Kleinkunst, bilden indes nur einen kleinen Ausschnitt aus dem ungeheuren Stoffe der Vorgeschichtsforschung. Während der jüngeren Steinzeit Mittel- und Nordeuropas kommt Kunst besonders innerhalb der Tongefäßbildnerei und der Waffen zum Ausdruck, während der Bronzezeit der Germanen bei Waffen und Schmuck. Der Gotenstil, eine Umbildung des spätkaiserzeitlichen ostgermanischen Stils seit etwa 300 nach Chr., zeigt sich in seiner Eigenart fast ausschließlich bei weiblichem Schmuck, am häufigsten bei Fibeln und Schnallen.

Die Goten kamen um Christi Geburt aus dem mittelschwedischen Götalande nach den Inseln des Weichseldeltas und kolonisierten seit 100 nach Chr. auch das benachbarte nordwestliche Ostpreußen am Frischen Haff, insonderheit das Samland. Dem Stamme dieses Neulandes haftete von nun an ausschließlich der Gotenname an, während der Hauptstamm im Weichsellande den Namen Gepiden annahm.

Die ostpreußischen Goten wanderten schon seit 170 nach Chr. teilweise weiter und zogen durch Westrußland bis nach der Ukraine, wo sie sich im Dnieprgebiet und im Norden des Schwarzen Meeres ansiedelten.

Es setzt alsbald ein rückströmender gotischer Kultureinfluß ein, der zunächst Ostpreußen, sehr bald aber das ganze Gebiet der Ostgermanen, d. h. der Stämme östlich der Oder, zum Ziele hat. Dort erscheinen zuerst zahlreiche Schätze römischer Silbermünzen, wie sie in Südosteuropa an der römischen Nordgrenze in die Hände der Germanen gelangten; dann bald auch südrussisch-gotische Silber- und Goldhalsringe mit eigentümlicher Rückwicklung ihrer offenen Enden und außerordentlich zahlreich die in Südrußland entstandene Form der Fibel „mit umgeschlagenem Fuß". Es war das

eine besonders zweckmäßig gestaltete Armbrustfibel, die alle anderen germanischen Fibelarten zum Aussterben brachte und die Mutter aller fernerhin von den Germanen geschaffenen Fibeln wurde (Abb. 1). Selbst war sie aber eine nur wenig veränderte Form einer germanischen Drahtfibel des 1. Jahrhunderts vor Chr., also einer Form der späten Latènezeit, die von den um jene Zeit nach Westrußland ausgewanderten germanischen Basternen treu festgehalten und den später gekommenen Goten mitgeteilt wurde.

In ähnlicher Weise sind auch die schönen Formen germanischer Latène-Waffen, der Lanzenspitzen und Schwerter wie der Schildbuckel, von den konservativ sie bewahrenden Basternen zu den Goten und durch den gotischen Kulturstrom wieder nach Ostdeutschland zurückgelangt. Besonders auffällig zeigt sich dies an dem Wiederaufleben der Verzierung des Lanzenblattes, wie sie in Ostdeutschland nach zweihundertjähriger Unterbrechung dieses Brauches, wenn auch mit veränderten Mustern, plötzlich wieder einsetzt. Neu und ausschließlich erst dem Goteneinfluß zu verdanken ist dabei die Einlage von Gold und Silber als Verzierung und zugleich als Weihung der Lanzenspitzen. Denn diese Einlagen hatten die Form heiliger Zeichen, wie

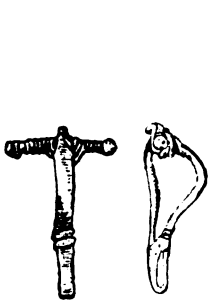


Abb. 1a, b.

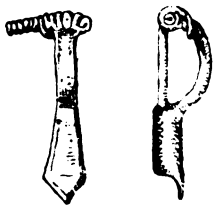


Abb. 2a, b.

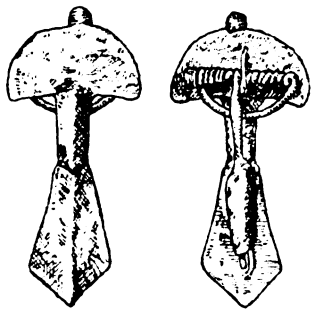


Abb. 3a, b.

Entwicklung der Fibel mit umgeschlagenen Fuß bei den Goten.

Dreiwirbel, Hakenkreuz, Sonnenkreis, Mondsichel und Blitzzeichen, die alle auch an den Wänden der Katakombengräber der alteingesessenen bosporanischen Bevölkerung am Schwarzen Meere, wie der sie beherrschenden Goten erscheinen. Den wirksamsten Schutz der Waffe wie ihres Trägers gegen feindlichen Zauber bildete aber die Eingrabung von Runenworten. Odhin galt ja im Norden als der Erfinder der Runen und eine neue Art der Wodanverehrung, in der der alte Herrscher im Totenreich zum höchsten Gotte emporstieg, und zumal zum Gotte des Adels und der vornehmen Helden, die den Kriegstod starben, scheint von den südrussischen Goten ihren Ausgang genommen zu haben. Das war die „Speerreligion". Und daher die so zahlreichen verzierten Lanzen und Speere in den Gräbern der Ostgermanen und Nordgermanen.

Seit etwa 300 nach Chr. verbreitet sich der gotische Kultureinfluß, der bisher nur die Ost- und Nordgermanen getroffen hatte, auch über die Westgermanen, indem er einerseits sich über Norddeutschland westwärts ausbreitet, anderseits von Schlesien über Böhmen, Thüringen bis zur Römergrenze am Mittelrhein vordringt. Seine Kennzeichen sind wiederum die Fibeln mit umgeschlagenen Fuß, die geschilderten Silberhalsringe und manches andere, auf das wir gleich zurückkommen.

Ebenfalls ſeit dieſer Zeit können wir bereits große einſchlägige Gräberfelder nachweiſen, in Südrußland für die Oſtgoten, in Siebenbürgen für die Weſtgoten, in der Dnieprgegend bei Kijew für die Gepiden, von denen ein Teil um 275 nach Südrußland gewandert war, nachdem ein anderer Teil des Stammes bereits um 250 das nordöſtliche Dakien nördlich von Siebenbürgen beſetzt hatte.

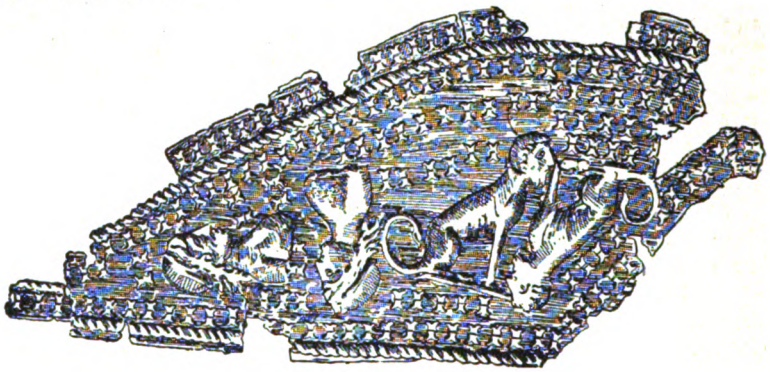


Abb. 4.

Beſonders kennzeichnend für dieſe Ziviliſation ſind jüngere Formen der Armbruſtfibel mit umgeſchlagenen Fuß (Abb. 2, 3), Schnallen mit hinten verdicktem, gerade abgeſchnittenen Dorn, Dreilagenkämme, die aus 3 übereinandergenieteten Knochenplatten beſtehen und flachbogigen oder glockenförmig geſchweiften Griff haben, oktaedriſche Glas- oder Karneolperlen, Glasbecher mit eingeſchliffenen Ovalen, Muſchelanhänger, die von Bronzebändern umſchloſſen ſind, endlich kleine eimerförmige Berlocks aus Edelmetall, letztere beide Schmuckarten ebenfalls ſüdruſſiſch-gotiſcher Herkunft. Und all dieſes Kulturgut findet ſich genau ſo in den Gräbern des Heimatſtammes der Gepiden in Weſtpreußen aus derſelben Zeit.

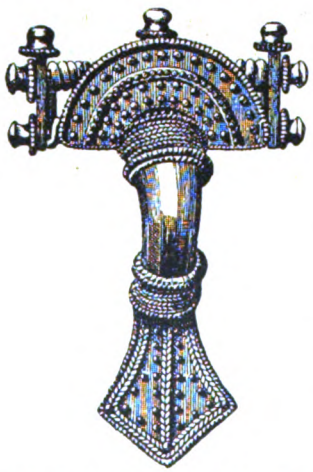


Abb. 5. 1/1. Sacrau, Kr. Oels.

Zwei weitere Erſcheinungen ſüdgotiſchen Kultureinfluſſes des 4. Jahrhunderts ſind von ganz beſonderer Bedeutung. Einmal die Verwendung gepreßten, oft vergoldeten Silberblechs zur Bekleidung von Schmuck oder von Prunkwaffen. Und zweitens die Verzierung von Gold- und Silberſchmuck durch Einſatz mugeliger Edelſteine oder gewölbter farbiger Glasſtücke.

Schon im erſten Jahrhundert nach Chriſti kannten die Germanen Mitteleuropas Beſatz von Bronze- oder Silberſchmuckſachen mit geperltem Silberdraht; ſeit dem zweiten Jahrhundert kamen Silberſchnüre und Silberflechten auf, alſo Filigran. Und für dies ſo mühſam herzuſtellende Filigran wurde ſeit etwa 150 nach Chr. vielfach eine Vereinfachung der Verzierung angewandt, bei der dünnes Silberblech aufgelegt wurde, in das von rückwärts her

einfache Muster reliefartig eingestanzt waren. Das Neue des gotischen Einflusses bestand nun darin, daß diese Muster größere Abwechselung und namentlich auch figürliche Darstellungen aufwiesen (Abb. 4).

Daneben ging aber die Verwendung der alten Filigranzier ihren Weg fort, wie es am schönsten die herrlichen Schmuckstücke der berühmten drei Fürstengräber von Sacrau bei Breslau erkennen lassen. Denn die Sacrauer Goldfibeln, die meist von der besonderen wandalischen Art des Dreirollentyps sind, stellen geradezu den Gipfelpunkt feinsten Geschmacks in Abmessung der Form und in Schönheit und Reichtum der Verzierung dar, der an vorgeschichtlichen Kunstwerken in Mitteleuropa überhaupt erreicht worden ist (Abb. 5).

Die andere Seite südrussisch-gotischer Goldschmiedekunst, die Verwendung geschliffener Edel- oder Halbedelsteine, die aus Persien und Indien bezogen wurden, oder farbigen Glases als Ersatz der Steine war dagegen keine einheimisch germanische Kunst, sondern in Ägypten und im Orient bereits seit Jahrtausenden geübt worden. Von Ägypten kam sie zu den Iraniern nach Persien und zu den den Persern nahe verwandten Skythen und Sarmaten. Sarmatische Rhoxolanen waren aber der Hauptbestandteil der bosporanischen Grundbevölkerung, über welche die Goten herrschten. Ihre Hauptstadt war Panticapäum auf der Krim, das heutige Kertsch.

Dieser bosporanische Kunststil kam dem germanischen Geschmack besonders entgegen, denn beide waren gleichermaßen auf malerische Züge, auf Farbenwirkung und Flächenbedeckung eingestellt. Die roten Almandine, die zunächst gewölbt, bald auch in flachen Plättchen geschliffen wurden, sollten durch ihren Gegensatz zum schimmernden Golde, in das sie eingebettet waren, eine reizvolle Farbenwirkung hervorbringen. Bald wurde es üblich, die Stein- oder Glasplättchen mit Goldblechwänden zu umschließen, die auf dem Grunde senkrecht aufgelötet wurden, die sogenannten Zellen. Das ist die Technik der Zellenverglasung.

Bereits im 3. Jahrhundert setzte auf germanischer Seite diese Einlage gefaßter mugeliger Steine ein, wie Beispiele aus Südrußland und Ungarn beweisen, und zu Beginn des 4. Jahrhunderts erscheint diese Technik auch in Deutschland, so in einem der genannten Fürstengräber von Sacrau.

Einer der Wege nach Westen für diese Zierweise, wie für das gepreßte Silberblech und die anderen ostgermanisch-gotischen Motive geht wiederum über Böhmen-Thüringen nach dem Mittelrhein; nun aber noch weiter den Rhein aufwärts bis nach Basel, um dort abzubrechen.

Einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung des gotischen Schmucks kennzeichnet der Hunneneinfall des Jahres 375, oder besser der anschließende Zeitabschnitt von 375—400. In diesen Abschnitt fallen einige der größten Horte oder Goldschätze der Völkerwanderungszeit, so der berühmte Hort des Westgotenkönigs Athanarik, den dieser im Jahre 380 bei seiner Flucht nach Byzanz im Kaukaland, d. h. im rumänischen Bezirk Buzau, der Erde übergab, in der Hoffnung, nochmals als Herrscher zu seinem Volke zurückkehren zu können. Doch starb er bereits 381. Dieser Schatz, ein wahrer Nibelungenhort, wurde zu Pietroassa entdeckt und von den Rumänen im Weltkriege nach Moskau übergeführt, wo er jetzt in steter Gefahr schwebt, im Schmelztiegel zu enden (Abb. 6).

Ein andersartiger Goldschatz, der in der Hauptsache aus 10 Paaren teils massiv goldener, teils silberner, mit Goldblech gedeckter Prachtfibeln

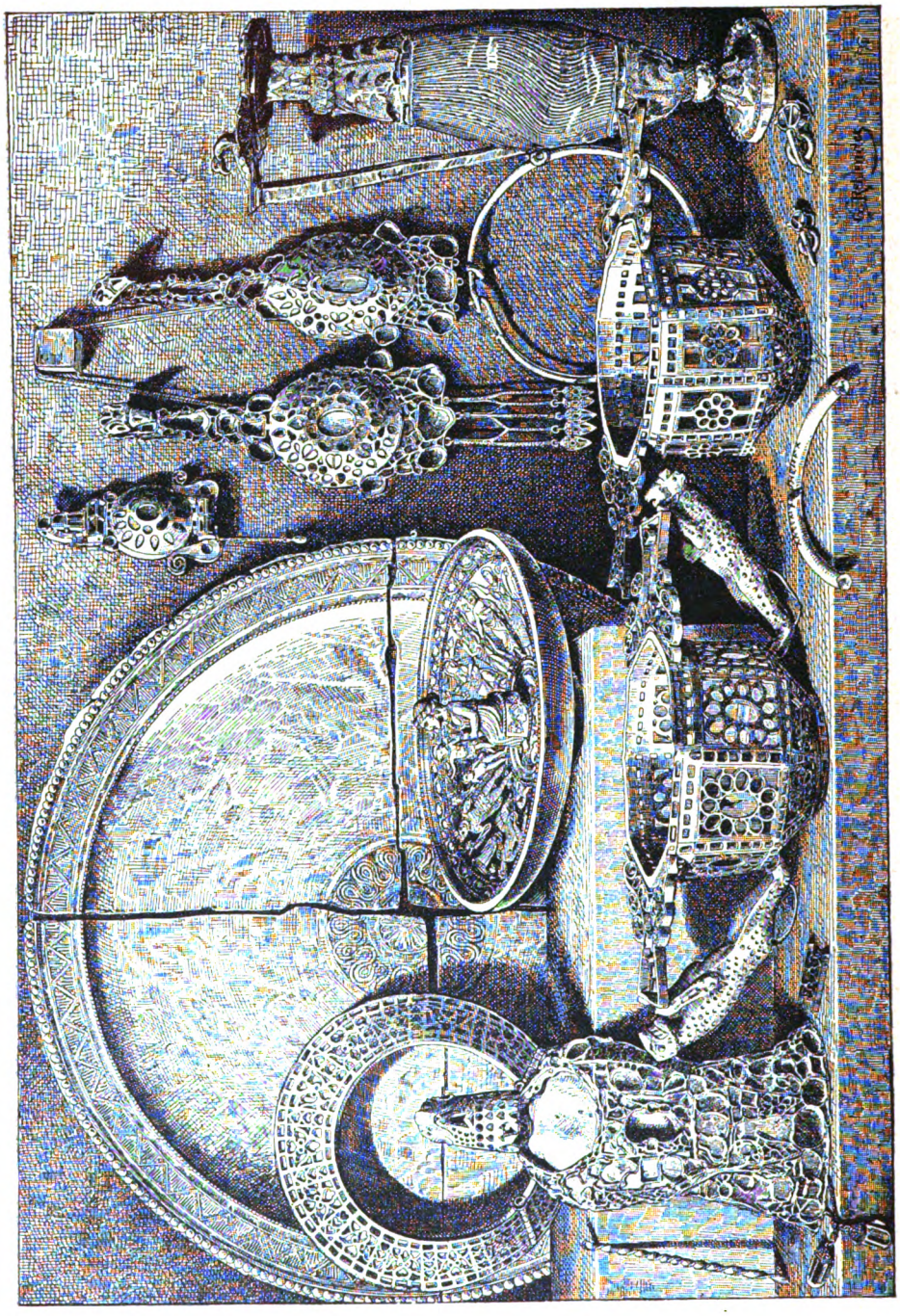


Abb. 6. Der Goldſchatz von Pietroaſſa in Rumänien.

mit reichster Granateinlage besteht, kam zu Szilagy-Somlyo nördlich von Klausenburg zutage. Er war dort von einem gepidischen Kleinkönige vergraben worden, als dieser um 405 mit seinem Stamme auswanderte, um sich den damals nach Frankreich und noch weiter südwärts ziehenden Wandalen und Sweben anzuschließen.

In diesen Zeitpunkt fällt eine wesentliche Änderung in der Gestalt der Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und breitem Fuß. Hatte bei der Sacrauer Art der Fuß seine größte Breite tief am Ende, so rückte nun bei den Silberblechfibeln die größte Fußbreite mehr hinauf in die Mitte des Fußstücks, so daß dieses länglicher Rautenform sich näherte.

Nun wanderte die christlich gewordene Gruppe der Westgoten bei ihren seit 390 unternommenen gewaltigen Heereszügen unter Alarik nach Italien und unter Athaulf 412 nach Südwestfrankreich. Die Hinterlassenschaft dieser Westgoten auf ihrem Zuge über Oberitalien nach Frankreich und besonders in ihrer neuen Heimat Südwestfrankreich selbst wird nun aufs trefflichste erläutert und umschrieben durch die Verbreitung der ganz unverzierten glatten Silberblechfibeln, die naturgemäß auch bei den Gepiden in Ungarn und den Ostgoten in Südrußland zahlreich erscheinen, niemals aber in Mitteleuropa.

Seit 450 entwickeln sich einige Änderungen an dieser Silberblechfibel; sie nimmt erst die uralt-germanische Kerbschnittverzierung an, die in Pressung des Silberblechs ausgeführt wird, dann die Rankenverzierung, mit der sie nur noch in Guß hergestellt wird. Diese letzte Weiterbildung, bei der sich an die Ecken der Fußplatte Rundeln ansetzen und das untere Fußende zu einem charakterlosen Tierkopf gestaltet wird, ist ein Werk der Gepiden in Ungarn. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhält dieser gepidische Typus seine Schlußentwicklung zu der Fibel mit scharf rautenförmig umrissenem Fußteil, der mit granatbesetzten Eckrundeln und oft mit abwärts gerichteten kleinen Vierfüßlern verziert ist, während die Kopfplatte granatbesetzte Knöpfe besitzt, die oft als krummschnäbelige Vogelköpfe auftreten. In weniger guter Ausführung erscheint diese Gepidenfibel auch bei den südrussischen Gotenresten und den Westgoten in Südwestfrankreich und Spanien, in mittelguter Ausführung bei den Ostgoten in Italien und den Westfranken in Nordfrankreich nördlich der Seine, in Belgien und im linksrheinischen Deutschland. Sie fehlt dagegen wieder völlig bei den rechtsrheinischen Germanen.

Die Verbreitung dieser Fibel in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen und die ungemein starke Aufnahme des Granatschmucks in Westfrankenland zeigt schon, wie sehr die Westfranken im 5. und 6. Jahrhundert vom gotisch-gepidischen Einfluß beherrscht werden. Dieser Einfluß geht so weit, daß fränkische und gotisch-gepidische Kultur archäologisch nur schwer zu unterscheiden sind. Am klarsten wird dies bewiesen durch einen Vergleich der prächtigen gepidischen Grabfunde von Pußta Bakod und von Apahida in Ungarn mit dem berühmten Doppelgrabe des Frankenkönigs Childerich I. und seiner Gattin Basena zu Doornik. Alle diese Gräber fallen etwa um den Zeitpunkt von 480. Überall dieselbe unübertreffliche Meisterschaft in der Technik der Zellenverglasung und auch dieselben Muster, die feinste, sauberst ausgeführte wellenförmige und treppenstufenförmige Linien-, Vierpaß-, Herz- und Nierenform aufweisen.

Auch von den rechtsrheinischen Germanen werden die in künstlerischer Beziehung wenig selbständigen Westfranken stark beeinflußt, während der

westfränkische Einfluß auf jene bedeutend geringer ist und hauptsächlich in der Vermittlung gotisch-gepidischer Motive, besonders des Granatschmucks, nach Mitteleuropa besteht.

Den Höhepunkt ostgotischer Kunst in Italien zeigt uns Ravenna, das „Raben" unserer Heldensage. Neben großen silbernen Prachtschnallen, die auch bei den Westgoten in Südfrankreich und Spanien und wieder bei den Westfranken in Nordfrankreich sich zeigen, ist hier besonders der sog. Goldharnisch des Theoderik zu nennen, der in einem dicht bei dem berühmten Grabdenkmal des Gotenkönigs aufgedeckten Grabe zutage kam. Durch die überwältigende Menge dichtest und feinst aufgelöteter Zellen mit ihren Tausenden von Granaten wird dieses Stück zu einem wahren Wunderwerke gotischer Goldschmiedekunst.

Während die Kultur der seit Mitte des 6. Jahrhunderts von der Hauptmasse der Germanen völlig abgetrennten Goten in Südrußland in ihren alten Formen erstarrt, entwickelt sich die westgotische Kunst in Spanien, zum Teil unter langobardischem Einflusse, aber doch im altgotischen Stile zu schöner Blüte weiter. Weltberühmt sind ja die Weihekronen der Westgotenkönige, insonderheit der Könige Svinthila und Reccared aus der Mitte des 7. Jahrhunderts.

Eigen germanisch sind also im Gotenstil des 5. und 6. Jahrhunderts die Formen des Schmucks, von der Verzierung aber nur der Kerbschnitt, während die Zellenverglasung und das Motiv der spiralig gestalteten, also geometrischen Ranke aus dem Orient stammt, nicht aber, wie die Prähistoriker meist noch es ansehen, aus spätrömischer Kunst.

Für die Bewertung der Gotenkunst haben diese Ursprungsfragen freilich keine wesentliche Bedeutung. Abhängigkeiten von fremdem Kunstschaffen haben zu aller Zeit und selbst bei den größten Kunstvölkern, wie den Griechen, obgewaltet. Wie bei den Griechen haben auch bei den Goten die Entlehnungen nicht zu sklavischer Nachahmung geführt; vielmehr haben die Goten sich das Fremde völlig einverleibt und in eigenem Geiste umgebildet. Der von ihnen geschaffene neue, einheitliche Stil wurde dann über ganz Europa verbreitet und zum allgemeinen germanischen Nationalstil. Die Welt verdankt ihnen ein Werk, wie es weder vorher jemals geleistet worden ist, noch je wiederholt werden kann. Darum Ehre den Goten!

Vorgeschichtliche Funde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen.

Von Kreisschulrat Bethge, Cöthen.

Mit 15 Abbildungen.

Namens des Ortsausschusses möchte ich zunächst begründen, weshalb wir den im Plan verzeichneten Vortrag des Herrn Schulze über die Geschichte der Stadt Cöthen ausfallen lassen wollen. Es geschieht im Hinblick auf den Umstand, daß wir Ihnen gestern die ortsgeschichtlich reich ausgestattete „Askania", Beilage der Cöthenschen Zeitung, sowie den Führer von Cöthen[1]) haben überreichen können, so daß wir glauben, auf diese Weise mehr Zeit für unsere anderen Verhandlungen zu gewinnen. Gestatten Sie mir aber, daß ich mit meinen Ausführungen an ein Stück unserer Ortsgeschichte anknüpfe. Vorerst aber muß ich eine Entschuldigung einflechten: eigentlich hätte über die Funde aus dem Kreise Cöthen derjenige zu Ihnen sprechen müssen, der diese Funde zum allergrößten Teile selbst gemacht hat, nämlich unser hochverehrter Herr Kreiskonservator Walther Götze; da ihn aber die Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Abteilung unseres Museums in den letzten beiden Monaten ganz außerordentlich in Anspruch genommen hat, so habe ich auf sein Ersuchen zugesagt, den heutigen Bericht an seiner Stelle zu übernehmen.

Sie haben sich gestern während unseres schönen Begrüßungsabends an einer altgeschichtlichen Stätte befunden. Das ehemals fürstliche Schloß von Cöthen ist noch heute von einem Wassergraben umgeben, so daß zu vermuten ist, daß schon vor der Besitznahme durch die anhaltischen Fürsten, die im 11. oder 10. Jahrhundert erfolgt sein mag, hier eine der üblichen wendischen Wasserburgen, vielleicht mit einem wendischen Heiligtum darin, bestanden hat. Tatsächlich sind auch in den letzten Jahren neben dem Schloßteiche, besonders in dem südlich angrenzenden Prinzessinnengarten, slawische Scherben in größerer Zahl gefunden worden. Ob die Anlage als solche in eine noch frühere Zeit zurückgeht, wird sich schwer feststellen lassen, obgleich sich durch einen Fund in der Nähe des Schlosses an der Stelle unseres Museums ein bronzezeitliches Grab hat nachweisen lassen.

Damit ist aber nicht das höchste Alter menschlicher Siedelungstätigkeit auf Cöthener Boden angegeben. In der näheren und weiteren Umgebung

[1]) Robert Schulze, Cöthen in Anhalt. Ein Führer durch die Stadt und ihre nähere Umgebung. Mit Bildschmuck von Martin Theuerjahr. Selbverlag des Verfassers 1924.

unseres alten Gaues Serimunt (= Gebiet zwischen Saale, Elbe, Mulde und Fuhne) sind alle vorgeschichtlichen Zeitalter vertreten, ja wir können jetzt mit begründeter Sicherheit annehmen, daß schon im Eiszeitalter ein menschlicher Fuß über unsere heimatlichen Gefilde gewandert ist. Was wir seit Jahren schon durch die Funde von Knochen, Stoß- und Backenzähnen des Mammut in der im Nordosten von Cöthen gelegenen Müntzeschen Kiesgrube für möglich halten konnten, daß nämlich der Zeitgenosse des Mammut, der paläolithische Mensch, auch bis in unsere Gegend gekommen sein könne, das ist jetzt durch einen großen Feuersteinabschlag, einen Faustkeil, bewiesen worden, den Herr Konservator Götze in einer Kiesgrube bei Werdershausen im Süden des Kreises Cöthen, am Nordufer der Fuhne, gefunden hat. Wir werden Sie bei dem geplanten Ausfluge am Sonnabend nach der Fundstelle führen; den Abschlag, der die charakteristische Form der Acheulkeile hat, (er ist aber bedeutend flacher) zeige ich Ihnen hier vor. Näher will ich nicht auf den Fund eingehen, weil ich dem wissenschaftlichen Berichte, den der Entdecker im Verein mit Herrn Bergrat Dr. Wiegers plant, welch letzterer die Kiese der Fundstelle auf ihr Alter untersucht hat, nicht vorgreifen will. Nur soviel sei gesagt, daß der Faustkeil der zweiten Zwischeneiszeit angehört.

Zufällig sind wir in der glücklichen Lage, Ihnen noch einen anderen wichtigen Diluvialfund vorführen zu können.

Herr Fabrikbesitzer Dr. Friedrich in Aken, der unserem Freundeskreise leider kürzlich durch den Tod entrissen worden ist, hat seit Jahresfrist den paläolithischen menschlichen Unterkiefer von Ochos in Mähren, der sich seit einer Reihe von Jahren in seinem Besitze befindet, als Leihgabe in unserem Museum ausgestellt. Dieser Unterkiefer, der bekanntlich zuerst vom Professor A. Rzehak in die vorgeschichtliche Literatur eingeführt worden ist, zeichnet sich besonders durch die mächtige Entwickelung der inneren, lingualen Kieferplatte aus; in dieser Hinsicht übertrifft er alle bisher bekannten und genauer beschriebenen diluvialen Unterkiefer.

Aus dem Mesolithikum besitzt unser Museum eine große Zahl mikrolithischer Feuersteinartefakte von einer Fundstelle bei Aken an der Elbe. Die Leitformen sind vor allem geometrische Pfeilspitzen (Kreissegment und Dreieck, daneben auch eine querschneidige Pfeilspitze), die Fundstellen sind ein paar flache Plätze mit Holzkohle, aber ohne Scherben, im Dünensand der Elbe, $2^1/_2$ km südlich des Stromes.

Im Neolithikum ist dann aber unser Heimatgebiet von einer zahlreichen, ansässigen Bevölkerung besiedelt worden. Unser fruchtbarer Lößboden hat schon damals zur Siedelung gelockt; dichter Urwald dürfte hier wenig vorhanden gewesen sein. Eine große Zahl von Hügelgräbern stammt aus diesem Zeitalter. Viele davon sind in den letzten Jahrhunderten beseitigt worden und spurlos verschwunden; daß sie verhältnismäßig zahlreich vorhanden waren, läßt sich aus verschiedenen auf uns gekommenen Nachrichten zwischen den Zeilen lesen. Eine Anzahl ist erhalten geblieben, weil ihre runde Kuppe im letzten halben Jahrtausend als Standort für eine Windmühle geradezu eingeladen hat. Jetzt im Zeitalter der Überland-Elektrizität zieht so mancher Müller vom Felde ins Dorf hinein, wo er sein Mühlwerk bequemer mit elektrischem Antrieb aufstellt, und die Bockwindmühlen, die unserem Flachlande einen eigenen Reiz verleihen, verschwinden eine nach der anderen, zum Schaden unseres Landschaftsbildes. Allein auf Cöthener Stadtgebiet, in der im Süden abgrenzenden Ringstraße, haben 7 Windmühlen auf 2—3 m

hohen Hügeln geſtanden. Da ſich im Süden Cöthens eine natürliche Bodenwelle erhebt, wäre die mühevolle Aufſchüttung eines Mühlenhügels mit 30—40 m Durchmeſſer überflüſſig geweſen; ſie ſind eben ſchon ſeit dem 3. Jahrtauſend v. Chr. dort vorhanden geweſen. Den letzten, der heute noch da iſt, haben wir vor zwei Jahren nach dem Abbruch von Rotters Mühle unterſucht; in dem aufgeſchütteten tief ſchwarzen Erdreiche fanden ſich einige ſteinzeitliche Gefäßſcherben vom Anhalter Stil und Feuerſteinabſpliſſe neben einem Skelettreſt, der ſich, faſt vergangen, wie ſchwefelgelbes Pulver deutlich von dem dunkeln Humus abhob (Kopf im NO, Beine im SW); das Zentralgrab war durch kellerähnliche Einbauten des Müllers ſchon ſeit langer Zeit zerſtört. Unſere Muſeumsverwaltung hat alle Mühlen im Kreiſe, die auf Hügeln ſtehen, die eigenartig und gewiſſermaßen unmotiviert aus der Landſchaft herausragen, im Auge, da dieſe Hügel zweifellos vorzeitliche

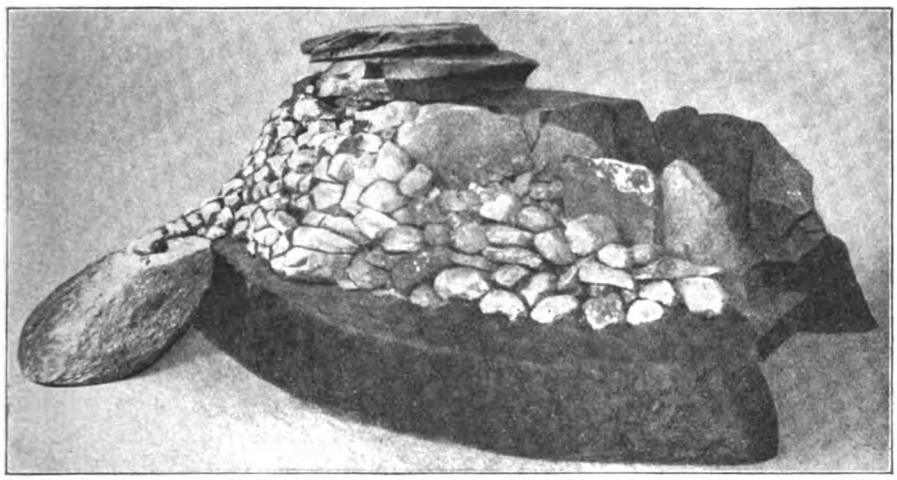


Abb. 1. Steinkiſtengrab vom Ende der jüngeren Steinzeit aus einem Mühlenhügel zwiſchen Schortewitz und Görzig, ſeit 1913 im Heimatmuſeum Cöthen-Anhalt. Die um das Grab laufende, kniehohe Erdanſchüttung ſoll angeben, wie tief der Grabbau im ſog. gewachſenen Boden der Hügelſohle geſteckt hat. Der Felsblock links („Wächter") lag an der Steinpackung, ihm entſpricht ein ebenſolcher an der gegenüberliegenden Seite. Die große Deckplatte iſt in zwei Teile zerborſten, die beiden Teile ſind übereinander gelegt, um einen Blick in die Grabkammer zu ermöglichen.

Gräber ſind. Wir haben bei einigen auch ſchon mehr Glück gehabt als bei dem eben erwähnten. So war z. B. zwiſchen Schortewitz und Görzig in der Weihnachtszeit 1912 die Lehmannſche Windmühle abgebrannt. Im Frühjahr 1913 ſollte der gute Humus des Hügels auf benachbarte Äcker verteilt und auseinandergefahren werden. Unſere beiden Mitglieder im Muſeumsvorſtande, die Herren Konſervator Götze und Pfarrer Eichhorn, ſuchten damals, als ſie von dem Funde einer als Nachbeſtattung anzuſprechenden Urne in dem Hügel hörten, ſofort die Erlaubnis zu einer gründlichen Unterſuchung nach. Und ſie hatten Erfolg! In atemloſer Spannung verfolgten wir die Arbeiten, als ſich etwa 1 m unter der Hügelkuppe die große Deckplatte einer mächtigen Steinkiſte zeigte, die mit einer Packung von kopfgroßen Steinen dicht umgeben war. Das ganze Grab iſt im unteren Saale unſeres Heimatmuſeums naturgetreu wieder aufgeſtellt worden (Abb. 1) dank der

Mithilfe des Grundbesitzers Freiherrn v. d. Busche-Lohe auf Cösitz. Die Grabkammer ist verhältnismäßig eng (im Lichten 1,55 m lang, 1,12 m breit, 0,80 m tief), so daß sie nur eine Einzelbestattung aufnehmen konnte. Drei Seitenwände bestehen aus starken, mächtigen Granitplatten, deren größte allein etwa 80 Zentner wiegt. Die vierte Seitenwand, an die sich ein kurzer Gang von etwa 1 m Länge anschließt, besteht aus drei schmalen, verhältnismäßig dünnen

Abb. 2. Die 8 Gefäße aus dem Schortewitzer Kistengrabe.

Platten aus dem in benachbarter Gegend anstehenden Porphyr, so daß von dieser Seite die Bestattung stattgefunden haben muß. Als letzte Totenreste fanden sich ein Lendenwirbel und einige Zähne. Als höchst wertvoll erwiesen sich die Beigaben (Abb. 2), die teilweise unter einer schräg gestellten Steinplatte standen: es sind 8 Gefäße des Bernburger Stils, oder wie ich auf Anregung des Herrn Geheimrats Dr. Kossinna treffender sagen möchte, des Anhalter

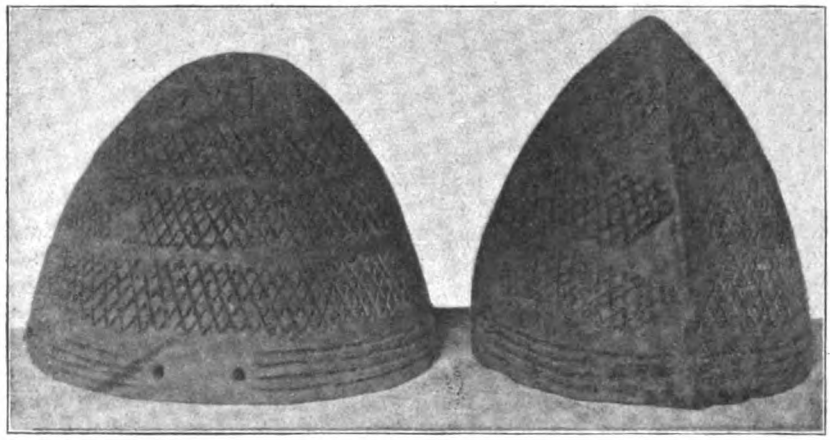


Abb. 3. Die beiden helm- oder mützenförmigen Gefäße aus dem Schortewitzer Kistengrabe. 1/2 nat. Größe.

Stils, 2 spiralig gewickelte Kupferblechröhren und 2 mehrfach durchbohrte Bernsteinamulette in Beilform, die wahrscheinlich ursprünglich ein Stück in Mondgestalt gebildet haben. Unter den Gefäßen sind 2 Schalen, 3 Tassen, dann aber weiter 2 eigenartige helm- oder mützenförmige Hängegefäße mit je zwei Löchern, die am Rande einander gegenüber zur Aufnahme des Tragfadens dienten (Abb. 3). In der Abbildung stehen die Gefäße also umgekehrt. Unterhalb des ovalen Randes laufen 4 Linien in Furchenstich, darunter 3 breite

Bänder kreuzseitig schräger Linien, die mit einer weißen Masse ausgefüllt waren, darunter nach dem sich verjüngenden Gefäßgrunde zu sind auf jeder Seite 3 griechische Kreuze eingeritzt. Diese bisher meines Wissens einzig dastehenden Gefäße sind wohl als Kultgefäße zu deuten. Ihr Eigentümer, der in dem Grabe bestattet ist, muß sich (wahrscheinlich als Stammesfürst) großer Wertschätzung erfreut haben, daß ihm solch seltene Gaben mitgegeben wurden. Unter dem Bodenlehm der Grabkammer fanden sich viele Scherben, aus denen einige Gefäße wieder zusammengestellt werden konnten, darunter ein 60 cm hoher (Brau=?) Krug. In der Hügelerde fanden sich dicht am Grabe eine klotzige Reibschale und mehrere Brandplätze. Der ganze Hügel hatte einen Durchmesser von 40 m und eine Höhe von 2 m. Es bedurfte der Zugkraft von 16 Pferden (vom Rittergut Cösitz gestellt), um Kistengrab und Packung unserem Museum zuzuführen. Wenn wir am kommenden Sonnabend die großen steinzeitlichen Gräber unseres Kreises auf der geplanten Kraftwagenfahrt besuchen, werden wir Ihnen nordwestlich Schortewitz auch die Stelle unseres Kistengrabes zeigen können, das dank der darüber gewesenen Windmühle unverletzt auf unsere Zeit gekommen ist.

Lassen Sie uns nun in der Betrachtung des Neolithikums fortfahren! An bandkeramischen Funden besitzen wir verhältnismäßig wenige: nämlich nur 2 fast vollständige Gefäße, ein halbkugeliges und ein bombenförmiges aus der Sandgrube bei Cöthen=Geuz, daneben durchbohrte und undurchbohrte Hacken (Schuhleistenkeile) und Scherben der Hinkelstein= und Spiralmäanderkeramik von verschiedenen bandkeramischen Wohngruben. Dagegen sind Gefäße des Anhalter Stils sehr viel zahlreicher vertreten, und zwar sowohl Grabgefäße außer den oben besprochenen aus dem Heidenberge im Dorfe Schortewitz und aus den Ganggräbern bei Drosa[1]) und in Wulfen, als auch Gebrauchsgefäße von mehreren Fundstellen in Wulfen und Klietzen. Von Rössener Keramik birgt unser Museum ebenfalls Funde aus Gräbern und Wohngruben, die bei Wulfen bis auf 30 m Entfernung benachbart waren. Von der Wohnplatzkeramik ist eine hohe Fußschale (der Fuß hohl) erwähnenswert, die an die Bernburger Trommel erinnert, außerdem einige mit Warzen verzierte Näpfe. Auch in den Gräbern kam die gleiche Form der Fußschale vor, daneben kugelige Töpfchen ohne Standfläche mit gekerbtem Rande und Warzen am größten Bauchdurchmesser, ferner halbkugelige Näpfchen mit gekerbtem Rande und ein Kännchen mit fein eingeschnittenem Rautenornament und weißer Inkrustation. Einem dieser Rössener Gräber (merkwürdigerweise einem Kindergrabe) entstammt eine große altertümliche Hirschhornhacke mit abgesägten Sprossen; die Ansatzstelle in der Mitte des Geräts ist zur Aufnahme des Stieles durchbohrt, die Schneide verläuft längsseitig zum Gerät.

Einen seltenen Fund von Idolen machte Herr Konservator Götze in unmittelbarer Nähe einer Rössener Wohngrube in der Gemeindesandgrube in Wulfen. Um einen kopfgroßen Stein herum saßen 12 aus getrocknetem Ton gefertigte menschliche Figuren, sämtlich geköpft, eine Anzahl 11,5 cm, andere nur 7 cm hoch. Leider zerbröckelten sie in dem feuchten Erdreiche, so daß nur 2 noch vorhanden sind, eine kleinere mit Darstellung eines eingestochenen Halsbandes, die größere mit eingeritzten Darstellungen von Bogen und (wahrscheinlich) Schild.

Von nordischen Kugelflaschen besitzt unser Heimatmuseum drei, 2 vom Bahnhof Cöthen (gefunden 1914 beim Bau der Unterführung im

[1]) Gorges und Seelmann. Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächsisch=thüringischen Länder, Band IV, Seite 33ff.

Zuge der Friedrichsstraße) und eine von Cosa von Körnitzer Flur, letztere mit sog. Seelenloch. Zu ihr gehören an Begleitgefäßen ein hoher Napf mit Stichornament und 2 unsymmetrisch angebrachten Schnuröfen mit senkrechter Durchbohrung, dann ein hoher, steilwandiger Napf mit einem Warzenkranze etwas unterhalb der Mündung.

An nordischer Keramik ist vorhanden eine Kanne (Abb. 4 links) mit ausgezogenen Henkelenden aus dem (ebenfalls mit einer Windmühle gekrönt gewesenen) Hügelgrabe bei Cörmigk (Lederbogensche Mühle)[1]; sie lag unter 2 schnurkeramischen Gräbern auf der Sohle des Grabhügels (die dazu gehörigen Skelette waren gestört, wahrscheinlich bei der späteren Anlage der schnurkeramischen Gräber), ferner eine vierhenkelige Amphore mit hängender Schulter aus einem Hügelgrabe bei Preußlitz, die von eigenartigen bisher nicht bekannten Gefäßformen begleitet war, weiter noch einige Kannen aus den Nachbestattungen im Schortewitzer Heidenberge (zweihenklige und

Abb. 4. Zwei Gefäße aus dem Hügelgrabe bei Cörmigk, Kreis Cöthen. Links nordische Kanne (A 80c[1]), rechts frühschnurkeramische Amphore (A 82c). Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

einhenklige[2]), zum Teil unverziert, zum Teil mit Fransenornament, das abwechselnd von 3 senkrecht untereinander stehenden Linienbündeln unterbrochen wird).

Unter den Funden, die der schnurkeramischen Gruppe angehören, entstammen einige dem sehr ergiebigen Fundorte Wulfen. An Grabfunden von dort sind zu nennen mehrere zwei- und vierhenkelige kurzhalsige Amphoren mit Schnitt- und Stichmuster, mehrere Zonenbecher mit Furchenstichornament, eingestempeltem Ornament und echter Schnurverzierung, ein Napf mit eingestempeltem Ornament und 2 unsymmetrischen Henkeln, eine zweihenklige Amphore mit eingestempeltem Ornament und ein echter Schnurbecher. In einem Hockergrabe bei Dohndorf wurde ein Zapfenbecher und ein Bernsteinanhänger gefunden. In dem schon erwähnten Cörmigker Hügelgrabe (auf dem früher die Lederbogensche Windmühle stand) wurde von Herrn Konservator Götze eine frühschnurkeramische, langhalsige Amphore

[1]) Eine ähnliche Kanne bei Höfer, Hügel von Baalberge. Jahresschr. f. d. V. der sächs.-thür. Länder, Bd. I, Tafel III, Abb. 9.

[2]) Wie die Kannen aus dem Hügel in der Opperschöner Mark bei Halle, vgl. a. a. O., Tafel III, unten II, Abb. 1, 2, 3,

(Abb. 4 rechts) geborgen; ihr Rand ist gekerbt, der Oberteil erinnert an Zonenbecher (Zonenornament um den Hals), darunter sind schraffierte Dreiecke, zwischen denen ein Zickzackband ausgespart ist, das Band ist mehrfach durch senkrecht verlaufende Schnurlinien unterbrochen, etwas über dem größten Bauchdurchmesser sitzen die 4 Henkel, zwischen denen mehrere horizontale Linienpaare verlaufen, darunter hängen Fransen. — Ein anderer wertvoller Fund war eine große Steinkiste von 1,80 m Länge, 1 m Breite und 0,90 m Tiefe, die der Bagger am Tagesbau der Braunkohlengrube in Gerlebogk anschnitt. Dank dem Entgegenkommen der Direktion der Gewerkschaft „Franzkohlenwerk" bei Gerlebogk konnte Herr Konservator Götze den Inhalt bergen und die Steinkiste in unser Museum überführen, wo sie im unteren Saale aufgestellt worden ist. Sie enthält, genau wie die oben beschriebene Grabkammer des Schortewitzer Kistengrabes, an einem Schmalende einige große, als Urnenschutz schräg gestellte Steinplatten, unter denen eine vierhenklige, kurzhalsige, reich verzierte Amphore und eine kleine unverzierte zweihenklige Amphore stehen. Am Kopfe des Hockerskeletts, das in Resten noch vorhanden ist, liegt der Rest einer kleinen vierhenkligen verzierten Amphore, neben dem Skelett ein Steinmesser und ein halber Pferdezahn. — Endlich will ich noch eine zweihenklige, kurzhalsige Amphore von Radegast erwähnen, die Stichmuster und echte Schnurverzierung zeigt, sowie einen echten Schnurbecher von ebendaher.

Noch einige andere neolithische Hügel unseres Kreises sind in den letzten Jahren untersucht worden. So entfernte 1913 Herr Götze die Erde von dem schon 1833 bekannten[1]) unmittelbar am Dorfe Wulfen an der sog. Lehmküte gelegenen Megalithgrabe, von dem schon vor hundert Jahren einige große Steine in die Tiefe der Lehmküte, in der jetzt ein Teil des Dorfes liegt, gestürzt waren (Abbildung im Berichte über den Kraftwagenausflug). Ein von früheren, unbekannten Forschern übersehenes Täßchen Anhalter Stils war die ganze Ausbeute. Seitlich der Deckplatte lagen in dem Hügel in geringer Tiefe die Reste eines Gerichteten (Geräderten) — das „Amt Wulfen" war früher hinsichtlich der Rechtspflege und Polizei selbständig — Thorax und Extremitätenknochen zerbrochen, der Kopf zwischen die Füße gelegt, darüber allerhand Unrat von Eisenteilen, ein Salbenbüchslein in Krukenform usw. Ein anderer steinzeitlicher Hügel wurde 1914 bei Würflau, unweit des Scheuderschen Gasthofes, von Ackerbesitzern auseinander gefahren. Darin fanden sich als Nachbestattungen östlich ein slawisches Skelett, westlich die Reste eines Kinderschädels; in nordsüdlicher Richtung ging ein Steinsatz hindurch, der aber leider wegen des Kriegsausbruchs nicht weiter untersucht werden konnte. Einige schwere Steinplatten waren von den Landwirten vor unserer Ankunft entfernt worden. Aus vorgefundenen Scherben ließ sich eine zweihenklige Amphore mit Schnuröse wieder zusammensetzen. Über die Hügel möchte ich nur noch das eine sagen, daß sie öfter bis weit in die Bronzezeit hinein benutzt worden sind, wie der Cörmigker Windmühlenhügel oder der Pohlsberg bei Latdorf[2]).

Lassen Sie uns nun einige Funde aus der Bronzezeit betrachten! Merkwürdigerweise sind in unserem Kreise die ersten $2\frac{1}{2}$ Perioden sehr spärlich vertreten. Erst von der Mitte der Periode III an sind Funde reichlich,

[1]) Vergl. Lindner, Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt, Dessau 1833, Seite 549.

[2]) Vergl. Höfer. Der Pohlsberg, Grabung 1904. Bericht in der Jahresschr. f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. IV, Seite 63 ff.

ja überreichlich gemacht worden bis zur Periode V, von wo an dann deutlich Beweise rein germanischer Einwanderung zu erkennen sind.

Ich möchte Sie zunächst mit zwei Leihgaben bekannt machen, die in unserem Museum ausgestellt sind. Da ist hier (Abb. 5) ein recht bemerkenswertes Bronzetüllenbeil und ein Stabdolch, die uns beide von ihrem Besitzer, einem Einwohner aus dem Süden des Kreises Cöthen, zur Verfügung gestellt worden sind. Die Fundumstände sind nicht ganz klar, die beiden Bronzen scheinen aber doch wohl zusammen zu gehören. Das Tüllenbeil macht uns allerlei Kopfzerbrechen, weil in ihm ganz frühe und späte Form vereinigt zu sein scheinen. Interessant ist die Nachahmung einer Bindfadenumwickelung und daraus auf beiden Seiten hervorragend — in der Abbildung leider nicht sichtbar — das abgerundete Ende des dem Beile der Länge nach anliegenden Schaftes. Herr Geheimrat Kossinna, dem wir

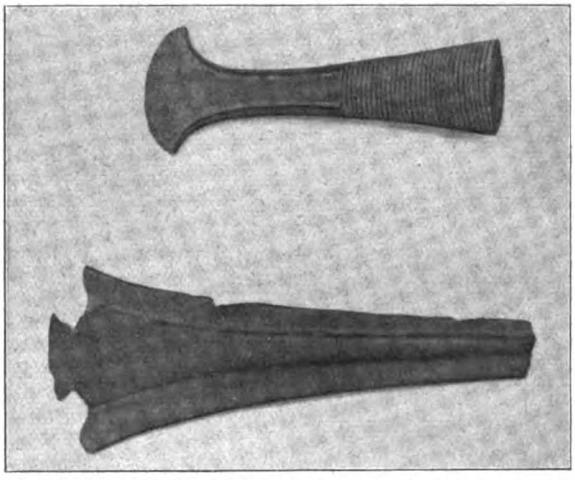


Abb. 5. Bronzetüllenbeil und Stabdolchklinge, z. Z. Heimatmuseum Cöthen.

das Stück schon vor einigen Wochen vorlegten, wird nachher die Liebenswürdigkeit haben, näheres darüber vorzutragen.

Die andere Leihgabe, die uns für die Dauer unserer Tagung vom Anhaltischen Landesmuseum in Zerbst freundlichst überlassen worden ist, stammt ganz aus unserer Nähe von einem mächtigen erratischen Block aus schwedischem Granit, der im Volke der Hilgenstein heißt und 4 km südlich von Cöthen unweit der Kreisstraße nach Baasdorf im Felde liegt. Dort ist am 15. Juni 1844 neben dem Block in der Erde ein prächtiges Bronzeschwert der V. Periode der Bronzezeit mit einem Griff, der in eine Antenne ausläuft (Länge 57 cm), nebst 2 verzierten Lanzenspitzen (Länge 31 und 15 cm) und einem verzierten geschweiften Messer (Länge 25 cm) (Abb. 6) gefunden worden. Der Fund[1]) ist als Totenbeigabe, vielleicht auch als Weihgeschenk an die Götter, zu deuten. Dafür spricht außer dem Namen des Findlings (Hilgenstein = der heilige Stein) vor allem die Tatsache, daß das Schwert absichtlich in 4 Teile zerbrochen ist — die Spitze als fünfter unterer Teil fehlt.

[1]) Fundbericht bei Wilhelm Hosäus. Die Altertümer Anhalts, in den Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Bd. II, H. 3, 1880. — [Gute Zeichnung der 4 Fundstücke in 1/3 n. Gr.: Förstemanns, Neue Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins. Bd. VII, Heft 3, Taf. 3. G. K.].

Einen anderen schönen Bronzefund besitzt unser Museum vom Gelände der Cöthener Kläranlage im NW der Stadt: ein kurzes Bronzeschwert, dabei einige menschliche Zähne, und eine große Oberarmspirale aus Bronze, nach der Patina zu urteilen, vielleicht aus zwei Gräbern.

Beim Bau eines der Siedlungshäuser, die in Cöthen an dem Wege der Vereinsziegelei vor 2 Jahren errichtet wurden, stießen die Bauleute auf ein Skelett und benachrichtigten sofort — ein schöner Erfolg unserer Museumsarbeit — die Museumsleitung. Der recht dickwandige Schädel war leider vom Spaten zertrümmert worden; beim Zusammensetzen fand Herr Götze zu seiner und unserer freudigen Überraschung eine Art Trepanation. Herr Professor Dr. Hahne in Halle hat die Freundlichkeit gehabt, den Schädel zu untersuchen und 4 Schädelkurven davon zu zeichnen. Seinem Gutachten entnehme ich, daß es sich um einen Langschädel handelt (Maße annähernd 190 × 140 = Index 73,6). Auf dem rechten Scheitelbein befindet sich die das Schädeldach durchdringende Verletzung von etwa 2 cm Länge. Von der Außenseite verlaufen feine Ränder durchweg trichterförmig nach der Innenfläche, wo die innerste Schicht der tabula interna deutliche, ringsum flächige Knochenwucherungen vorschickt: offenbar ein Beginn eines von hier ausgehenden, die Öffnung schließenden Heilungsprozesses. Die Form des im ganzen als

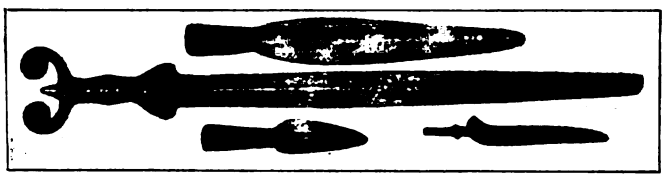


Abb. 6. Bronzefund vom Hilgenstein bei Baasdorf, Kreis Cöthen. (Schwert, 2 verzierte Lanzenspitzen, verziertes geschweiftes Messer). Anhaltisches Landesmuseum im Schlosse zu Zerbst. [1/7 n. Gr.]

trichterförmig zu bezeichnenden Defektes zeigt, daß es sich nicht um ein regelloses Loch handelt, sondern daß das Ganze als ärztlich behandelte und dann in Heilung übergegangene Verletzung anzusprechen ist. Eine eigentliche Trepanation primärer Art, d. h. Öffnung des intakten Schädels, liegt wohl nicht vor, da diese meist auch rundlich und größer sind. — Das zu dem Schädel gehörige Skelett lag gestreckt, in 1 m Entfernung östlich stand ein mit Asche gefülltes Gefäß der IV. Periode der Bronzezeit, mit dem Rest einer Schüssel bedeckt, dicht neben dem Skelett lag ein Gefäßscherben mit gestuftem Randprofil. Nach dem Befund ist das Skelett, insbesondere der Schädel, als sicher vorgeschichtlich erkannt und wohl in die Bronzezeit zu datieren.

In das Kapitel der Bronzezeit gehört auch ein eigenartiges und seltenes Fundergebnis, das sich im April und Mai 1921 bei der Anlage des Sportplatzes St. Hubertus in Cöthen-Geuz zeigte. Dort wurden von Herrn Konservator Götze eine Anzahl kaiserzeitlicher Skelettgräber aufgedeckt. Bei den fortschreitenden Erdarbeiten, wobei das Gelände fast 1 m tief von der Humusdecke befreit wurde, so daß der gelbe Lehm zutage lag, zeichneten sich nicht nur die Gräber vorzüglich ab, sondern es hob sich deutlich auch ein dunkler Kreis von 21 m Durchmesser darin ab. Der dunkle Streifen (in Abb. 7 liegt davor und dahinter der helle Lehm) war genau kreisringförmig und hatte eine Breite von 70—75 cm. Ein senkrechter Aufschluß zeigte, daß der Streifen

einen Graben mit kesselförmigem Querdurchschnitt und einer Tiefe von 40 cm (nach Wegnahme der ebenfalls 40 cm starken oberen Humusdecke) gebildet haben mag. Eine Lösung der uns anfangs rätselhaften Anlage ergab sich, als genau im Mittelpunkte des Kreises ein Pflaster mit Brandschüttung (Ustrine) entdeckt wurde. Darüber lagen Gefäßreste, z. B. Randscherben mit gestuftem Randprofil. Die Annahme liegt also nahe, daß es sich um eine durch einen Ringgraben (Kultkreis?) abgesperrte Begräbnisstätte handelt. In den darauf folgenden Tagen und Wochen wurden in Entfernungen von 36 und 100 und 118 m (von Mitte zu Mitte gerechnet) noch 4 andere solcher Kreise aufgedeckt, ebenfalls mit Ustrinen im Mittelpunkte. Innerhalb des Kreises 4 (Zeichnungen und Fundberichte liegen in unserem Archiv) fand sich ein Rauhtopf mit einer verhältnismäßig gut erhaltenen Lausitzer Tasse darin. Es würde wichtig sein zu erfahren, ob auch anderwärts schon solche Ringanlagen beobachtet worden sind!

Es wäre reizvoll, nun noch über andere bronzezeitliche Funde unserer Heimat zu sprechen; z. B. über die im Jahre 1692 bei Abtragung eines Hügels

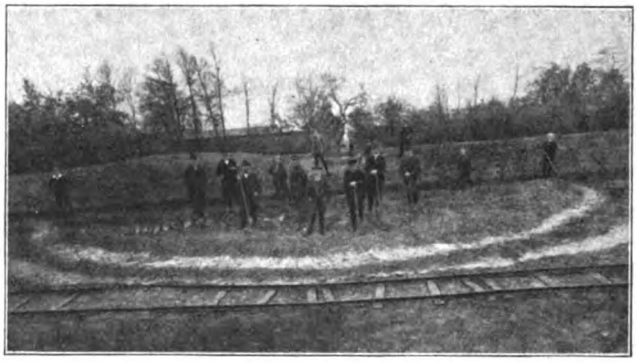


Abb. 7. Schwarzer Ring im hellen Lehm. Sportplatz St. Hubertus in Cöthen-Geuz 1921.

bei Wulfen gefundenen, der zweiten Hälfte der III. Periode angehörende große schwarze Urne, die der Chronist „die Großmutter aller Urnarum" nennt[1]), und die mit dem dazugehörigen Pferdegeschirr, d. h. den Lederresten mit vergoldetem Bronzebeschlag, nach Berlin gebracht wurde und heute dort im Prähistorischen Museum, wenn ich nicht irre, die Katalognummer 1 trägt; aber ich will mich bescheiden und nur erwähnen, daß bei diesem Funde genau so von einer Auskleidung der Grabkammer mit fichtenen Bohlen die Rede ist, wie bei dem Funde bei Erweiterung des Marstallgebäudes an der Stelle unseres Heimatmuseums vor 100 Jahren. — Einen Fund muß ich aber hier noch berühren: in dem schon mehrfach erwähnten Hügel bei Cörmigk, auf dem ehemals die Lederbogensche Windmühle stand, fand sich einzeln ein kleiner Bronzedolch der I. Periode (ohne Zusammenhang mit einem Skelett), mit 3 Nieten und grifflos, etwa 7 m westlich davon wurden ferner 2 enge spiralige Armringe an den Unterarmen des Skeletts eines Kindes von etwa einem Jahre gefunden; daneben lag ein zweites Kind ohne Beigaben.

Aus dem Ende der Bronzezeit, aus der V. Periode, hat ein ausgedehntes Gräberfeld bei Diebzig (nördlich Wulfen) zahlreiche Urnen

[1]) Vergl. Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt. 1710, Bd. I, S. 28.

geliefert, darunter 2 Vorſtufen zu Hausurnen, beſſer Türurnen, nämlich Gefäße mit einem kleinen ausgemeißelten viereckigen Stück am oberen Rande, das dann wie eine Tür locker wieder eingeſetzt iſt.

Abb. 8. Die 3 Wulfener Hausurnen. Von links nach rechts: a) Hausurne I mit Begleitgefäß, b) Zelthüttenurne mit Begleitgefäß, c) beſchädigte Türurne mit abgenommenem beſchädigtem Deckgefäß. (Im Heimatmuſeum Cöthen.)

Tatſächlich liegt dicht nördlich vom Dorfe Wulfen, weſtlich der Landſtraße, die von Wulfen nach Diebzig führt, ein großes Brandgräberfeld der früheſten Eiſenzeit. Die Aſchenurnen ſtehen teils frei (ohne Steinſchutz) in der Erde, teils ſind ſie auf flache Steine geſtellt; daneben kommen Steinkiſten aus Kalkſtein-(Rogenſtein-)platten und Steinpackungen aus größeren und kleineren Feldſteinen vor. Wir haben einige in unſerem Muſeum wieder aufgeſtellt. Auf dieſem Gebiete, von dem bis jetzt 83 Gräber unterſucht wurden, aus denen etwa 130 Gefäße ſtammen, waren Hausurnen zu erwarten, ſo hatten wir uns ſchon längſt geſagt, und groß war daher die Freude, als Herr Konſervator Götze im Herbſte 1922 die erſte Hausurne (wir nennen ſie Wulfen I) von dort mitbrachte. Sie zeigt die Form einer Rundhütte und erinnert durch die Dachkonſtruktion an die in Luggendorf bei Groß-Pankow in der Oſtprignitz gefundene Hausurne (Abb. 8). Schon im Frühjahr 1923 fand dann Herr Götze auf dem gleichen Felde die Hausurne II, eine (vielleicht etwas jüngere?) Zelthüttenurne, und bald darauf eine in ihrem Oberteil leider zerſtörte (III), die nur noch den unteren Türrand zeigt; über der Tür hat ſich das Gefäß wahrſcheinlich wie eine Kuppel gewölbt, ſo daß ſie als Kuppel-

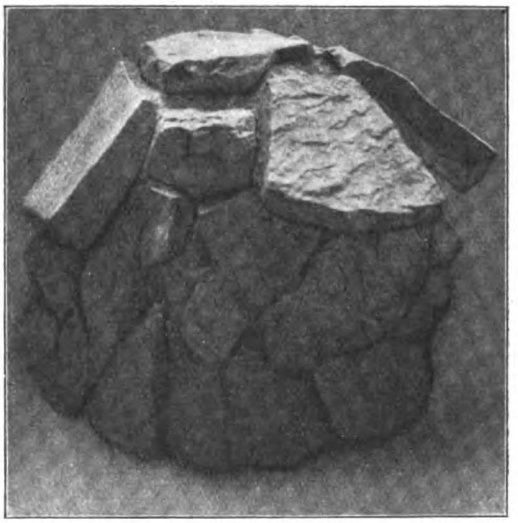


Abb. 9. Die Steinkiſte, in der die Wulfener Hausurne I ſtand; zu beachten iſt die dachförmige Abdeckung der Steinkiſte. Länge 0,85 m, Breite 0,80 m, Höhe 0,77 m. Aufgeſtellt im Heimatmuſeum Cöthen-Anhalt.

urne zu deuten ist. Sie hatte keinen Steinschutz. In der Form erinnert sie an die Gesichtsurne von Lindenwald, Kreis Wirsitz, Nordposen (abgebildet bei Kossinna, „Die deutsche Vorgeschichte", Abb. 269). Endlich wurde in der Füllerde noch ein deutlich erkennbares Stück eines Türrandes von einer Hausurne (Wulfen IV) gefunden, so daß damit bis jetzt 4 Wulfener Hausurnen nachgewiesen worden sind. Eigenartig und unseres Wissens bisher noch nicht beobachtet ist der obere dachförmige Abschluß der Grabkiste, in der die Hausurne Wulfen I mit ihrem Begleitgefäße gestanden hat. Es ist also hier die Form des Hauses noch einmal nachgeahmt worden (Abb. 9).

Abb. 10. Germanische Steinkiste mit 3 Aschenurnen vom Bahnhofsgelände Cöthen-Anhalt. Frühe Eisenzeit. Aufgestellt im Heimatmuseum Cöthen.

Auch in Cöthen sind germanische Kistengräber der frühen Eisenzeit gefunden. Unserem Kreiskonservator Herrn W. Götze war im Südosten der Stadt an dem an das Eisenbahngelände angrenzenden sogen. Bajonettwege ein Fundgebiet der „nordharzischen Steinkisten" bereits seit Jahren bekannt. Da wurden 1915 bei der Bahnhofserweiterung in der Nachbarschaft des Bajonettweges bei den von russischen Kriegsgefangenen ausgeführten Erdarbeiten zwei solcher Kisten aufgedeckt. Die Eisenbahnverwaltung als preußische Behörde benachrichtigte die Verwaltung des Prähistorischen Museums in Berlin; die Gräber wurden daraufhin vom Herrn Professor A. Götze aus Berlin untersucht[1]), und nach einer von der Anhaltischen mit der Preußischen Regierung geführten Unterhandlung sind sie dann so verteilt worden, daß Berlin die Kiste I, das Heimatmuseum in Cöthen die Steinkiste II samt Inhalt (Abb. 10) erhielt.

Außer bei Wulfen und Cöthen (Bahnhof und Bajonettweg) sind früheisenzeitliche Gräberfelder bei Biendorf, Gerlebogk, Grube Minna-Anna bei Görzig, Löbnitz a. d. Linde, Werdershausen und Würflau festgestellt worden; von allen sind Gefäße in der Sammlung des Heimatmuseums vertreten. Auch eine früheisenzeitliche Siedlung bei Kühren hat einige Gefäße geliefert. Wir haben also für diesen Zeitabschnitt in unserer Gegend eine starke Besiedelung gehabt, hervorgerufen durch einen beträchtlichen Germanenzustrom von Norden her, genau wie das nachher noch einmal in der späten Kaiserzeit der Fall war.

Dagegen sind aus der Latènezeit bisher im Kreise Cöthen auffallend wenig Funde gemacht worden, während der gleiche Zeitabschnitt in den benachbarten anhaltischen Kreisen Dessau und Zerbst viel stärker vertreten ist. Wir kennen bisher nur ein ausgedehnteres Gräberfeld der Frühlatène-Zeit bei Osternienburg im Kreise Cöthen, ferner eine Einzelbestattung aus der Sandgrube bei Cöthen-Geuz, wo oberhalb einer frühbron-

[1]) Vergl. A. Götze. Germanische Kistengräber der frühen Eisenzeit. Prähistorische Zeitschrift. IX. Bd. 1917. S. 55ff.

zeitlichen Begräbnisſtelle eine Latène-Urne mit einem Segelohrring der frühen Form, auf dem eine blaue Glasperle ſaß, gefunden wurde.

Die frühe Kaiſerzeit (1. Jahrhundert bis 150 n. Chr.) iſt in unſerem Muſeum durch einen hervorragend ſchönen und reichen Fund von Crüchern vertreten. Dort erhebt ſich hart weſtlich vom Dorfe eine Anhöhe, der Crüchernſche Mühlenberg, von dem aus man nach Weſten die Stadt Bernburg, nach Oſten die Stadt Cöthen am Horizonte erblickt. Unweit der

Abb. 11. Gefäße und Waffen der frühen Kaiſerzeit von Crüchern, Kreis Cöthen. Heimatmuſeum Cöthen-Anhalt.

holländer Windmühle auf dem Gipfel ſtanden die zahlreichen ſchwarzen, graphitierten Gefäße in der Erde, von denen unſere Abbildung 11 eine Auswahl von drei Stück zeigt. Sie ſind mittels Töpferrädchens mit Mäander-

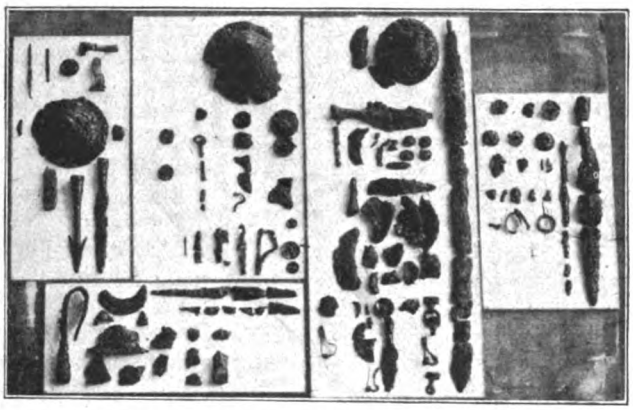


Abb. 12. Germaniſche Waffen der frühen Kaiſerzeit von Crüchern, Kreis Cöthen, z. T. dieſelben wie in Abb. 11. Heimatmuſeum Cöthen-Anhalt.

muſtern (klaſſiſcher Mäander, Doppelmäander und zum Teil einem aus dem Hakenkreuz gebildeten Mäander) verziert und enthielten Leichenbrand und reiche Waffenbeigaben (eiſerne Schildbuckel mit und ohne Stachel, Buckelnägel, Schildbeſchlag, Schwerter und Lanzenſpitzen, zumeiſt verbogen, ferner halbmondförmige Meſſer und eiſerne Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter). Auch einige ſehr ſchöne Exemplare von bronzenen Augenfibeln mit offenen Augen und ſeitlichem Schlitz (in der Abb. 12 links oben) kamen mit vor.

Ein Gräberfeld aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, das noch nicht unterſucht werden konnte, ſoll ſich nach einer Mitteilung des Herrn

Lehrers Günther, Cöthen, in der Nähe des Ganggrabes bei Drosa befinden; von ihm stammt ein Gefäß und der Unterteil eines anderen.

Aus annähernd der gleichen Zeit sind 2 Gefäße (Abb. 13) mit gerauhtem Bauchteil, den oberen Teil und einen Teil über dem Boden hat man glatt gelassen, der Rand ist gestuft. Sie wurden in Mennewitz (nordöstlich von

Abb. 13. Fundort Mennewitz, Kreis Calbe a. S., 2. Jahrh. n. Chr. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

Wulfen) zusammen mit einer Querne aus Granit als Siedelungsfund geborgen. Die Querne, die wahrscheinlich mit dem unteren, konisch gewölbten Teil in einem Holzkasten gesessen hat, und deren Läufer mit den Händen geschwenkt wurde, ist somit durch die beiden Gefäße sicher datiert. Aus derselben Zeit besitzt unser Museum dann noch ein Gefäß mit 2 unverbogenen Lanzenspitzen und einem Messer als Einzelfund von Wulfen mitten zwischen schnurkeramischen Gräbern.

Abb. 14. Hockerskelett einer Frau der spätrömischen Zeit mit 2 Gefäßen, Knochenkamm (rechts vom Kopfe), Bronzefibel, Glasperlen und Bernsteinanhängern. Fundort Werdershausen, Kr. Cöthen. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

Von dem klassischen Fundgebiete in Wulfen sind einige Wohngruben der mittleren Kaiserzeit bekannt, aus denen einige Gefäße, ein Kamm und Knochennadeln stammen.

Das 3. und 4. nachchristliche Jahrhundert zeigt dann wieder, wie vorhin schon erwähnt, eine starke Besiedelung, die in zahlreichen Gräbern zum Ausdruck kommt. Ich nenne den Sportplatz St. Hubertus bei Cöthen-Geuz (Skelettgräber in Gruppen, Brandgräber fehlen), große Gräberfelder in Cöthen-Klepzig und Großpaschleben, weniger umfangreiche in Reinsdorf, in Großbadegast (nur Brandgräber), die mit Skelettbestattungen untermischten Brandgräberfelder von Klietzen und Wieskau und die Skelettgräber von Trinum und Werdershausen. Von letzterem Fundorte sind 6 Skelette in unserem Museum, und zwar sind die Männerskelette gestreckt, die der Frauen (Abb. 14)

und eines Kindes sind liegende Hocker[1]). Dem Urnenfriedhofe der späten Kaiserzeit in Großpaschleben, der mit Skelettgräbern untermischt ist, gehören eine größere Sensterurne sowie einige Gefäßtypen an, die den gerippten römischen Glasschalen nachgebildet sind.

Fränkisch-merowingische Funde fehlen dann wieder in unserer Gegend fast ganz, nur eine dünnhalsige fränkische Flasche[2]) mit Ausgußtülle und einem Henkel, eine merowingische Schalenurne mit Graphitstreifen und eine merowingische gleicharmige Fibel[3]) sind bisher in unserem Museum vorhanden.

Aus der Zeit des slawischen Vordringens in unseren Gau Serimunt (6. bis 11. Jahrhundert) sind Herrn Konservator Götze in den letzten Wochen und Monaten einige glückliche Entdeckungen in Wulfen und Gerlebogk gelungen. Nach Aussagen von Landwirten sind in früheren Jahren in Wulfen Skelettgräber wahrscheinlich der slawischen Zeit in größeren Mengen beim Ackern zerstört worden. Zwei recht gut erhaltene Skelette konnte Herr Götze im vorigen Jahre von Wulfen in unser Museum bringen. Das eine gehört einer Greisin an, ein halber Ring aus Bronzeblech liegt rechts in der Brustgegend; das andere, von einem Manne von 45—55 Jahren, hat links neben dem Kopfe einen plumpen, schwach profilierten Topf mit kaum in die Erscheinung tretendem Halsteil und mit einem Zickzackornament, das nach unten durch ein Linienband (Kammstrichornament) begrenzt wird. Ein anderes gut erhaltenes Gefäß der mittleren Slawenzeit mit Kammstrichornament und sich kreuzenden Zickzackstreifen stammt von einem slawischen Gräberfelde am Weinberge bei Wörbzig. Die Grabungen in Gerlebogk am Tagesbau des Braunkohlenwerkes sind jetzt noch im Gange. Dort liegen Skelettgräber in nicht ganz regelmäßigen Reihen. Aus einem rührt ein drittes leider etwas beschädigtes Gefäß mit einem Henkel her (es können deren vielleicht auch zwei gewesen sein), der wenig unter dem Rande ansetzt und die halbe Schulter überspannt; es ist mit einem Tannenzweigornament verziert. Aus den Gerlebogker Slawengräbern stammen ferner Schläfenringe und offene Fingerringe, beide Arten aus Bronzedraht, ferner ein breiter, ebenfalls offener Fingerring aus gewölbtem, dünnem Bronzeblech mit eingepunzten, allerdings nur noch undeutlich erkennbaren Punkt- und Strichverzierungen in Form von Guirlanden, außerdem ein Fingerring aus gelbem Glase.

Außer den wenigen ganzen Tongefäßen sind dann aber zahlreiche Gefäßscherben von slawischen Siedelungen vorhanden; ich nenne nur Merzien, Cösitz[4]), Cöthen-Marktplatz[5]), Cöthen-Prinzessinnengarten am Schlosse (von hier hat der angehende Prähistoriker Untertertianer Wilbert von Brunn eine reichhaltige Scherbensammlung zusammengelesen), Großpaschleben (allerdings nur vereinzelt) und endlich eine ausgedehnte slawische Siedelung in den Elbsanddünen bei Aken, woselbst übrigens auch Hausgrundrisse von latènezeitlichen Pfostenhäusern mit

[1]) Sie sind erwähnt in W. Schulz. Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland. Mannusbibliothek Nr. 22. S. 95ff.

[2]) Eine ähnliche Flasche bei Reuß, Grabfeld bei Stößen (Kr. Weißenfels), Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. 9, Taf. X, Abb. 21.

[3]) Wie Prähist. Zeitschr. Bd. VI, S. 153, Abb. 56d.

[4]) In Cösitz liegt die slawische Siedelung nicht, wie Dr. Albrecht (Mannus-Bibliothek Nr. 33) schreibt, östlich des Dorfes, sondern auf dem Gebiete des Kirchhofes und mehr nach Norden zu, jenseits der Landstraße, die nach Zeundorf und Schortewitz führt.

[5]) Auf dem Grundstück des Bankhauses der Diskonto-Gesellschaft.

vielen gleichaltrigen verzierten Gefäßscherben und geschlagenen Feuersteinabsplissen zutage getreten sind.

Im Zusammenhange hiermit muß ich noch auf 2 slawische Idole aus Aken hinweisen. Das eine ist ein bartloser Kopf mit kapuzenartiger Kopfbedeckung, aus ziegelrotem Ton gebrannt, das Herr Götze vor Jahren in einer slawischen Wohngrube bei Aken gefunden hat. Das andere, dessen Besitzer Herr Rektor Pößel in Aken ist und von dem unser Museum einen Abguß erhalten hat, ist ein Kopf aus blaugrauem Ton mit Vollbart und mützenartiger Kopfbedeckung.

Damit bin ich am Schlusse. Nur in großen Zügen und skizzenhaft habe ich zeigen können, was unser Cöthener Heimatmuseum, in das Abbildung 15

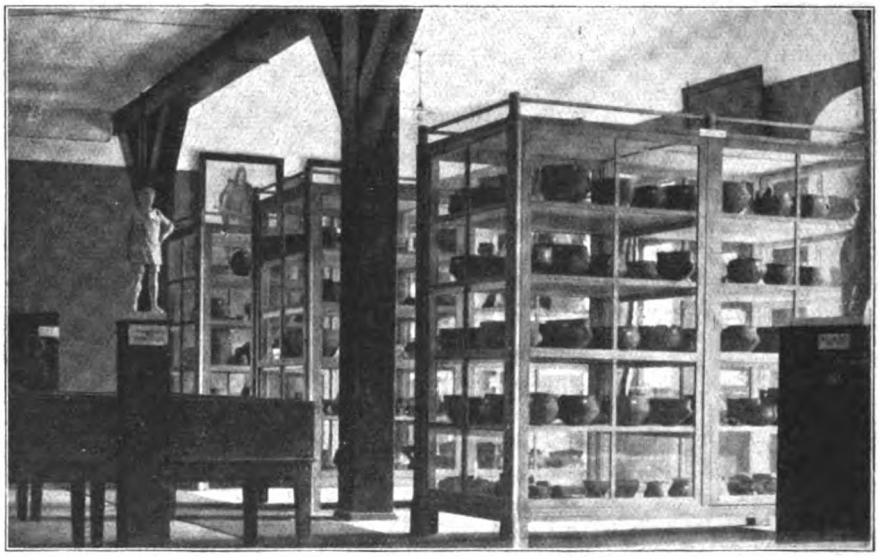


Abb. 15. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt, Blick in einen Teil der Vorgeschichtssammlung, die seit Pfingsten 1924 durch Hinzunahme der W. Götzeschen Privatsammlung erweitert worden ist.

einen Teilblick verstattet, gegenwärtig birgt. Wir freuen uns, daß uns die Tagung Gelegenheit gibt, Ihnen all das, was erwähnt wurde, und noch mehr heute in Wirklichkeit vorführen zu können. Es ist richtig, daß wir eigentlich schon längst hätten Gelegenheit nehmen müssen, in der Fachpresse über diesen oder jenen Fund zu berichten. Aber Sie wollen in Rechnung stellen, daß wir unser Museum erst vor 12 Jahren begründet haben, daß der Abteilungsleiter der vorgeschichtlichen Sammlung, Herr Kreiskonservator Götze, an dessen Stelle und mit dessen dankenswerter Unterstützung ich diesen Bericht erstatte, mit Ausnahme der Kriegsjahre fast tagaus, tagein mit Grabungen im Gelände beschäftigt gewesen ist, so daß immer nur gerade Zeit zur Konservierung und Aufstellung der Funde und zur Aufzeichnung der Fundberichte übrig blieb. Wir werden versuchen, in Zukunft nachzuholen, was bisher unterblieb, sind aber stolz darauf, daß heute schon durch Ihre Anwesenheit ein Teil der wissenschaftlichen Ernte in Bewegung gesetzt werden wird, zu der manche unserer schönen Funde sicherlich einen Keimboden geben.

An den Vortrag schloß sich eine Aussprache, in der Herr Geheimrat Prof. Dr. Kossinna zunächst auf die seltenen Gefäße des Schortewitzer Kistengrabes der jüngeren Steinzeit und besonders ausführlich auf das Cöthener Tüllenbeil einging. Hierfür sei auf S. 52ff. verwiesen.

Des Weiteren besprach Geheimrat Kossinna die Hausurnen. Was die Zahl der Hausurnen anlangt, so sind jetzt einschließlich der Türurnen, der als Rest erhaltenen Türen und der Gesichts- und Türurnen rund 60 germanische festgestellt worden, wobei ich außer Norddeutschland, auch Holland, Dänemark und Schweden mit berücksichtige. Davon sind allein 25 in der Provinz Sachsen und 14 in Anhalt zum Vorschein gekommen. Unter den neueren in der Literatur meist noch nicht bekannt gegebenen Funden nenne ich außer den 4 Wulfener Hausurnen eine Haus- und Gesichtsurne von Rietzmeck a. d. Elbe (Reste im Schloßmuseum in Zerbst: Mannus 16, S. 173, Anm. 1), eine Tür von Zabakuk, Kr. Jerichow II, die 1913 aufgefunden worden ist und sich in der Sammlung von R. Stimming in Gr. Wusterwitz befindet, zwei Türen aus Gatersleben, Kr. Quedlinburg (Mus. Quedlinburg), endlich eine vierte auf Füßen stehende Hausurne, von der nur ein Fuß erhalten ist, aus Bychow, Kr. Lauenburg in Pommern (Besitzer: Behrndt in Lauenburg), die bei Gelegenheit der von Herrn Studienrat Odensaß aus Stettin im jetzigen Grenzkreise Lauenburg namentlich aus Privatbesitz zusammengebrachten vorgeschichtlichen Ausstellung ans Licht gezogen worden ist[1]).

[1]) Aus dem Verzeichnis der wichtigeren Gegenstände dieser Ausstellung, das Herr Odensaß mir freundlichst mitteilte, nenne ich:

1. Goddentow, Kr. Lauenburg: Kleiner dicknackiger Meißel aus gebändertem Feuerstein, ganz geschliffen außer am Nacken (Kreisbesitz).
2. Kr. Belgard: Dünnackiges Feuersteinbeil, Schneide geschliffen (Lüdtke: Wobensin).
3. Lauenburg, Stadtmoor: Schönster Feuersteindolch, einmal durchgebrochen, Querschnitt spitzoval (Kreisbesitz).
4. Belgard (Dorf), Kr. Lauenburg: Bronze-Randbeil mit grader Bahn, flachen Rändern und halbkreisförmiger Schneide, 15½ cm lang.
5. Kr. Lauenburg: Bronzeeidring, angeblich aus Steinkiste (Lüdtke: Wobensin).
6. Gr. Jannewitz, Kr. Lauenburg: 2 Hohlwülste, 4 hohle Nierenringe, 3 Halbringe (hohl); Schatz der frühsten Eisenzeit (Kreisbesitz).
7. Kr. Lauenburg: 2 Bronzeknopfsporen vom Dimoortyp (Kreisbesitz).
8. Schildarmbänder (Blumes Typ II): 2 silberne aus Luggewiese, (Schwichtenberg in Lauenburg); 3 bronzene aus Luggewiese (Privat), 1 bronzenes aus Dillkow und 2 bronzene aus Kr. Lauenburg (Kreisbesitz).
9. Kaiserzeitfibeln, darunter von Bedeutung 3 Dreisprossenfibeln, die ganz mit Gold belegt sind.

Die Taſchengefäße des Schortewitzer Kiſtengrabes und das Tüllenbeil aus Cöthen.

Von Guſtaf Koſſinna.

Mit 12 Abbildungen.

1. Die Taſchengefäße aus Schortewitz.

Als ich bei meinem erſten Beſuche des Cöthener Muſeums im Jahre 1921 das Hügelgrab von Schortewitz in ſeinem prächtig wiederhergeſtellten Aufbau und dann die ihm entnommenen Beigaben freudig betrachtete, bereiteten mir die beiden mit kielförmigem Boden verſehenen, bootförmigen Gefäße die größte Überraſchung (Taf. IV). Ich äußerte mich gegen den Kreis der Muſeumspfleger, der mich umgab, ſogleich dahin, daß dieſe ſo ſauber gearbeiteten und gut erhaltenen Gefäße von höchſtem Werte ſeien, beſonders

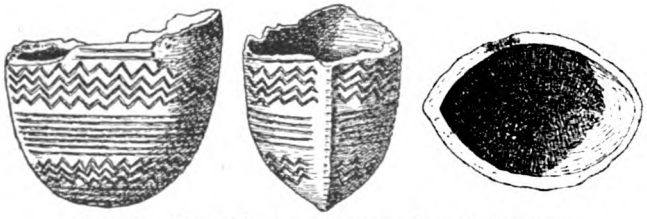


Abb. 1. Etwa 1/3 Harsleben, Kr. Halberſtadt.

durch ihre Seltenheit, da mir nur ein einziges Gegenſtück dazu bekannt ſei. Dieſes Gegenſtück befindet ſich im Muſeum zu Wernigerode und ſtammt aus Harsleben Kr. Halberſtadt, ſoll übrigens in der 4. Auflage meines Buches über „Die deutſche Vorgeſchichte“ abgebildet werden (Abb. 1[1]).

Herr Kreisſchulrat Bethge ſpricht die Schortewitzer Grabgefäße dem Anhalter Stile zu und das iſt richtig, wenn man dabei an den allerfrüheſten Abſchnitt dieſes Stils denkt, der ſich noch mit dem „Jüngeren Walternienburger“ Stile eng berührt. Dafür ſpricht die Verzierung der bootförmigen Gefäße mit dem Sinnbild des Kreuzs und bei dem verwandten Stück aus Harsleben die ſorgfältige und tief eingegrabene Verzierung durch

[1]) Iſt inzwiſchen geſchehen: Taf. LII, Abb. 462; darnach unſere Abb. 1; die erſte Veröffentlichung und Abbildung des Stücks erfolgte durch O. Olshauſen: Verh. Berl. anthr. Geſ. 1894, S. 100ff.

Zickzackbänder, was bei den ſpäteren Stufen des Anhalter Stils teils weit flüchtiger, teils gar nicht mehr ausgeführt wird. Das Harsleber Gefäß ſtammt aus der Sammlung Friederich und wird in deſſen Aufzeichnungen als „taſchenförmig" bezeichnet. Olshauſen billigt dieſen Ausdruck und denkt an eine Ledertaſche, die aus zwei unten abgerundeten Stücken zuſammengefügt iſt. Der kielförmige Wulſt in der Fuge beider Lederſtücke erweiſt ſich durch die Querriefelung offenkundig als Naht; die kleinen Querkerben des Wulſtes ſind Nachahmung des außen ſichtbaren Teiles des Fadens. Bei den Schortewitzer Stücken dagegen weiſt der Wulſt keine Querriefelung mehr auf. Danach muß ich dieſe Gefäße für etwas jünger halten als das Harsleber.

Eine völlige Entartung in Geſtalt und Verzierung der Art, daß ich das Gefäß nicht mehr als eigentliches Seitenſtück zu den Schortewitzer gelten laſſen kann, zeigt ein ſchon von Auguſtin, dann auch von Olshauſen a. a. O. veröffentliches Gefäß aus Rodersdorf, Kr. Aſchersleben, das ebenfalls in Wernigerode ſich befindet. Hier iſt der Wulſt nur noch an den beiden Seiten vorhanden, nicht mehr am Boden, der vielmehr ein kreisrunder Standboden iſt, während die Wandung aufwärts immer mehr zur elliptiſchen Geſtalt

Abb. 2a, b. 1/4.

Eberſtadt, Kr. Gießen. Abb. 3. 1/1.

drängt. Bedeckt iſt ſie mit ſehr flüchtig und ſorglos eingeritzten wagrechten Zickzacklinien, die durch leere ſenkrechte Streifen unterbrochen werden, ſelbſt aber nur aus abgeſetzten, kurzen Strichen beſtehen. Man ſieht, in allen Beziehungen ſtellt das Rodersdorfer Gefäß Entartung dar gegenüber dem Harsleber und es iſt daher ſchwer begreiflich, wie Olshauſen erſteres für das ältere erklären konnte. Am Rande des Rodersdorfer Gefäßes befindet ſich über dem oberen Ende jedes der beiden Wulſte ein Loch zum Durchziehen einer Schnur. Beim Harsleber Gefäß fehlen die Schnurlöcher ſicher nur ſcheinbar, denn der oberſte Teil des Gefäßes iſt abgebrochen; ſie werden ebenſo wie bei der Schortewitzer Art angeordnet geweſen ſein.

Wir haben es alſo mit drei Stufen der Taſchengefäßentwicklung zu tun: 1. Harsleben, 2. Schortewitz — dieſe beiden Stufen ſtehen ſich ſehr nahe — 3. weit abſtehend: Rodersdorf.

Nun hat aber vor etwa einem Jahrzehnt der deutſche Boden noch andere Taſchengefäße herausgegeben und zwar aus dem Gebiete ſüdweſtdeutſcher Stichkeramik. Bremer hat bekanntlich bei Eberſtadt in der Wetterau, Kr. Gießen, ein ſteinzeitliches Dorf ausgegraben[1]) mit einer Keramik, die er einem eigenen Stil zuſchreibt, dem Eberſtadter, der ſeinerſeits ein Nachfolger des Friedberger und ein Vorgänger des Großgartacher Stils iſt. Dieſe

[1]) Prähiſtor. Zeitſchr. 1913, S. 366ff.

ganze Stilgruppe, die Bremer diejenige der ſüdweſtdeutſchen Stichkeramik nennt, iſt wiederum eine jüngere Entwicklung aus dem Heidelberger und Röſſen-Nierſteiner Stile, die ſelbſt aus dem ſächſiſch-thüringiſchen Altröſſener Stile hervorgegangen ſind. In Eberſtadt zeigten ſich ein faſt vollſtändiges Taſchengefäß und mehrere nur in Bruchſtücken erhaltene (Abb. 2, 3). Außerdem gibt es gleiche Stücke noch aus Friedberg in Oberheſſen, aus Kettenheim bei Alzey in Rheinheſſen, aus Insheim in der Rheinpfalz, endlich aus Gr. Gartach bei Heilbronn am Neckar. Alle dieſe genannten Stücke haben ebenfalls die bezeichnende Eigenheit, daß ihre Verzierung, ein Tannenzweigmuſter, das die beiden Ecken ſowohl miteinander als auch mit dem oberen Rande verbindet, deutlich die Naht eines aus zwei Lederſtücken zuſammengenähten Bechers wiedergibt, zwar in etwas anderer Weiſe als bei dem Harsleber Gefäß, aber doch in verwandter Weiſe. Abweichend vom ſächſiſchen Typus der Taſchengefäße iſt nur, daß der Nahtwulſt nicht kielförmig geſtaltet iſt, ſondern rechteckig. Außerdem finden ſich hier ſtatt der Schnurlöcher vielmehr hervorragende Schnuröſen, die an den unteren Ecken angebracht ſind und bald zu einfachen Knöpfen werden. Bremer ſagt, daß die Form der rheiniſchen Taſchengefäße, die er Reiſebecher nennt, bisher unbekannt geweſen iſt. Das

Abb. 4.
Burgwerben, Kr. Weißenfels.

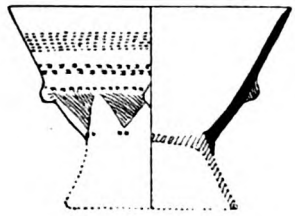


Abb. 5. 1/4.
Eberſtadt, Kr. Gießen.

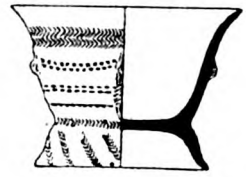


Abb. 6. 1/4.

iſt ſtreng genommen richtig; aber er hätte es ſich nicht entgehen laſſen ſollen, auf die verwandte Form der Harzer Taſchengefäße wenigſtens hinzuweiſen.

Denn ein Zuſammenhang zwiſchen beiden Formen iſt offenkundig. Es fragt ſich nur, welche iſt die urſprüngliche. Da die Röſſener wie die ſchnurkeramiſche Kultur und Bevölkerung ihren Weg von der Saale nach dem Mittelrhein nimmt, ſo könnte man zunächſt hier vermuten, die bogenförmig geſchweifte Form des Harz-Saalegebietes ſei an den Mittelrhein gelangt und dort zur rechteckigen umgeſtaltet worden. Allein dem ſteht entgegen, daß der Anhalter oder der Jüngere Walternienburger Stil ſonſt nicht die geringſten Einflüſſe nach dem Mittelrhein hin ausgewirkt haben. Dagegen finden wir einige, wenn auch wenige Einflüſſe der ſüdweſtdeutſchen Stichkeramik nach Thüringen und bis an die Saale hin. Bremer rechnet die früher als echte Altröſſener Erzeugniſſe angeſehenen Gefäßſcherben von Erfurt und von Nägelsbach Kr. Langenſalza vielmehr zur Stufe der ſüdweſtdeutſchen Stichkeramik, als deren öſtlichſte Ausläufer.

Das klarſte und wichtigſte Zeugnis in dieſer Richtung hat er aber als ſolches nicht erkannt, nämlich einen Fußbecher vom reinſten Eberſtadter Stil, der aus Burgwerben Kr. Weißenfels ſtammt und früher einmal in der Sammlung zu Weißenfels von mir gezeichnet worden iſt (befindet ſich jetzt vielleicht im Halliſchen Provinzialmuſeum?). Er iſt längſt von Größler[1])

[1]) Halliſche Jahresſchr. f. Vorgeſchichte, Bd. 8, 1909, S. 31ff. nebſt Taf. II, 17.

beschrieben und abgebildet worden (Abb. 4). Es ist unverständlich, wie Größler darin einen Glockenbecher „erkennen" konnte. Das verbietet sowohl die von einem solchen ganz verschiedene Gestalt, insonderheit der hohle Standfuß, als auch das Verzierungsmuster, insonderheit die umlaufende Reihe der hängenden Dreiecke, endlich die Verzierungstechnik, die nur aus Einstichen in Dreieckform besteht, während bei den Glockenbechern bekanntlich ein Rollstempel vorherrschend ist, der die Flächen mit dichtgestellten Quadrateindrücken bedeckt. Vielmehr nimmt der Becher in der Form eine Mittelstellung ein zwischen dem von Bremer wiedergegebenen Typus des Eberstadter Fußbechers (Abb. 5) und dem von ihm als Übergang zwischen dem stichkeramischen Glockengefäß und dem Fußbecher aufgefaßten Eberstadter Gefäß Abb. 31, Nr. 35. Doch fehlen dem Becher aus Burgwerben die bei den südwestdeutschen Gefäßen auf dem Umbruch befindlichen vier Knöpfe. Dagegen erscheint das Band hängender Dreiecke des Bechers von Burgwerben, eine Erbschaft aus dem rheinischen Hinkelstein, wie überhaupt die Form des Fußbechers, häufig im Eberstadter Stil, auch an Fußbechern, z. B. Abb. 30, Nr. 30 Bremer (Abb. 6).

Ich glaube also, daß wir vorläufig annehmen dürfen, die Form des Taschengefäßes hat sich im Friedberger Stil herausgebildet und über den Eberstadter bis zum Großgartacher Stil erhalten. Hier überall in rechteckiger Form. Von der Wetterau gelangte dann durch Rückströmungen zu dem Urheimatsgebiet der einst als Rössener Leute ausgewanderten Urahnen der südwestdeutschen Stichkeramiker — derartige Rückströmungen bei Auswanderungen habe ich schon vor Jahrzehnten zahlreich anderwärts nachweisen können — die südwestdeutsche Form ins Saale- und Harzgebiet. Und hier wurde aus der rechteckigen die bogenförmige Gestalt der Tasche, die wir in den Gefäßen von Harsleben und Schortewitz und stark entartet in dem Roderdorfer Gefäß vor uns haben.

2. Das Tüllenbeil von Cöthen.

Den von Herrn Kreisschulrat Bethge mitgeteilten Fund der beiden Bronzewaffen aus der Umgebung von Cöthen, des Stabdolches — eine Waffe, die man wohl noch besser als Dolchbeil bezeichnet — und des Tüllenbeils (Abb. 7), als einen „geschlossenen" Fund zu betrachten, d. h. als einen solchen, dessen einzelne Gegenstände ursprünglich ganz gleichzeitig an derselben Stelle niedergelegt worden sind, kann ich mich nur schwer und höchstens mit starkem Unbehagen entschließen. Denn der Stabdolch oder das Dolchbeil gehört ausschließlich der Periode I der Bronzezeit an, wenn solche Waffen auch bis an deren Schluß vorkommen. Tüllenbeile vorliegender Art kann ich aber nach meinen jahrzehntelangen Untersuchungen entgegen der Meinung Sophus Müllers (1909) kaum noch der Mitte der Periode II (IIb) zuzählen, in der Hauptsache werden sie dem Ende dieser Periode (IIc) angehören. Nun erscheinen zwar bisweilen in Schätzen Gegenstände zweier aufeinanderfolgender Perioden vereint, dann handelt es sich aber in der Regel um enger sich berührende Abschnitte solcher benachbarter Perioden, also z. B. Ic und IIa oder IIc und IIIa usw. Dagegen ist mir kein sicherer Fund in Erinnerung, wo Stücke der Periode I sich Stücken der Periode IIb oder gar IIc gesellen. Soviel über die Zusammengehörigkeit der beiden Bronzen.

Näher eingehen möchte ich auf das Tüllenbeil, über das, wie ich gehört habe, auch innerhalb der Fachkreise nicht überall volle Klarheit herrscht.

Es iſt das nicht erſtaunlich, da hier meines Wiſſens für das germaniſche Norddeutſchland der Bronzezeit eine Neuheit vorliegt, während aus Dänemark ſchon ſeit Jahrzehnten und neuerdings auch aus Südſchweden ein paar ähnliche Stücke bekannt ſind. Montelius hat einen Teil derſelben zu einer

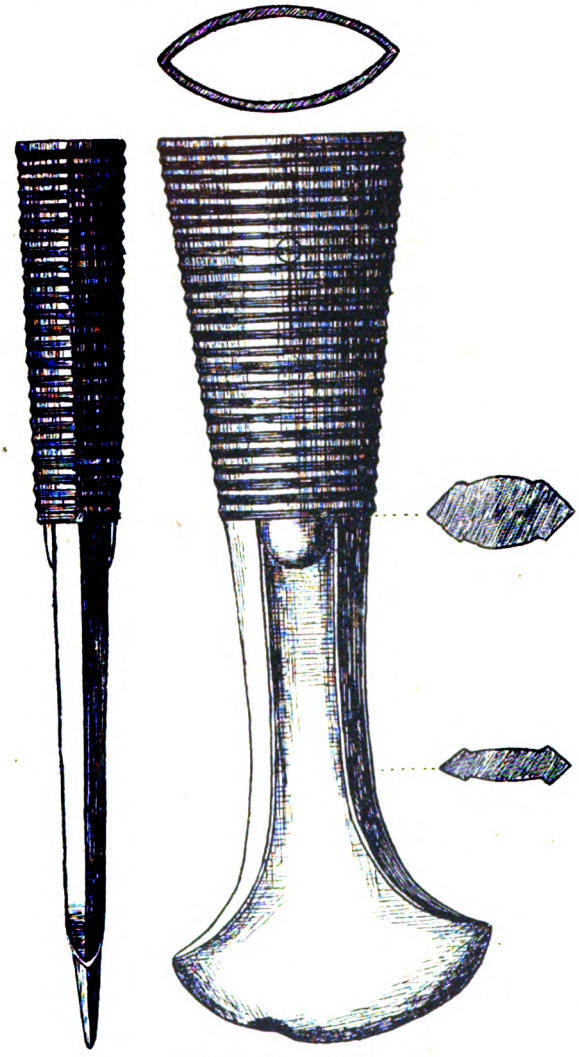


Abb. 7. 3/4. Cöthen.

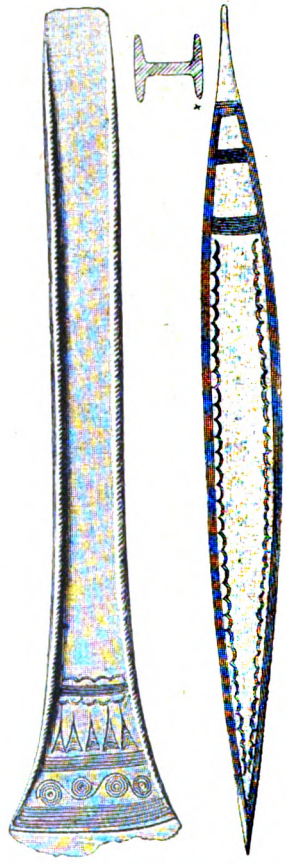


Abb. 8. 1/2. Schonen.

typologiſchen Reihe zuſammengeſtellt[1]). Sie gehören ſämtlich zu dem ſchönen Typ der ſchlanken, beſonders ſchmalen und langen nordiſchen Randſtreitbeile, die bis kurz vor der Schneide völlig gerade geſtaltet ſind, alſo parallel

[1]) Montelius: Die typologiſche Methode (Stockh. 1903), S. 30f., Abb. Die Ausführungen von Montelius wurden durch S. Müller wiederholt (Aarb. f. n. Oldk. 1909), merkwürdigerweiſe ohne jeden Hinweis auf Montelius.

laufende Ränder aufweiſen[1]). Dieſer Typus ſcheint in der Hauptſache auf Dänemark, Schleswig-Holſtein[2]) und Schweden beſchränkt zu ſein, kommt vielleicht auch noch in Nordoſthannover und Mecklenburg zuweilen vor. Von Liſſauer iſt er im erſten Typenbericht (1904), der die Randbeile behandelt, nicht berückſichtigt worden, denn er darf mit dem „armorikaniſchen" Typus nicht zuſammengeworfen werden.

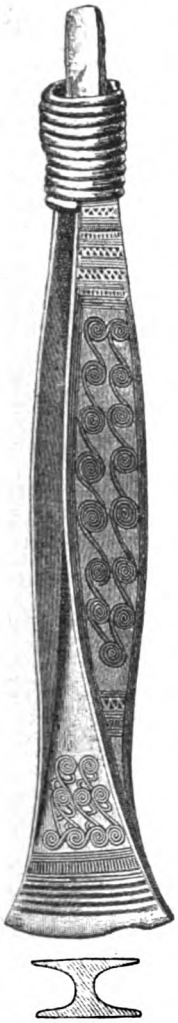


Abb. 9. 1/2. Jütland.

Bei den Randbeilen geſchieht die Befeſtigung der Klinge, die in den vorderen, kürzeren geſpaltenen Arm des Holzſchaftes geſteckt wird, durch Umwicklung mit einem Bande aus Leder oder Tierſehnen (Abb. 8). An die Stelle ſolchen vergänglichen Stoffes kann auch ſpiralförmig gewickelter Bronzedraht treten (Abb. 9), der eine zylindriſche Röhre bildet. Bald wird dieſe Bronzedrahtröhre mit dem Randbeil in einem Stück gegoſſen, wobei die Spiralwindungen des Drahts durch tiefe Parallelfurchen auf der Oberfläche der nun trichterförmigen Röhre nachgeahmt werden. Das obere ſchmale Ende des Randbeiles ragt hier noch in den Bronzetrichter hinein. Infolgedeſſen mußte das Ende des Holzſchaftes, das in den Trichter hineinreichte, nach wie vor geſpalten werden. Unterhalb des Trichters ſieht man eine Nachahmung des ſcheinbaren Endes des Holzſchaftes in Bronzeguß (Abb. 10). Endlich wird der oberſte in dem Bronzetrichter ſteckende Teil des Beils als überflüſſig fortgelaſſen und der nun ungeſpaltene Schaft füllte jetzt den ganzen Trichter, der in dieſer Form „Tülle" genannt wird. Aber das ſcheinbare Schaftende, das unterhalb der Tülle in Bronze gegoſſen nachgeahmt wurde, zeigt ſich auch weiter noch, ſei es in Trapezform, wie bei den nordiſchen Stücken[3]), ſei es im halben Oval, wie es nur bei dem Tüllenbeil aus Cöthen der Fall iſt (Abb. 11). Denn zu dieſer Stufe der Entwicklung gehört unſer Tüllenbeil.

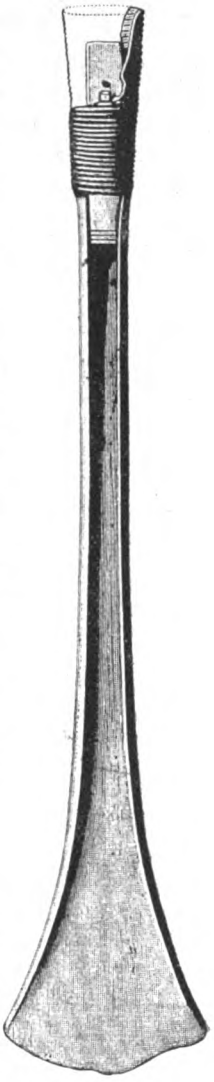


Abb. 10. 1/2. Seeland.

[1]) Vgl. Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte uſw. Abb. 146, 147.

[2]) Vgl. O. Kröhnke, Chemiſche Unterſuchungen an vorgeſchichtlichen Bronzen Schleswig-Holſteins. Kiel 1897. Abb. 7, 9, 11, 16.

[3]) Vgl. Montelius, Minnen från vår Forntid. Stockh. 1917, Abb. 862, 863.

In Dänemark geht die Fortbildung noch weiter zu einer letzten Stufe, bei der zur Befeſtigung des Beils im Holzſchaft nicht, wie bei der vorhergehenden Stufe, ein Bronzedraht durch das in der Tülle ſteckende Ende des Holzſchafts quer durchgetrieben, ſondern außen an der Tüllenöffnung ein Öhr mitgegoſſen wird zum Durchziehen eines Bandes, mit dem das Tüllenbeil an den längeren Aſt des knieförmig gebogenen Holzſchaftes angeknüpft wurde. Zwei derartige Tüllenbeile mit oberen Querrippen aus Dänemark[1]) zeigen noch ein ſtark verſchmälertes Rechteck als letzten Reſt des unteren Stielendes, jedoch nicht mehr plaſtiſch gegoſſen, ſondern nur noch nach dem Guß eingefurcht.

Abb. 11. 1/2. Dänemark.

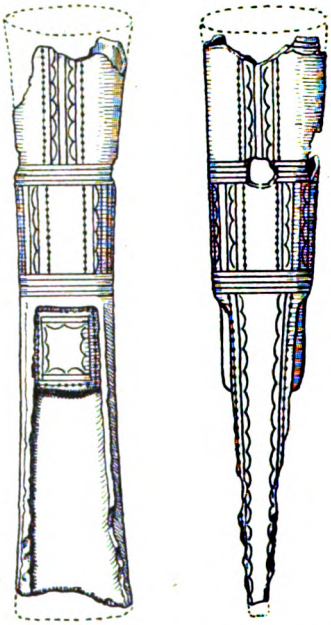


Abb. 12. 2/3. Borſtel, Kr. Winſen a. Luhe.

Jenes erwähnte Durchtreiben eines Bronzedrahtes durch die Tülle und den in ihr ſteckenden Holzſchaft geſchah bei den nordiſchen Beilen von der Schmalſeite des Beiles aus, wie ein däniſches (Abb. 11) und ein ſchwediſches Stück (Minnen 863) deutlich zeigen. Beim Cöthener Beil dagegen, deſſen Tülle nicht kreisrund, wie die der nordiſchen Stücke, ſondern breit elliptiſch geſtaltet iſt, mußte der als Niet dienende Bronzedraht von einer der Breitſeiten her eingeſchlagen werden. Obwohl die Drahtenden dann ſorgfältig abgeſchliffen wurden, ſind ſie in der Wandung doch deutlich wahrnehmbar.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß unſer deutſches Tüllenbeil nicht aus dem geſchilderten nordiſchen Typus der Randbeile hervorgegangen iſt, ſondern aus dem „norddeutſchen“ Typus Liſſauers, bei dem die Schmalſeiten nebſt den Rändern ſchon etwas weiter ab von der Schneide den Beginn der

[1]) Montelius, Die typologiſche Methode Abb. 64 und S. Müller, Aarb. f. n. O. 1909.

Schweifung aufweisen. Jedenfalls ist der stark geschweifte „sächsische" Typus Lissauers, der im Gebiete der unteren Saale herrschend ist, an der Entstehung des Cöthener Tüllenbeiles unbeteiligt.

Nicht überflüssig zu erwähnen dürfte sein, daß die Befestigung mittels Tülle, die bei den Lanzenspitzen bereits am Ende der Periode I auftritt, bei den Beilen zuerst im germanischen Gebiete sich zeigt, nach meiner Ansicht in Periode IIc, während auf dem illyrischen Gebiete Ostdeutschlands und Österreich-Ungarns das Tüllenbeil, offenbar in Nachahmung des germanischen Vorganges, erst in Periode III erscheint. Dasselbe ist in Frankreich der Fall.

Man darf sich durch den Umstand, daß die Ränder des Cöthener Beils sehr niedrig sind, nicht etwa verleiten lassen, das Stück für besonders alt zu halten, womöglich noch in die Periode I hinaufzurücken. Denn die Art, wie die Ränder auf die Breitseiten hinuntergeklappt sind und dadurch so wenig hoch erscheinen, zeigt, daß wir hier mit einer schon stark vorgeschrittenen Rückbildung der zwecklos gewordenen Ränder zu tun haben.

Das Cöthener Beil ist 16,25 cm lang, an der Öffnung 4,08 und im lichten 3,3, an den Schneideneden 5,56, am unteren Tüllenende 2,48 cm breit.

Herr Dr. Jahn führte in der Diskussion als schlesisches Seitenstück zu dem Cöthener Beil ein von ihm in „Altschlesien" I, S. 50, Abb. 19 mitgeteiltes sehr eigenartiges Tüllenbeil aus Ratibor an. Dieses illyrische Beil kann aber nicht als Übergang vom Randbeil zum Tüllenbeil, sondern nur als Mittelding zwischen Absatzbeil und Tüllenbeil angesehen werden, hat auch schon ein Randöhr und zeigt in der Gestalt der Klinge, daß es bereits aus der jüngeren Bronzezeit stammt. Irgendwelche Vorstufen oder Weiterentwicklungen dieses barocken Typus, der nur ein fehlgeschlagener Versuch war, sind nicht bekannt.

Dagegen hat Herr Dr. Gummel ein wegen seiner ganz ungenügenden Abbildung bisher übersehenes Seitenstück des hannoverschen Museums aus der Lüneburger Heide, das dem meist reichverzierten nordischen Typus angehört und auf der Stufe unserer Abb. 11 steht (Abb. 12), mit Recht hier ans Licht gezogen.

Herr Dr. Gummel:

Das Provinzialmuseum Hannover besitzt eine Zwischenform zwischen Rand- und Tüllenbeil aus Borstel, Kreis Winsen a. d. Luhe (Nr. 4561, Lindenschmit, A. u. h. V. I, 5, Taf. 3, Abb. 19 und 20). Über die Fundumstände des im Jahre 1852 vom Ministerium des Innern dem Museum überwiesenen Stückes ist nichts bekannt.

Leider handelt es sich nur um ein Bruchstück (Abb. 12). Weder das Ober- noch das Unterende sind erhalten. Das Beil besitzt bereits eine richtige Tülle, hat aber in seinem unteren Teil ganz das Gepräge eines Randbeils. Der Eindruck, den die unter der Umschnürung herausragenden Enden der hölzernen Schaftwangen beim geschäfteten Randbeil hervorrufen, ist sehr klein in Bronze nachgeahmt. In heilem Zustande dürfte das Beil — abgesehen von seiner reicheren Verzierung — ganz ähnlich gewesen sein wie das von Montelius in der „Methode" (die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa I, Stockholm 1903) S. 31, Abb. 63 wiedergegebene Beil aus Dänemark.

Vorgeschichtliche Volksbildung nebst Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat.

Von Bernard Hogrebe, Osnabrück.

Mit 1 Textabbildung.

Zur Einführung für das, was hier gesagt werden soll, möge eine Geschichte dienen, die sich im verflossenen Jahre auf und bei dem ziemlich einsam liegenden Hofe eines Landwirts in Widukinds altem Herzogtum Engern zugetragen hat. Nicht weit vom Hofe, an dessen Mittagseite, läuft ein alter Heerweg von Abend nach Morgen, heute ein einfacher Feldweg, weil die neuzeitliche Landstraße, die in manchen Fällen dem Heerweg folgt, an dieser Stelle einen anderen Weg gesucht hat. Wo jene alte Heerstraße eine Höhe schneidet, da hatte sich rechtwinklig zu ihr im Gebüsch das Bruchstück eines mächtigen Walles von 4 m Höhe und 3 m Kronenbreite mit beiderseitigem Graben erhalten, der Rest einer Wehranlage, scheinbar einer Wegeschanze aus vorgeschichtlicher Zeit. Von derartigen hünenhaften Wallanlagen gab es vor ungefähr 70 Jahren noch eine ganze Anzahl in Altsachsen. Die sogenannte Separation und die letzte Markenteilung haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz unnötigerweise mit ihnen aufgeräumt. Nur der Hugenwall in der Bauerschaft Barlage im Osnabrückschen ist neben anderen Bruchstücken teilweise erhalten. Aber auch er wird über kurz oder lang verschwinden, weil sich selbst heute, wo man in der Erfassung des Landschaftsbildes fortgeschritten sein sollte, kaum jemand um die Erhaltung bekümmert. Diese hünenhaften Wehranlagen, die nicht immer mit heutigen Kreis-, Amts- oder Bauerschaftsgrenzen zusammenfallen oder -fielen, werden, wie auch der Hugenwall, als Grenzwälle vorgeschichtlicher Volksstämme anzusprechen sein und sind nicht zu verwechseln mit den mittelalterlichen Landwehren von kleinerem Ausmaß, die außerdem hier und da urkundlich für das 13. oder 14. Jahrhundert festgelegt werden können, deren Tage aber auch gezählt sind, wo sie, nach Ansicht der Leute, der neuzeitlichen Kultur im Wege stehen. Jener Landmann aber, mit der vorgeschichtlichen Wegeschanze, bekam eines Tages vom Landratsamt ein sogenanntes Ruhrkind zugewiesen, in diesem Falle einen schwächlichen blassen Schüler von 12 Jahren aus dem besetzten westfälischen Industriegebiet. Der Knabe sollte 10 Wochen bei dem Landmann bleiben, sich erholen und nebenher bei leichter Feldarbeit helfen. Soweit

ging alles gut. Der Junge war willig, anstellig und gedieh sichtlich in der frischen Landluft. Nach zwei Wochen aber bemerkte man, daß der Knabe, sobald er eine freie Stunde hatte, spurlos verschwunden war. Da er jedoch zur rechten Zeit sich immer wieder einstellte, so ließ man ihn gewähren, zumal er auf gelegentliches Befragen erklärte, er habe im Busche oder am Bache gespielt. Da bekam unser Bauer eines schönen Tags vom Landratsamt die Aufforderung, sein Ödland anzugeben. Zugleich wurde ihm aufgetragen, darüber Mitteilung zu machen, wie er es in Kultur zu nehmen gedächte, um gegebenenfalls eine Enteignung zu vermeiden. Doch hatte dieser Bauer schon seit Jahren kein Ödland mehr. Die letzte Heide hatten einige russische Kriegsgefangene urbar gemacht. Aber, wie das in solchen Fällen geht, der Landmann, statt einfach Fehlanzeige zu melden, glaubte vielleicht, dem Landrat persönlich einen Gefallen tun zu müssen und beschloß, das Wallbruchstück abzuholzen und abzutragen, die beiden Gräben einzuebnen und aus dem Gelände, rund einem Viertelmorgen, ein Roggenfeld zu machen. Gedacht, getan! Eines Mittags nach der None, der Knabe hatte gerade seine freie Stunde, rückt der Bauer mit seinem Gesinde in die Schanze, zunächst, um das Gestrüpp am östlichen Grabenrand zu beseitigen, das hier üppig wuchert. Der Klang von Axt, Hacke und Spaten hat den Knaben in seinem Versteck aufgeschreckt. Ungesehen liegt er auf der Wallkrone im Gebüsch und zwei haßerfüllte große Kinderaugen richten sich auf die kulturwütigen Leute, die ihm kaltlächelnd sein Paradies verderben. Der Knabe hat nämlich vom westlichen Graben aus in den Wall hinein eine Höhle gemacht, sie mit Moos ausgepolstert und mit Zweigen verblendet. Er hat sich aus Weißdorn einen brauchbaren Bogen angefertigt und schießt mit Pfeilen, die Flintsplitterköpfe haben. Aus einer Jungesche hat er sich einen Speer geschnitzt, den er geschickt zu werfen versteht. Robinson Krusoe und Lederstrumpf, deren Geschichte er auf der Schule gelesen und die er hier an dem alten Wall verkörpert hatte, sind seine Helden, und dieses Erlebnis, das schönste seines Lebens, das war jetzt zu Ende. Als der Bauer und seine Leute abends nach Hause kommen, fällt das verstörte Gesicht des Jungen auf. Auf Fragen weicht er aus. In den nächsten Tagen tut er zwar seine Arbeit wie zuvor, aber sein Frohsinn ist dahin. Im Gegenteil, er weint des Nachts und verlangt nach Hause. Dem Landmann bleibt nichts übrig, als ihm den Willen zu tun und zur Bahn zu bringen. — Als der Bauer nach einigen Tagen beim Einebnen des Walles eine zerstörte Indianerhöhle und in deren Nähe einen zerbrochenen Bogen und einen zersplitterten Speer findet, da fiel ihm die Tatsache immerhin auf. Ob er aber die ursächlichen Beziehungen zwischen diesen Dingen und dem geänderten Benehmen des Knaben herausgefunden hat, vermag der Vortragende nicht anzugeben.

Soweit die Geschichte, jetzt davon die Moral, obwohl das Moralisieren und Schulmeistern die ödeste Sache von der Welt ist. Aber das Thema, das am Anfang stand, sine ira et studio behandeln, ist nicht gerade leicht. Es sei wiederholt, um festzustellen, wo wir stehen: Vorgeschichtliche Volksbildung nebst Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat. Haben wir bei den Personen der Geschichte, etwa bei dem Landrat, als Vertreter des gebildeten Deutschen, oder bei dem Landwirt, als Vertreter des Bauernstandes, etwas von vorgeschichtlicher Volksbildung gemerkt? Und wie war's mit der Denkmalpflege, denn das Wallbruchstück war ein vorgeschichtliches Wahrzeichen? Wir haben das Gegenteil, und nennen wir das Ding nur gleich beim richtigen Namen, die vollendete Barbarei gesehen, eine Barbarei, die

um so schlimmer ist, weil sie in dem Glauben lebt, Kultur zu vermitteln. Und dann die dritte und Hauptforderung des Themas: „die Kulturheimat?" — Der Vortragende hat das Wort im Gegensatz zu dem bekannteren „Kulturwüste" geprägt, womit man einerseits die moderne Großstadt üblen Stils bezeichnen mag, in der Millionen Volksgenossen nichts haben als einige Mietzimmer und die Straße und allenfalls noch die Zeitung oder das Kino, anderseits die vom Kunstdünger abhängige KulturSteppe in gewissen Gegenden Mitteldeutschlands. Man darf dem Grafen Kayserling beistimmen, der jene Gegenden zu den langweiligsten der Welt rechnet[1]). Wo aber diese ländliche Kulturwüste noch nicht ist, wie in manchen Gegenden Altsachsens, da beeilen sich, wie gezeigt wurde, Staat und Gemeinden in wahlloser Urbarmachungswut sie schleunigst herbeizuführen. Wie kam diese Anschauung in das Volk? Die Ursachen liegen tiefer; es würde zu weit führen, sie hier klarzulegen. Die Veranlassung dazu aber wird in dem Mißbrauch der an sich gut gemeinten Vorschläge der Bodenreformer zu suchen sein. Für uns handelt es sich zunächst um den Nachweis, daß der Vorgeschichtler allen Grund hat, mit auf den Plan zu treten, damit die Züge altdeutscher Landschaft, die wir in Altsachsen hier und da noch haben, nicht über Nacht verschwinden. Zur Aufklärung aber sei kurz folgendes gesagt: Die Kämpfer für die Kulturheimat oder, wie man auch sagen kann, die Leute vom Heimatschutz verschließen sich keineswegs der Forderung, dem Volke Neuland zu geben, sobald man sie davon überzeugt, daß größere Ödlandsiedlungen ohne Schaden für die klimatischen Verhältnisse so durchgeführt werden können, daß sich die Sache auch lohnt, daß nicht schließlich die Kunstdüngerfabriken allein den Profit davontragen, was in manchen Fällen gewiß eintreten würde, selbst wenn man die Tatsache in Rechnung zieht, daß Ödland im allgemeinen durch Urbarmachen sich bessert. In diesem Zusammenhang sei beispielsweise erinnert an die mit großen Kosten erfolgte Stromregulierung der mittleren Ems. Diese „Kulturtat", die damals mit dem üblichen überschwänglichen Wortgepränge gefeiert wurde, erweist sich jetzt in gewisser Beziehung als Danaergeschenk, wie folgende Worte beweisen: „Die hohen Emswiesen werden bei dem niedrigen Wasser nicht mehr überschwemmt, sie brachten früher ungedüngt mehr Gras als heute mit Kunstdünger"[2]). Ist es nicht vorteilhafter, wenn der Großhandel dafür sorgt, daß Amerikas Weizenüberfluß und Viehreichtum, der drüben zum großen Teil verkommt, in unser Land gelangt? Wäre es nicht richtiger, daß die Energie, die man vielleicht nutzlos für das Urbarmachen mageren niederdeutschen Bodens aufwendet, darauf umgestellt wird, unsere Kolonien wieder zu erlangen oder das Deutschtum im Auslande zu stärken und in den uns widerrechtlich entrissenen Gebieten? Auf jeden Fall aber muß versucht werden, die für's Urbarmachen maßgebenden Stellen so zu beeinflussen, daß sie ihre Kunst zuerst an den ganz großen Moor- oder Heideflächen versuchen, daß man aber die kleineren Flächen Ödlandes, die sich glücklicherweise hier und da erhalten haben, als Ruhepunkte in der Landschaft zunächst ungeschoren läßt. Wenn sich dann nachher die Notwendigkeit ergibt, daß unbedingt jeder Zollbreit Bodens zum Besten der Volkswirtschaft ausgenutzt werden muß, dann kann man aufforsten oder sonst, wo es möglich ist, die Landschaft wie einen Garten behandeln, wobei sich herausstellen dürfte,

[1]) Vgl. Das Reisetagebuch eines Philosophen. S. 767. Darmstadt 1923. 7. Aufl.
[2]) Wessels-Herbrum. Die Ems im Kreise Aschendorf. Heimat-Blatt Nr. 2 der Osnabrücker Volkszeitung 1924.

daß sie genau soviel, wenn nicht noch mehr einbringt als die sogenannte rationelle Kulturwüste. Allerdings ist das hier berührte Gebiet zunächst ein Arbeitsfeld der Naturwissenschaft, die sich denn auch in letzter Stunde auf ihre Pflicht gegenüber der Kulturheimat besonnen hat. „Wichtiger, d. h. eiliger als all der ultramikroskopische Kleinkram ist der Naturschutz." — „Wenn wir (die Naturwissenschaftler) nicht Führer sein wollen in dem Kampf um unser ureigenstes Gebiet, die Natur, wer denn sonst!?" (Dr. Hugo Weigold in einem Vortrag, gehalten auf der Hundertjahrfeier deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig)[1]). Also Führer wollen die Naturwissenschaftler sein, aber sie suchen Helfer, damit überhaupt Erfolge in naturwissenschaftlicher oder geschichtlicher Hinsicht erzielt werden. Ihre natürlichsten Bundesgenossen aber in diesem Kampfe sind die Vorgeschichtler, wie schon erwähnt wurde. Es sei wieder auf das Beispiel am Anfang verwiesen. Wer hätte das ungeschützte Wallbruchstück kennen und sich für dessen Erhaltung einsetzen müssen? Am besten nimmt man gleich die höchste Instanz und sagt: Der Professor für Vorgeschichte der in Frage kommenden Universität. Daß keiner da ist, vereinfacht die Sache gerade nicht. Käme danach der Historiker in Frage, der Vorgeschichte im Nebenamt lehrt. Doch auch den wird man hier vergebens suchen. Das Vorlesungsverzeichnis, das der Vortragende sich daraufhin ansah, gab jedenfalls darüber keinen Aufschluß. Und doch ist für unser Gebiet auf den zünftigen vorgeschichtlichen Wissenschaftler oder Konservator Gewicht zu legen. Der industrialisierte Bauer aus Engern hätte ganz bestimmt die Schanze erhalten, wenn gelegentlich solch ein Herr ihn in volkstümlicher Weise auf die Bedeutung des Denkmals aufmerksam gemacht hätte; das gute Beispiel ist für dergleichen Fälle wirksamer als ein Schutzgesetz. Machen wir den Landmann nicht verantwortlich für Sachen, die er nicht kennen kann. Fordern wir aber auch nicht alles von dem Volkslehrer, wenn irgendein Fachgebiet in Frage kommt. Wenn der sich aber doch für die Schanze, den Hugenwall, einsetzen soll, — und er wird vielerorts der gegebene Mann dafür sein — dann gebe man ihm zunächst Gelegenheit, über diese und ähnliche Dinge etwas Gründliches zu lernen. Indessen fehlt diese Gelegenheit fast überall. Und die Leute vom Natur- oder Heimatschutz? Gewiß ist ein ganzes Heer von Personen da, das Anteil nimmt, „Interesse" hat. Wenn man aber bedenkt, daß in Städten von 100000 Einwohnern sich günstigenfalls ein einziger ehrenamtlicher Helfer findet, der die undankbaren täglichen Aufgaben des alten Schutzsystems auf sich nimmt, und dessen Tätigkeit von vielen seiner Mitbürger nicht ernst genommen wird, dann bekommt die Sache doch ein anderes Gesicht. Bliebe noch der Naturwissenschaftler übrig, der sich für den Wall vom Standpunkt des Vogelschutzes hätte einsetzen können, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung durch den Freiherrn von Berlepsch einwandfrei bewiesen ist. Und wenn der Bauer ein neues Roggenfeld braucht, warum sucht er sich gerade die Schanze aus? Warum holzt er nicht dafür ein anderes Waldstück ab? Man sieht, die Schanze hat keinen Anwalt als den zwölfjährigen Knaben aus dem Industriegebiet. Was will das besagen bei 60 Millionen Volksgenossen, selbst wenn man den Fall verallgemeinert, was hier natürlich gewollt ist. Der Knabe aber schätzt den Wall nicht, weil er vielleicht aus der Zeit der Angrivarier stammt, er schätzt ihn vielmehr aus dem natürlichen Gefühl heraus, daß so etwas unbedingt heute zur Landschaft gehört.

[1]) Abgedruckt in der Zeitschr. „Naturschutz" (herausgeg. von Dr. Hermann Helfer, Berlin-Lichterfelde). 4. Jahrg., 12. Heft. Dez. 1923, S. 245/46.

Jetzt aber stelle man sich einmal die Heimat unseres Knaben vor, eine Mietkaserne oder auch ein gutes Siedlungshaus irgendwo in dem Häusermeer zwischen Duisburg-Ruhrort und Hamm. Ohne „technikblind" oder für die „Poesie der Industrie" unempfänglich zu sein, wird man immerhin ein Urteil über die Gegend als Landschaft abgeben können, wenn man sechs Jahre dort gewohnt hat. Dies Urteil aber lautet so: Eine Unzahl von Siedlungen, unter denen die schlechten weitaus überwiegen, häufig erdrückt von Zechenanlagen, Fabriken, Kohlenhalden und bewohnt von Volksgenossen, die nur zum kleinen Teile einheimischen Stammes sind; dazwischen Eisenbahndämme und Straßenbahnlinien und in der raucherfüllten Luft Draht und immer wieder Draht; unter den Drähten aber hin und wieder ein abscheuliches Schmutzwasser. Und wenn wir dem Knaben wahrheitsgemäß sagen: Gewiß, deine Heimat ist nicht schön. Die ursprünglich reizvolle Landschaft ist bis auf klägliche Reste dahin, die wir jetzt, leider 50 Jahre zu spät, schützen möchten. Aber schaue einmal in die Fabriken, da schnurren die wunderbarsten Maschinen, Maschinen, die immer vollkommener werden; und in den Laboratorien, da arbeitet der Chemiker, ein grundgelehrter Mann, der erfindet morgen das Mittel, aus Kohle Butter zu machen. Glaubt man, durch diese oder ähnliche Nachrichten, also durch die Aussicht auf die vollkommenste Maschine oder eine neue Margarine irgendwelchen Eindruck auf den Knaben zu machen, daß er wieder froh wird und seine Schanze darüber vergißt? Daß in der Chemie oder Technik Werte sind, die auch geeignet wären und verdienen, dem Knaben vermittelt zu werden, ist eine Frage für sich. Aber man täusche sich nicht. Der Vortragende glaubt an den kulturellen Fortschritt in gewisser Beziehung, er glaubt besonders an den industriellen und technischen Fortschritt. Doch hören wir endlich auf, diese Dinge zu überschätzen. Vorläufig, obwohl wir ein Zeitalter ungeahnter industrieller Entwicklung hinter uns haben, gelten bis auf weiteres in gewisser Beziehung immer noch Karl Immermanns Worte, die er vor 100 Jahren prägte, als die Industrie nach englischem Muster in das Bergische Land einzog: „Entschieden war es ihm; wenn diese Bestrebungen weiter um sich griffen, so war es in ihrem Umkreise um alles getan, weswegen ein Mensch, der nicht rechnet, leben mag[1])." Wenn jemand mit dem Schein einer Berechtigung einwenden wollte, „das mochte damals stimmen, als der Dichter glaubte, die Maschine ausschalten zu können, die indessen heute einen jeden zwingt zu rechnen, sei er Arbeitgeber oder Arbeitnehmer", so ändert diese Tatsache nichts an der inneren Wahrheit des Immermannschen Satzes.

Wichtiger, d. h. eiliger als aller Fortschritt, der sich auf Fabrik und Kunstdünger gründet, scheint mir die Notwendigkeit, die deutsche Kultur, mehr und bewußter als bisher, aus einer Gelehrtenkultur zur Volkskultur zu machen. Gelingt uns diese Aufgabe im Laufe der nächsten Jahrzehnte nicht, dann, ade, deutsches Volkstum, auf Nimmerwiedersehen! Womit natürlich nicht gesagt ist, daß das Volkstum an sich verschwindet, sondern nur, daß es Formen annehmen wird, die wir zunächst nicht im Auge haben. Behalten wir den Knaben im Sinne, der auf seine Schanze schwört, teilen wir seinen Standpunkt. Der Junge wird kein Ingenieur, kein Chemiker oder Gelehrter, sondern ein einfacher Arbeiter werden. Er wird aber unbedingt heimatlos und damit vaterlandslos werden, wenn wir ihm die Werte und Schönheiten unserer Kultur nicht vermitteln. Wie sich der Vortragende diese Vermitt-

[1]) Immermann. Die Epigonen. Berlin 1865. II. Bd. S. 96.

lung für das vorgeschichtliche Gebiet denkt, sei in den folgenden Ausführungen versuchsweise angedeutet.

Zunächst setzt jene Vermittlung aber voraus, daß unsere Wissenschaft hier in Westfalen an der Universität eine Heimstätte hat. Da dies für wichtige Teile der Vorgeschichte, wie schon gesagt, nicht der Fall ist, muß darauf zuerst eingegangen werden, ehe von vorgeschichtlicher Volksbildung gesprochen werden kann, welche ihrerseits wieder durchaus abhängig ist von vorgeschichtlicher Lehrerbildung. Erst wenn diese Voraussetzungen zutreffen, kann man den nötigen Schritt weiter gehen und versuchen, unsere Wissenschaft durch geeignete Mittel, durch Theater- und Kinovorstellungen, durch regelmäßigen Zeitungsdienst sowie durch geeignete vorgeschichtliche Schauausstellungen in Museen bei der Masse volkstümlich zu machen, wobei auf das gute Beispiel der Industrie und der anderen großen Wirtschaftskräfte, die heute in gewisser Hinsicht den Staat verkörpern, durch vorbildlichen Denkmalschutz und Bereitstellung von Geldmitteln für jene Bestrebungen, nicht verzichtet werden kann. In diesem Rahmen werden sich die weiteren Ausführungen bewegen. Um anschaulich zu bleiben, wird möglichst auf das dem Vortragenden naheliegende Tecklenburger Land und den Gabelin bei Westerkappeln verwiesen werden.

Unweit der Grenze des ehemaligen Fürstentums Osnabrück und der Grafschaft Tecklenburg liegt ein ziemlich urwüchsiges Wald- und Heidegebiet von kleinerem Umfange mit steinzeitlichen Hünenbetten, den sogenannten Slopstenen, Hügel- und Flacherdgräbern und sieben eigenartigen gleichlaufenden Wegeschanzen. Den merkwürdigen Namen Gabelin hat man im Anschluß an dort stattgefundene mittelalterliche Kämpfe von Ghibellin herleiten wollen; man vergleiche auch das Wort „gabilûne„ der Sage[1]). Die einfachste und beste Erklärung ist wohl die von Dr. Hermann Jellinghaus, die er dem Vortragenden mündlich mitteilte. Er leitet den Namen vom französischen Worte javelin = Wurfspieß (lat. iaculum) ab, weil anzunehmen ist, daß das Feld im Mittelalter als Turnierplatz benutzt wurde. Der Gabelin ist demnach ein Denkmalfeld, ein Rosengarten, wie er im Buche steht. Von ihm und dem Tecklenburger Land gilt, was Dr. Jos. Kemper in einer Schrift über den Wodanskult in Westfalen sagt, was aber auf andere Teile des Münsterlandes und des übrigen Niederdeutschlands schon nicht mehr zutrifft: „Es sind noch manche Denkmäler der Heidenzeit in Altsachsen vorhanden, die zum Teil nicht bekannt sind und nur durch genaue Ortskenntnis zu weiteren Ergebnissen führen können." Und wenn Dr. Kemper weiterhin sagt: „Ein Landsmann, der mit seinem Volke vertraut ist und an der Quelle der mündlichen Überlieferung steht, kann in diesen Dingen mehr leisten als ein Fremder, wie ich, wenn mir auch alle gedruckten Hilfsmittel zu Gebote ständen[2])", so denkt der Vortragende unwillkürlich an den tüchtigen Leiter eines Tecklenburger Heimatvereins, der einem jungen Kandidaten für dessen volkskundliche oder vorgeschichtliche Arbeit wertvolle Hilfe leisten könnte, wenn letzterer Land und Volk am Gabelin als Quelle aufsuchen müßte. Wenn dann eine solche Arbeit zugleich die Aufgabe enthielte, gangbare Wege der Anwendung für Ziele der Kulturheimat nachzuweisen, die danach in Verbindung mit dem Heimatverein zu verwirklichen wären, dann wäre doch in diesem Falle die Energie nicht nutzlos vertan, wie das bei manchen

[1]) Kudrun. Herausgeg. von Ernst Martin. Halle 1902. S. 25. 2. Aventiure. 101.
[2]) Dr. Joseph Kemper, Der Bonenjäger. Münster. 1881. Vorwort.

Dissertationen zutreffen mag, die ungenutzt und teilweise ungedruckt in den Archiven schlummern oder bestenfalls wieder hervorgeholt werden, um neue Theorie auf die alte zu häufen. Kiel hat seit dem 26. Juli 1923 sein Nordisches Institut; Westfalen, das Hunaland der Thidrekssage, aber bietet noch keine Gelegenheit, Altnordisch zu lernen; wobei allerdings in Rechnung zu ziehen ist, daß die Universität Münster noch jung ist. Doch scheint auch der Verfasser des Westfälischen Trachtenbuches keinen Nachfolger zu haben. Die neue westfälische Volkskunde wenigstens ist nicht an der Universität entstanden, sondern von einem Gelehrten im Nebenamte geschaffen; was diesem um so höher anzurechnen ist, wenn man bedenkt, welches Maß von philologischen, ethnologischen und archäologischen Kenntnissen notwendig ist, um Gründliches und Neues auf dem Gebiete der Volkskunde zu leisten. In diesem Zusammenhang mögen einige Fragen von vielen genannt werden, die jeder gebildete Niederdeutsche kennen müßte, die aber nur wenigen Heimatfreunden bekannt sind, weil die dafür maßgebenden Wissensgebiete hier kaum von der Wissenschaft gepflegt werden. Es sei erinnert an die Arbeit Holthausens über die Thidrekssage[1]), wo er jene Sagenteile nachweist, die deutlich auf ihre niederdeutsche Herkunft schließen lassen, z. B. der Untergang der Niflunge in Susat; an die Forschungen Schierenbergs über den Ursprung der nordischen Göttersage, die, wenn auch teilweise überholt, doch noch neue Anregungen geben dürften, an das Verhältnis der Birkenschlachtsage zum Ragnarokssagenkreise, vor allem an die Forschungen Emil Seelmanns über die sächsische Herkunft einiger Sagenkreise, die früher und vielfach auch heute noch als keltisch angesprochen werden. Die Forschungen des verstorbenen Bonner Gelehrten erscheinen so wichtig, daß hier die Schlußsätze eines erst kürzlich neu veröffentlichten Aufsatzes Platz finden mögen: „An die Literarhistoriker wird sich meine Sonderforschung über die Sachsen-Deportationen im Lichte der altfranzösischen Literaturgeschichte wenden. Man wird daraus entnehmen, daß die Sachsen im Verbande mit den neben ihnen angesiedelten heidnischen Normannen einen besonderen altfranzösischen Epenzyklus angeregt, germanische Sagen und Gestalten in die Literatur und Legende eingeführt haben. Wieder sind es die Harzsachsen und das Ardennen-Departement, die sich darin einen Namen gemacht, und der mächtigste Heidenkönig des gesamten französischen Epos, Agolant, ist kein anderer als der altsächsische Hakol-berand (Hacol-anus!)[2])"

Mit Bedacht sind hier Gebiete aus der heimatlichen Sagengeschichte genannt, die für gewöhnlich kein Feld der Vorgeschichte bedeuten. Doch wird nicht bestritten werden können, daß jene Fragen durch vorgeschichtliche Forschungen neu beleuchtet werden und in manchen Fällen erst Grund und Boden bekommen, wenn glückliche Funde Schlaglichter auf die schwankenden Gestalten der Sage werfen. Was uns fehlt, ist eine Zusammenfassung alles Vorgeschichtlichen aus den verschiedenen Wissensgebieten, aus der chronologischen Vorgeschichte, aus der Geologie und der Naturgeschichte des Menschen (Somatologie), aus der vorgeschichtlichen Volkskunde (Brauchkunde), aus der Götter- und Heldensage und aus der Mythenforschung zu einer festgefügten vorgeschichtlichen Heimatlehre. Daneben wird die Fachforschung, z. B. auf dem Gebiete der Typologie, nach wie vor ihr Recht behaupten

[1]) Holthausen, Studien zur Thidrekssage. Halle 1884.

[2]) Emil Seelmann, Wiederauffindung der von Karl dem Großen deportierten Sachsen. Im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1924. S. 45f. Norden u. Leipzig.

müssen; aber zum Nutzen der Volks- und Lehrerbildung muß jene Synthese auf jeden Fall zunächst einmal versucht werden. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, geeignete Dozenten für dieses neue Fach zu finden. Dr. Hugo Weigold durfte für die Naturwissenschaftler folgenden Satz aufstellen: „Es muß am besten eine Art Physikum auch für Zoologen, Botaniker, Geologen und Mineralogen eingeführt werden, in dem sie nachzuweisen haben, daß sie die Grundbegriffe der Heimatlehre in sich aufgenommen haben[1])." Die Vorgeschichtler mögen sich ihnen anschließen und zunächst fordern: Niemand darf geschichtliche Fachstudien betreiben, wenn er nicht zuvor die notwendigsten Grundbegriffe der Vorgeschichte sich angeeignet hat. Daß zu diesen Grundbegriffen auch die vorgeschichtliche Denkmalpflege in der Kulturheimat gehört, sei hier nebenbei erwähnt. Heute ist es indessen noch so, daß Gebiete, wie der Gabelin von Konservatoren betreut werden, die keinerlei vorgeschichtliche Sachkenntnisse haben. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß dort jüngst ein Grabhügel — scheinbar ohne Sachaufsicht oder Genehmigung — „abmontiert" wurde, und daß der Plan besteht, in der Nähe des einigermaßen erhaltenen Megalithgrabes ein industrielles Werk zu errichten. Ein guter Vorgeschichtler soll immer auch Sinn und Blick für die Gegenwart haben. Doch darf die Anpassung für diesen Fall nicht so weit gehen, daß man sagt: Ja, was schadet das Werk, wenn nur das Denkmal bleibt. Und jener anpassungsfähige Vorgeschichtler würde vielleicht auf die Edda verweisen, wo es im Hávamál, Vers 67, heißt: „Nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand, wenn ihn ein Gesippe nicht setzt[2])." In der Tat, die meisten Megalithgräber liegen an Straßen. Liegen sie einsam in der Heide, so ist das in der Regel durch Verlegen oder Aufgabe der Ursiedlung zu erklären. Für den Denkmalschutz aber dürfte immerhin die Lage in der Heide besser sein als die an der Straße. Megalithgräber an Straßen werden nur zu leicht mit Steinbrüchen für den Straßenbau verwechselt, und Hünenbetten mitten in der Ackerflur ohne einen Bannkreis sind auch nicht zu empfehlen; sie werden immer kleiner und verschwinden zuletzt. Die passende Umgebung, auch für den Gabelin, ist der ursprüngliche Mischwald, wenn das Gebiet forstlich ausgenutzt werden soll. Eine Bepflanzung der Hügel selbst ist aber zu vermeiden, namentlich dann, wenn sie noch unerforscht sind.

Im ersten Teile des Vortrags war die Rede von der Freude am Urbarmachen. Aber diese Freude wird einem genommen, wenn man weiß, wie die Funde aus Moor und Heide und auch aus dem Kulturboden in den meisten Fällen verkommen. Die Zeitungen in der Rodungszeit und gelegentliche Berichte über die Tätigkeit der Bagger reden eine deutliche Sprache. „Unaufhörlich greifen die großen Eimer der Bagger tief in den Boden und fördern alle möglichen Dinge aus alter Zeit zutage: Wildpferdschädel, Hirschgeweihe, ein Jahrtausende altes Schwert usw". — „So finden wir auf der linken Seite u. a. das Torfwerk Südmoslesfehn, das den größten Torfbagger Deutschlands sein eigen nennt. Dieser Bagger, bezeichnenderweise Mammutbagger genannt, hat praktisch Tagesleistungen von 250—300 Tonnen Trockentorf erreicht"[3]). Wer möchte nach solchen Berichten noch Zweifel hegen an dem Kulturwert unserer Riesenbagger. Leider ist in dem angeführten Aufsatz von der Auswertung der Funde nicht die Rede, sie ist aber

[1]) „Naturschutz". 4. Jahrg. Heft 12. Berlin-Lichterfelde. S. 246ff.
[2]) Edda. 2. Bd. Übertragen von Felix Genzmer. Jena 1920. S. 130.
[3]) Der Küstenkanal und die Moore des Hümmling. Osnabr. Volksztg. Nr. 271, 57. Jahrg.

auszudenken. Und doch könnte man sich wohl oder übel über derartige Dinge hinwegsetzen, wenn wenigstens weit und breit bekannte Denkmalfelder wissenschaftlich geschützt oder ausgewertet wären. Wie steht es aber damit? Hören wir, was die Zeitung in ziemlich regelmäßiger Wiederholung über den Hümmling sagt, der auch, wie der Gabelin, zu den wenigen ursprünglichen Ruhepunkten in der Landschaft zwischen dem Hellweg und dem Nordseestrand gehört, und dessen Eingliederung in die Kulturheimat bald erfolgen muß, ehe es zu spät ist: „Unser sonst von der Natur stiefmütterlich behandelter Kreis weist, worum uns manche andere deutsche Landschaft beneidet, eine große Fülle vorgeschichtlicher Denkmäler auf, jener Grabstätten, die die einstigen Helgengeschlechter ihren Toten errichtet haben. Es ist nur zu bedauern, daß jene Zeugen einer großen Vergangenheit der Zerstörung aus Habgier beuteluſtiger Personen zum Opfer fallen. Die Grabkammern sind bis auf wenige erbrochen und durchwühlt, und alles einigermaßen Wertvolle hat man fortgenommen. Am meisten fand man Scherben von einfachen und ornamentierten Urnen, Pfeilspitzen, Teile von Trink- und Speisegefäßen, Steinhämmer, Steinmesser und Steinbeile, aber auch wertvolle Schmuckgegenstände, die man den Toten mit ins Grab gelegt hatte. Diese für die Geschichts- und Altertumskunde hochbedeutsamen Funde sind vielfach verzettelt worden; jedoch haben einzelne Privatpersonen es verstanden, sich große Sammlungen von Gegenständen vorgenannter Art zu verschaffen. So wanderte der gesamte Inhalt einer bloßgelegten Werkstatt zur Herstellung von Pfeilspitzen usw. in privaten Besitz. War erst die Grabkammer durchwühlt, so entfernte man sogar die zur Herstellung der Gräber dienenden Umfassungs- und Deckſteine und verwandte sie vielfach zum Bauen. Wenn nicht von der Regierung Maßnahmen zur Erhaltung der Hünengräber in energischer Weise getroffen werden, werden auch die letzten noch vorhandenen Denkmäler bald Trümmerhaufen sein; zumal die in der letzten Zeit erschienene Literatur über das einsame „Füersteenland" (Feuersteinland) immer mehr fremde Personen anlockt, die alle sich ein Andenken sichern wollen[1])."

Was uns nottut, sind vorgeschichtlich geschulte Konservatoren für jene gefährdeten Landstriche, und die sind leider nicht da. Wenn die Verschleuderung der Funde im gleichen Zeitmaß weitergeht wie die Rodungen, dann wird man in etwa 10 Jahren, wo die Lehrer auf den Hochschulen oder ähnlichen Anstalten den vorhin angedeuteten Unterricht der vorgeschichtlichen Synthese erhalten mögen, für manche Landschaften in die Verlegenheit kommen, daß wichtige Belegstücke nicht vorgezeigt werden können, weil sie verkommen sind. Und wenn man dann der heutigen Wissenschaft vorwerfen wird, daß sie nicht aufgepaßt habe, so wird man nicht im Unrecht sein.

Aber die jetzt wirkenden Volksbildner haben auch ein Anrecht darauf, jenen grundlegenden Teil der Heimatwissenschaft zu erfahren, um ihn in der Schule und damit für das Leben anwenden zu können. Die Lehrerschaft hat denn auch diesen Bildungsmangel richtig erkannt. Sie richtet mit Unterstützung der Behörden historische Heimatschulwochen ein, wo in fast allen Fällen von einem Fachgelehrten — meistens ist es ein Museumsleiter — ein vorgeschichtlicher Vortrag gehalten wird. Diese Maßnahme aber ist mehr gut gemeint als wirkungsvoll. Es kommt dabei nicht viel mehr heraus als bei dem üblichen Aufhängen der typischen Provinzial-Fundkarten in den Schulen. Ein Instrument haben, heißt nicht, auch darauf spielen können. Man vergleiche Hamlet III 2, die Szene mit den Flötenbläsern. Erst wenn

[1]) Möser-Blätter. Nr. 5. Osnabrück 1924.

jeder Volksbildner den grundlegenden vorgeschichtlichen Stoff immer zur Hand hat, wenn er ihn braucht, sei es im Geschichtsunterricht oder in der Deutschkunde, in der Naturwissenschaft, in der Geographie oder beim Zeichnen, dann erst haben wir gewonnenes Spiel. Wenn solch ein Virtuose heute die Ausnahme ist, dann dürfte er künftig die Regel sein, wenn jene vorgeschichtliche Synthese bei der Lehrerbildung einmal durchgeführt ist.

Der Zeichenunterricht wurde soeben genannt. Für seine Zwecke dürften in allen Schulen am Gabelin getreue Nachbildungen von Fundstücken nordarischer Töpferkunst, die für die Kultur der Slopsteine bezeichnend sind, ein geeignetes Mittel sein, Lehrer und Schüler in unsere Wissenschaft allmählich einzuführen. Ebenfalls für den Zeichen- oder Werkunterricht wäre eine Auswahl bronzezeitlicher Gewandhaften (Fibeln) zugleich mit der Absicht vorzulegen, in die Methode der Chronologie der Bronzezeit Einsicht zu gewinnen. Auch der Schmuck der Schulzimmer und Treppenhäuser mit Bildern, die sich auf die Vorgeschichte oder die Sage beziehen sind ein gutes Mittel, mit Einzelheiten unseres Stoffes vertraut zu werden Der Vortragende benutzt beispielsweise eine Nachbildung des sog. Sigurdbildes auf dem Ramsundsberge in Södermanland[1]), um in den mythischen Stoff des Nibelungenliedes einzuführen, der vielfach den Schülern unverständlich bleibt. Daß hier und da auch heute schon versucht wird, Vorgeschichte in die Schule zu bringen, soll nicht verkannt werden. Jedoch ist nötig, daß Sachleute sich die Schulbücher auf ihren vorgeschichtlichen Inhalt hin ansehen, damit — gelinde gesagt — sachliche Unrichtigkeiten verschwinden. Außerordentlich wichtig ist, wenn die Volksbildner darin von Männern der zünftigen Vorgeschichte unterstützt werden, damit etwas Gediegenes zutage kommt.

Am Schlusse dieses Abschnittes mögen noch einige Vorschläge unterbreitet werden, die geeignet erscheinen, unsere Wissenschaft außerhalb der Schule, vielleicht in Verbindung mit Heimatvereinen, unter das Volk zu bringen. Das strohgedeckte Tecklenburger Kübbungs-Kötterhaus, das sog. Dackhus[2]), bietet, wenn man vom Schafkoben der Heide absieht, mit seinem Vorschott vor der Dielenhalle und Niendür und seiner rundlichen Strohwamme am Giebelteil des Kammerfachdachstuhls den ursprünglichsten Typus des niederdeutschen Hauses dar, den es wenigstens in einzelnen Fällen als lebendiges Museum und als Stütze des Volkstums zu erhalten gilt. Will man noch einen Schritt weiter gehen, so richte man ein solches Dackhus zum Heimatmuseum ein und errichte in der Nähe eine Freilichtbühne, wo Luren zu einem vorgeschichtlichen Heimatspiel bei passender Gelegenheit erklingen. Im Hümmling, wo das Gebiet nicht so beschränkt ist, könnte man ein ursprüngliches Haus, oder besser noch eine kleine Kolonie, mit geeigneten Kriegsbeschädigten besetzen, die imstande wären, eine Landwirtschaft zu betreiben, wie sie vor der Einführung des Kunstdüngers mit Hilfe der Heidschnucke, unseres vielleicht ältesten Haustieres, betrieben wurde. Ein anderer Vorschlag zum Thema Wissenschaft nnd Leben: Der Professor für Vorgeschichte und eine Anzahl seiner Schüler lassen sich während der schönen Jahreszeit für einige Wochen am Gabelin nieder und leben dort mit den Mitteln und nach der Weise der nordarischen Steinzeitkultur. Ein steinzeitliches Haus wird errichtet und bewohnt und den Besuchern gezeigt, wie das Steinbeil beim Holzfällen gebraucht wird, wie eine Streitaxt durchbohrt wird. Im nächsten Sommer Einrichtung einer

[1]) Abbildung s. Mannus. Bd. 14, Heft 1 u. 2. S. 81.

[2]) Vgl. Dr. K. Brandi, Das osnabrückische Bauern- und Bürgerhaus. Osnabrücker Mitteilungen. Verlag Kisling. Bd. 16, S. 265ff. 1891.

bronzezeitlichen Siedlung bei den Hügelgräbern und Vorführung der alten Webetechnik durch vorgeschichtlich geschulte Damen. Wenn bei solchen und ähnlichen Versuchen von vornherein darauf gesehen wird, alles zu vermeiden, was als „Theater" ausgelegt werden könnte, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben. Auch glaube man nicht, daß ein ernster Wissenschaftler so etwas nicht fördern dürfte. Wollen wir unsere Wissenschaft in das Volk bringen, dann bleibt uns keine Wahl als solche Versuche, die, wie berichtet wird, in Schweden durchaus ernst genommen und verwirklicht worden sind. Die Teilnahme des Volkes für alles Vorgeschichtliche ist außerordentlich groß, wie jeder zugeben wird, der einmal die Gesichter der Leute gesehen hat, wenn zufällig ein vorgeschichtlicher Fund gehoben wurde. Aber die Teilnahme verfliegt, wie sie gekommen ist, wenn niemand da ist, der den Leuten aus jener Zeit erzählen kann, als der Fund in die Heimaterde kam; damit sie einsehen, daß die menschlichen Kulturen sich zwar ändern, daß aber der Bewohner der Stein- oder Bronzezeit in seinen Grundtrieben sich nicht so sehr vom modernen Menschen unterscheidet, wie der Laie anzunehmen geneigt ist.

Was aber die Aufstellung der Funde in Heimatmuseen betrifft, so ist Vorsicht am Platze. Die vorgeschichtlichen Sammlungen solcher Museen sind in den meisten Fällen mehr oder weniger schlecht geordnete Archive, oft sogar für den Wissenschaftler von zweifelhaftem Wert, wenn der Fundort und die Fundumstände nicht bezeichnet sind. Für den Laien aber können derartige Scherbensammlungen unter Umständen schädlich wirken, nämlich dann, wenn sie ihn abhalten, sich mit unserer Wissenschaft zu beschäftigen. Ausnahmen, wie das vorbildliche Heimatmuseum von Cöthen (Anhalt), sind leider zu selten. Die großen Museen, wenigstens die Provinzial-Museen, dürften in dieser Hinsicht wissenschaftlich einwandfrei eingerichtet sein. Doch auch sie müssen noch mehr Gewicht legen auf gute vorgeschichtliche Schauausstellungen, wobei getreue Nachbildungen immer eine Rolle spielen werden.

Wenn dem Vorgeschichtler zur wahren Erkenntnis Trümmer genügen, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, so müssen wir dem Laien gegenüber doch anders verfahren, wofern wir auf seine Teilnahme rechnen. Der amerikanische Großindustrielle Henry Ford[1]) hat auf die Tatsache hingewiesen, daß heute jedermann, auch der Arme, abhängig ist von Gegenständen, die eigentlich zum Luxus oder Komfort gehören, daß aber Handwerk, Technik und Industrie sich bemühen müßten, eben diese Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens auf die ursprünglichste und einfachste Form zurückzuführen. Ein kluger Mann der Technik wird also aus einem gut angelegten Museum für Vorgeschichte auch heute noch für seinen Beruf lernen können. Daß außerdem solch ein vorgeschichtliches Lebensmuseum unseren bildenden und redenden Künstlern, besonders dem Kunsthandwerk, immer neue Anregung geben kann und muß, erhellt allein aus der Tatsache, daß sich bei unseren Vorfahren das praktische Werkzeug mit der schönen Form fast immer verbindet.

Aller Erfolg aber hängt davon ab, daß Wissenschaft, Heimatvereine und die großen Wirtschaftskräfte, allen voran die Industrie, die sich fast überall auch auf dem Lande findet, Hand in Hand gehen, wenn es heißt, derartige Kulturheimatziele zu verwirklichen. Die neuzeitliche Industrie am Schafberg und besonders im Plänerkalkzug des Osnings hat zwar dem Lande am Gabelin viel von seiner ursprünglichen Schönheit genommen. Wenn

[1]) Vgl. Henry Ford, Mein Leben und Werk. Paul List Verlag Leipzig. S. 15f.

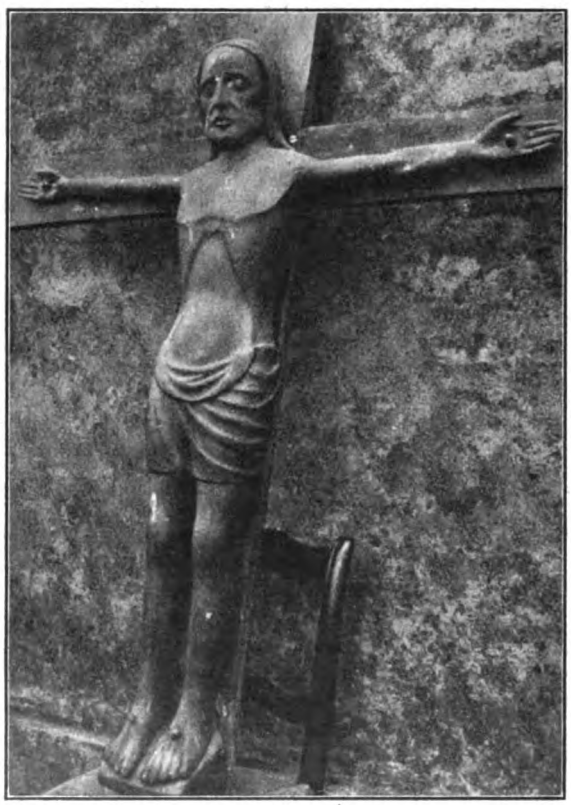
man aber künftig bestrebt ist, die verschiedenen Industrien möglichst auf die Gebirgsränder zu beschränken oder neue dahin zu verlegen, die Täler aber zu schonen, so ist für das Land noch manches als Kulturheimat zu erreichen; in dem hier und da noch Stellen sich finden mögen, die von der letzten Markenteilung unberührt geblieben sind, wo noch Volksteile sind, die plattdeutsch denken.

Um aber unsere Wissenschaft in den Großstädten heimisch zu machen, mögen noch einmal zwei Mittel genannt werden, die dafür geeignet erscheinen: das Kino im vorgeschichtlichen Lehrfilm und zur Vermittlung der Götter- oder Heldensage — wenn Mißbrauch in dieser Hinsicht getrieben werden kann, so ist das kein Grund, die Sache an sich abzulehnen —, sowie ein geordneter vorgeschichtlicher Pressedienst für Tageszeitungen und Heimatzeitschriften, wo Sachleute regelmäßige Fundberichte möglichst mit Abbildungen bringen und sonst die Leute über die Fortschritte unserer Wissenschaft in volkstümlicher Sprache auf dem Laufenden erhalten werden.

Aus dem bisher Gesagten mögen folgende Hauptforderungen zusammengefaßt werden: 1. Der Dozent für Geschichte, Deutsch und Naturwissenschaft an den bestehenden und zukünftigen Lehrerbildungsanstalten muß neben den allgemeinen auch die besonderen vorgeschichtlichen Kenntnisse nachweisen und erwerben können, die für jene Landschaft wichtig sind, in der er voraussichtlich wirken wird. 2. Den Lehrern, die bereits im Amt sind, muß Gelegenheit gegeben werden, die notwendigen vorgeschichtlichen Kenntnisse im Rahmen einer wissenschaftlich begründeten Heimatlehre zu erwerben. Das Ziel wird am ehesten erreicht durch einen wissenschaftlich geleiteten Kursus, bei dem die vorgeschichtlichen Denkmäler jeder Art der betreffenden Landschaft die gegebenen Anknüpfungs- oder Ausgangspunkte sind. Für die Einrichtung kleiner lebensvoller Heimatmuseen ist Anleitung zu geben. 3. Durch getreue Nachbildung vorgeschichtlicher Urnen, Fibeln und anderer Fundsachen muß der Zeichenunterricht in den Dienst der Vorgeschichte gestellt werden. Die besonderen Funde der betreffenden Gegenden sind dabei möglichst zu berücksichtigen. 4. Die Schulbücher sind auf ihren vorgeschichtlichen Inhalt hin von Sachleuten einer Durchsicht zu unterziehen. 5. Vorgeschichtlich geschulte Konservatoren sind in allen Kreisen, besonders aber in jenen Gegenden unbedingt nötig, wo die Denkmäler durch Neukulturen gefährdet sind. Die wissenschaftliche Auswertung der Funde bei Neurodungen ist in jedem Falle sicher zu stellen. 6. Auf die Erhaltung einer ursprünglichen oder überkommenen guten Landschaft ist dabei Rücksicht zu nehmen. Die vorgeschichtlichen Denkmäler werden am besten vom Forst nicht von der Ackerflur umgeben. 7. Für den wissenschaftlichen Universitätsbetrieb muß gefordert werden, daß wenigstens jeder Historiker die grundlegenden Kenntnisse aus der Vorgeschichte beherrscht.

Ein Kossinnawort lautet: „Im Spiegel der Vorgeschichte zeigt sich germanische Art in der reinsten Form." Für die vorgeschichtliche Volksbildung kommt es darauf an, diese besondere germanische Art und Geistesrichtung kurz und treffend zu erläutern. Drei Eigenschaften erscheinen wichtig und kämen zunächst in Frage: die ursprünglichen Rassemerkmale, die Kulturfreudigkeit und der heldische Sinn der Germanen. Was die Leibesbeschaffenheit der alten Deutschen betrifft, wie sie beispielsweise Tacitus im 4. Kapitel der Germania, unserer ältesten schriftlichen Volkskunde, beschreibt, so hat sich dieselbe in einigen Gegenden Altsachsens bis auf unsere Tage erhalten. Für das ehemalige Fürstentum Münster ist das Zeugnis des Geographen

Heinrich Berghaus wichtig[1]). Seine Beobachtungen gelten für das Münſterland der Franzoſenzeit. Er ſchreibt: „Offenbar waren es zwei verſchiedene Menſchenraſſen, welche die Bevölkerung des Münſterlandes ausmachten: eine höhere und eine niedere, oder wenn man will, eine edlere und eine weniger edle, wie ſie ja auch den Römern aufgefallen waren. Daß ſie ſich im Laufe von beinahe zweitauſend Jahren fortgepflanzt und erhalten hatten, erklärte ſich durch die Landesſitte, die da gebot, daß nur Gleiches ſich zu Gleichem geſellen ſollte. Nicht bloß die Altbürger der Stadt Münſter nahmen Weiber



aus ebenbürtigen Familien der Stadt, wie ſchon einmal in dieſen Blättern angemerkt worden iſt; noch ſtrenger beobachtet wurde die Sitte in den adligen Häuſern der münſterſchen Ritterſchaft, und nie ſtieg der Erbe eines Schultenhofes zu einem Kotten hinab, aus ihm eine Genoſſin zu holen, wie großes Wohlgefallen er auch an der hübſchen, friſchen und runden Kötterstochter finden mochte. Die Sitte war Geſetz.“ Seitdem Stadt und Land induſtrialiſiert ſind, verwiſchen ſich jene Raſſengrenzen mehr und mehr. Doch will man in jüngſter Zeit für Teile des eigentlichen Induſtriegebietes ein Beharren und Häufigerwerden blonder Raſſemerkmale feſtgeſtellt haben.

[1]) Wallfahrt durchs Leben. Von einem Sechsundſechziger. Bd. 3, S. 54f. Leipzig 1862.

Als eine geistige Haupteigenschaft der Germanen ist deren Kulturfreudigkeit erwähnt worden. Wenn der vorgeschichtliche germanische Handel und Ackerbau zu Beginn unserer Zeitrechnung bereits eine dreitausend Jahre alte Entwicklung durchgemacht haben, dann zeigt sich, vielleicht abgesehen von der sog. großen Völkerwanderungszeit, wo jene Kulturfreudigkeit einseitig ins Heldische umgewertet war, durch das ganze Mittelalter hindurch allein an der Hand der verschiedenen Rodungsperioden Altsachsens, daß jene Kulturfreudigkeit immerzu beibehalten wurde; und daß sie in der Neuzeit ungehindert fortbesteht und sogar Formen angenommen hat, denen man nicht ohne weiteres mehr beipflichten kann, das wurde anfangs gezeigt, als vom Urbarmachen die Rede war.

Für den heldischen Sinn der Germanen aber haben wir vorgeschichtliche, geschichtliche und neuzeitliche Beweise genug. Um Helden zu sehen, die lachend in den Tod gingen, können wir nicht nur auf die Heldensage, etwa auf Högni und Gunnar im Atliliede der Edda verweisen[1]), sondern mancher, der im letzten Kriege vorn war, wird Kameraden gesehen haben, auf deren Gesicht beim Sturmangriff oder im Trommelfeuer des Feindes ein ruhiges Lächeln kam.

Für die bildliche Darstellung des gefallenen Helden aber kennt der Vortragende kein besseres Beispiel als einen sog. romanischen Kruzifixus; in dem allerdings mehr germanischer als romanischer Geist lebt. Das Kunstwerk wurde im September 1922 bei der Wiedereinrichtung einer Waldkapelle im Münsterlande auf dem Boden eines Bauernhauses zufällig wieder aufgefunden[2]). Man beachte das Gesicht von fast vierkantiger unbeholfener Form. Das Urteil des Kunstsachverständigen würde wahrscheinlich lauten: Eine ziemlich rohe Arbeit oder gar Nachbildung mit Stilkennzeichen des 12. oder 13. Jahrhunderts. Und doch ist diese Beurteilung zum mindesten einseitig. Wir haben hier einen blauäugigen blondhaarigen Volkshelden nachgebildet, der in der Schlacht gefallen ist. Im Anschluß an das bekannte altsächsische Literaturdenkmal, das jeder Vorgeschichtler im Urtext kennen müßte, und das, nach einigen Forschern, in derselben Landschaft entstanden ist, in der das Kreuz wieder aufgefunden wurde, könnte man den Namen „Hölzerner Heliand" auf das Kunstwerk anwenden und brauchte dabei nicht einmal einen Unterschied festzustellen zwischen besonderer germanischer Art und germanisch-christlicher Auffassung, weil hier beide zusammenfallen.

Der Vortragende, dem es eine besondere Freude ist, der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte das bisher unveröffentlichte Bild zum ersten Male vorzulegen, ist am Ende seiner Ausführungen angelangt. Was hier gesagt wurde, ist in anderer Form und in anderem Zusammenhang vielleicht früher schon und wiederholt gesagt worden. Mit Bedacht ist denn auch darauf verzichtet worden, die Notwendigkeit der Vorgeschichte für die Schule, die sich übrigens aus dem Gesagten von selbst ergibt, im besonderen zu begründen. Einzelne Anregungen mögen zudem hier und da schon verwirklicht, dem Vortragenden aber nicht bekannt sein. Auch auf das Vorhandensein der einschlägigen Schriften, beispielsweise derjenigen von Schmidt[3]), wurde er erst während der Tagung aufmerksam gemacht. Auf eine Tatsache aber

---

[1]) Edda, übertragen von Genzmer. Bd. 1, S. 39f. Jena 1920.

[2]) Den ersten Hinweis auf das Kreuz wie auch das Lichtbild verdanke ich meinem Bruder, Dr. phil. Joseph Hogrebe.

[3]) Schmidt, Die deutsche Vorgeschichte in der Schule! Schwäbische Flugschriften. Stuttgart 1920. Heft 2.

sei zum Schluß noch verwiesen. Mancher zünftige Vorgeschichtler wird denken: Woher sollen wir neben unserer Sacharbeit die Zeit nehmen für die hier angedeutete und geforderte vorgeschichtliche Volkskultur? Und wenn ein Wissenschaftler Grund hat, so zu fragen, dann ist es der Vorgeschichtler, dem so und soviele wissenschaftliche Einzelfragen am Herzen liegen, die dringend ihrer Erledigung harren. Und doch würde der Vortragende sich den Vorschlag gestatten, die hier angedeutete vorgeschichtliche Volksbildung zu unterstützen selbst auf die Gefahr hin, daß die Sachwissenschaft zunächst Schaden leidet. Die Entscheidung darüber, ob das schon einmal genannte Wort Hugo Weigolds: „Wichtiger, d. h. eiliger als all der ultramikroskopische Kleinkram ist der Naturschutz“[1]) mutatis mutandis auf die Vorgeschichte anzuwenden ist, möge den Sachleuten überlassen bleiben. Andererseits aber ist der Vortragende davon überzeugt, daß letzten Endes die Vorgeschichte selbst dabei gewinnen würde, wenn das Volk tätigen Anteil nimmt. „Sie glauben nicht, welche produktiven Kräfte im Volke schlummern.“ Wir können diese Worte des Direktors Dr. Karl Thiel von der Musikhochschule zu Charlottenburg ruhig auch auf das vorgeschichtliche Gebiet übertragen. Man sei überzeugt, daß nachher doppelt und dreifach eingeholt wird, was man jetzt scheinbar versäumt. Daß die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft ist, wissen wir alle, die wir hier versammelt sind. Sorgen wir dafür, daß unser Fach in den nächsten Jahrzehnten dazu eine hervorragend nationale Volkswissenschaft wird.

* * *

Geheimrat Kossinna: Das Volk muß von Provinzial- und Kreiskonservatoren über die Bedeutung und Notwendigkeit der Erhaltung der vorgeschichtlichen Funde aufgeklärt werden; der Wissenschaftler hat zu wenig Zeit dazu. Notwendig ist auch die Einführung einer Prüfung der Lehramtskandidaten in Vorgeschichte.

Oberregierungs- und Oberschulrat Dr. Arndt, Dessau: Ich empfehle, den Kultusministerien die Anregung zugehen zu lassen, daß alle Kandidaten des Lehramts sich einer Prüfung in Vorgeschichte zu unterziehen haben.

Geheimrat Kossinna: Das Deutsch muß mehr als bisher in den Mittelpunkt der Lehrpläne aller Schulen gestellt werden.

Kreisschulrat Bethge: Die Anhaltische Regierung, Abteilung für das Schulwesen, hat schon im November 1920 durch eine Verfügung angeordnet, daß die heranwachsende Jugend in den höheren, Mittel- und Volksschulen mehr als bisher mit den vorgeschichtlichen Funden der engeren Heimat durch den Geschichts-, Erd- und Heimatkunde-, Deutsch-, Naturkunde- und altsprachlichen Unterricht vertraut zu machen ist; Ausflüge zu den Denkmälern der Vorzeit und Besuch der Sammlungen unter sachverständiger Führung sollen die erforderliche Veranschaulichung vermitteln.

Oberregierungsrat Dr. Arndt machte den Vorschlag, einen Ausschuß sofort einzusetzen, der einen Antrag an die deutschen Länderregierungen ausarbeitet. Dr. Mitusch-Magdeburg unterstützte diesen Vorschlag.

Direktor Rademacher-Köln bedauerte, daß zur Besprechung des Hogrebeschen Vortrages jetzt zu wenig Zeit sei, eine gründliche Behandlung dieser Frage sei bitter nötig. Er machte den Vorschlag, den Vortrag nach seiner Veröffentlichung auf der nächsten Tagung noch einmal zu behandeln.

[1]) S. Anmerkung 1 S. 63.

Darauf wurde der Ausschuß gewählt, der am nächsten Verhandlungstage eine Entschließung vorlegen soll; er bestand aus den Herren Hogrebe, Dr. Dibbelt, Gütte, Dr. Mitusch, Rademacher, Dr. Tode. Die Entschließung in der Fassung des Ausschußmitgliedes, Studienrat Dr. Otto Dibbelt (Kolberg), hat folgenden Wortlaut:

„Die Teilnehmer an der 8. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte erlauben sich, dem Herrn Minister folgende Bitte vorzutragen: Die auf der Tagung gehaltenen Vorträge und die sich anschließenden Aussprachen überzeugen uns immer mehr, welch hoher Bildungswert in der Vorgeschichte ruht, und lassen es uns schmerzlich empfinden, daß dieses hohe Bildungsgut, das erst der Heimatkunde den rechten Boden, der Geschichte die wahre Vertiefung gibt, noch nicht in allen Schulen — leider auch nicht bei allen Lehrpersonen — die ihr gebührende Würdigung findet. Das ist wohl zu verstehen, weil den Lehrkräften aller Schulgattungen zumeist jede Kenntnis der Vorgeschichte fehlt. Wir bitten darum den Herrn Minister, veranlassen zu wollen, daß jeder Studierende der Geschichte und deutschen Sprache bei der Prüfung ausreichende Kenntnisse in der Vorgeschichte nachzuweisen hat. Dringend notwendig ist es aber, daß die im Amte stehenden Lehrpersonen, besonders die Junglehrer, durch einzurichtende Kurse an der Hand vorgeschichtlicher Denkmäler und durch Führungen im Gelände in die Vorgeschichte eingeführt und so befähigt werden, die Grundlagen für den heimatkundlichen Unterricht zu gewinnen. Falls besondere Vorschläge von der Gesellschaft erwünscht sein sollten, sind wir bereit, an der Ausgestaltung der Lehrpläne mitzuarbeiten."

Geheimrat Kossinna erklärte sich bereit, die Entschließung dem Preußischen Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung zu überreichen. [Ist bald nach der Tagung geschehen].

Vorgeschichte und Mythenforschung.

Von Dr. Wolfgang Schultz.

Die Geschichte betrifft einmalige, wirkliche, wichtige Vorgänge, die uns durch Aufzeichnung zuverlässig bezeugt und ihrer Zeit nach bestimmbar sind. Sie setzt Schriftdenkmäler und Zeitrechnung voraus, und wo diese aussetzen, stehen wir vor Grenzfällen. Die Vorgeschichte ist ein solcher. Sie hat Denkmäler, aber diese sprechen bloß eine stumme Sprache, und sie gelangt weniger zu einem festen Zeitmaße als vielmehr zu bedingten Verhältniszahlen, während die Zeiten, auf die sich diese Zahlen beziehen, ein entsprechendes Zeitmaß nicht kannten.

Mit der Geschichte stimmt der Mythos, oder wie wir beinahe gleichbedeutend auch sagen können, die Sage, darin überein, daß er Vorgänge berichtet, die man ursprünglich auch wirklich erschaute, aber nicht einmalige, sondern sich ständig wiederholende Vorgänge, nämlich den mit ungebrochener Kraft der Einbildung und des Gemütes ausgeschmückten Wechsel der Mondgestalten. Diese Geschichten, in denen sich das eigene Leben, das eigene Sinnen und Sehnen spiegelte, führte man mit Masken, Tanz und Gesang auf; und sie waren untrennbar verbunden mit den ersten Versuchen, sich in Raum und Zeit zurecht zu finden, mit dem Keime für das spätere Zeitrechnungswesen der Völker und mit der Gestaltung der mit der Zeitrechnung zusammen hangenden geordneten Bilder- und Zeichenreihen, aus denen sich später das Schreiben ergab. Man kann also sagen, daß aus dem Mythos und in naher Verbindung mit ihm wichtige Vorbedingungen für die spätere Geschichtsschreibung erwuchsen. Und das gilt auch noch in einem anderen Sinne. Am Mythos schulte und stärkte sich die Fähigkeit, Vorgänge überhaupt als etwas Gegliedertes geordnet zu begreifen und wieder zu geben, und es ist durchaus verständlich, daß die Völker in ihrer Frühzeit geschichtliche Vorgänge zunächst erst in der Form der Sage auffaßten und überlieferten. Irgend welche Ähnlichkeiten wirklicher wichtiger Vorgänge mit einer Sage, die schon lange vorher besteht, greift man jetzt heraus und benützt sie dazu, das Begebnis nicht nur mit allerhand Zügen der Sage auszustatten, sondern mit dieser möglichst zum Stimmen zu bringen und es in deren Form zu überliefern. So entsteht aus dem geschichtlichen Begebnisse seine ins Mythische umgearbeitete Darstellung durch die geschichtbeeinflußte Sage. Das ist die Stelle, an der den Mythenforscher die Geschichte, den Geschichtsforscher die Sage angeht. Der Mythenforscher stellt auf vergleichendem Wege fest, welche Sagenfassungen herein gewirkt haben und welche Züge in ihnen zur Anwendung auf Geschichtliches Anlaß gegeben haben können, während der

Geschichtsforscher aus den Abweichungen vom sonstigen Verlaufe der nächstverwandten Sagenfassungen gewisse Schlüsse auf jene geschichtlichen Vorgänge ziehen kann, die diese Abweichungen zur Folge haben mußten.

Die Beziehung zwischen Vorgeschichte und Mythenforschung ist völlig anders geartet, und sie ist eine weit nähere. Nicht die geschichtliche Betrachtungsweise (im engeren Sinne des Wortes Geschichte) schlägt zwischen beiden Stoffgebieten die Brücke, sondern die ihnen gemeinsame kulturgeschichtliche und völkerkundliche Betrachtungsweise; und es tritt hinzu, daß es sich beide Male zugleich auch um die Erforschung derselben weit zurück liegenden Anfänge handelt.

Die Vorgänge, die die Vorgeschichte und die Geschichte aufdecken, haben sich zwar als wichtige Wirklichkeiten abgespielt, aber die Forschung muß sie selbstverständlich zunächst in wesentlich anderen Umrissen heraus arbeiten, als die gewesen sein müssen, in denen Ausschnitte davon den erlebenden Völkern selbst zu Bewußtsein gekommen sein können. Aber bei der Vorgeschichte trifft etwas zu, das bei der Geschichte z. T. in viel geringerem Maaße, z. T. überhaupt nicht gilt: die Vorgeschichte erblickt ihren Stoff zunächst bloß von außen, und wenn sie sich bemüht, auch in sein Inneres einzudringen, fehlen Sprache und Schrift, die über das Innenleben der Kulturträger jener Zeiten Aufschluß geben könnten, und man sieht sich darauf angewiesen, Tatbestände auszudeuten, die häufig recht vieldeutig sind. Die gefundenen Gegenstände müssen, wo sie nicht aus unseren heutigen Verrichtungen und Einrichtungen unmittelbar klar sind, erst erklärt, das heißt ihrem Gebrauchszwecke nach gedeutet werden, und schon aus der sog. stofflichen (materiellen) Kultur ergeben sich mannigfache Einblicke in mit ihr verbundenes Geistig-Sittliches, das ihre Vorbedingung ist. Schon hier handelt es sich vielfach um eine Geschichte der Erfindungen und Entlehnungen, um Einblicke in Kulturschichten, Kulturkreise, zugeordnete Siedlungsverhältnisse und Wanderungen von Völkern. Und obgleich die Vorgeschichte keine Sprachdenkmäler aufzuweisen hat, tritt hier doch der Fall ein, daß sie mit der Sprachforschung und deren Ergebnissen aufmerksam rechnen muß, wie andererseits die Sprachforschung immer nachdrücklicher zur Sachforschung hinüber greift und ihr Verfahren dadurch verfeinert und klärt (Wörter und Sachen). Die Erforschung der arischen Sprachen auf vergleichendem Wege betrifft zudem eine Völkergruppe, deren alte und älteste Siedlungsstätten gerade die deutsche Vorgeschichte behandelt. Das nahe Zusammenarbeiten beider Forschungsweisen ist also ein sachlich gefordertes; es ist aber nur dadurch möglich, daß die Sprachforschung sich nicht darauf beschränkt, die vorhandenen Sprachdenkmäler hin zu nehmen, wie sie sind, sondern daß sie die Sprachgeschichte darstellen will und dabei auf Ergebnisse geführt wird, die weit über die erreichbar ältesten Sprachdenkmäler in eine Vorzeit zurück reichen, die als solche für den Sprachforscher völlig in der Luft hinge, wenn nicht eben Sachforschung und Vorgeschichte ihm greifbare Unterlagen böten.

Es ist nötig, sich dieses Verhältnis zwischen Vorgeschichte und vergleichender Sprachforschung, so bekannt es auch ist, doch neuerlich zu vergegenwärtigen, um das sachlich eben so notwendige und selbstverständliche, aber noch lange nicht so deutlich ausgebildete Verhältnis zwischen Vorgeschichte und vergleichender Mythenforschung klar zu stellen. Unter den Denkmälern der Vorgeschichte sind viele von starkem geistigem Gehalte, wie z. B. die nordischen Felsritzungen. Beinahe die Mehrzahl der vorgeschichtlichen Funde stammt aus Gräbern oder steht mit der Bestattung in innigem Zusammen-

hange. Auch die Sorge um die Toten ist etwas Religiöses, Gefühlsmäßiges, Geistiges. Die Art, wie sie geübt wird, fordert Schlüsse auf Glaube und Weltanschauung heraus. Aber auch sonst geben Zierwerk und Bildwerk dem Geistesleben der Vorzeit einen Ausdruck, dem wir, wenn wir ihn auch nicht voll verstehen, doch ahnend entnehmen, daß es hier etwas zu verstehen gibt. Hier ist die Stelle, an der die Vorgeschichte immer wieder auf religionswissenschaftliche Thesen und Hypothesen der verschiedensten Art geführt wird. Die Frage: Was können sich jene Menschen dabei gedacht haben? ist durchaus verwandt mit der anderen: Wie können sie dies oder jenes benannt haben? Die letztere Frage leitet zur Sprachforschung über, die erstere schlägt die Brücke von der Vorgeschichte zur vergleichenden Religionswissenschaft und zu vergleichenden Mythenforschung. Und wenn es auch wohl bisher üblich war, das Religiöse dem Mythischen voran zu stellen, so darf ich doch hier, indem ich auf meine Abhandlung Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier (Mannus XVI 193—225) verweise, es wohl als bekannt voraus setzen, wie viele Grundfragen der Religionswissenschaft nach heutiger Lage der Dinge, zu mindest was die arischen Völker und damit das Gebiet der deutschen Vorgeschichte angeht, am Mythos hangen.

Wie die Vorgeschichte auf die Mythenforschung durch den merkbaren geistigen Gehalt ihrer Denkmäler, wird andererseits auch die Mythenforschung auf die Vorgeschichte geführt durch ihr in die Vergangenheit zurück weisendes vergleichendes Verfahren — ganz wie bei der Sprachforschung. Mythenhaltige Stoffe (Märchen, Lieder, Tänze usw.) kann man ganz so wie Wörter und Sätze auch heute noch aus dem Volksmunde und Volksbrauche aufzeichnen; aber für die älteren Zeiten ist man vorwiegend auf Schriftdenkmäler angewiesen, und das hat trotz aller Verschiedenheit in der Betrachtungsweise eine überaus nahe Verbindung zwischen Mythenforschung und Literaturgeschichte zur Folge, wie sie ähnlich auch zwischen Sprachforschung und Philologie besteht. Aber auch die Mythenforschung macht nicht Halt bei den jeweils ältesten Aufzeichnungen ihrer Stoffe, sondern sie versucht auf vergleichendem Wege die Abstammung (Genealogie) und Schichtung dieser Stoffe zu ermitteln und dabei ältere Formen derselben, Stammformen, zu erschließen. Dem Richtung weisenden Schlagworte „Wörter und Sachen" entspricht dabei in der Mythenforschung das Verlangen, die mythische Erzählung, die jeweilige Fassung des betreffenden Stoffes, in ihrem vollen Zusammenhange mit dem geistigen Leben und dem wirklichen Treiben, in dem sie wurzelt, zu verstehen. Will man dort nicht am bloßen Worte haften bleiben, so will man sich hier nicht in der bloßen Betrachtung des Erzählungsverlaufes, so wichtig sie auch ist und so sorgfältig sie nach verfeinertem Verfahren geübt wird, begnügen, sondern ebenfalls zum Sachlichen, das hinter ihr steht, zu dem sich in ihr ausdrückenden Kulturwesen, gelangen, — also zu der Frage: Was haben sich jene Menschen dabei gedacht? Ganz ähnlich wie die Sprachforschung ist also auch die Mythenforschung ein Weg, in die ältere und vorgeschichtliche Geistesgeschichte der Völker vorzudringen, und zwar zunächst in die aller Völker, bei denen sich Mythenstoffe finden und die also von der Sage her geistige Anregungen empfangen haben, dann aber freilich besonders jener, die als Urheber des Mythos in Betracht kommen.

Ein Doppeltes ist hier nachdrücklich zu betonen: Da ich von der Mythenforschung als Wissenschaft spreche, ist weder der Hinweis auf ihr verfeinertes Verfahren (Methode) zur Ermittlung der Abstammung und Schichtung der Stoffe und der Stammformen, noch der Hinweis auf unsere Einsichten in

die Wanderwege und die Herkunft dieser Stoffe leicht zu nehmen. Wir besitzen heute bereits einen guten Überblick über den Formenreichtum der Sagenstoffe und über ihre Zugehörigkeit zu gewissen, schon sehr deutlich herausgearbeiteten Stammformen. Und die Klärung dieser Abstammungs- und Schichtungs-Verhältnisse ist eine Hauptaufgabe der Mythenforschung, hinter die die dem Laien so wichtig scheinende Mythendeutung stark zurück tritt. Freilich kann sich in Mythendeutung so ziemlich jeder aus dem Stegreife versuchen — mit welchem Mißerfolge dies verbunden zu sein pflegt, das zeigt die Leidensgeschichte der Mythologie; jeden Augenblick flattert eine der schon längst aufgestellten und vermeintlich auch schon längst tot gelaufenen Deutungsarten zu einem kurzen Scheinleben wieder auf: Aus Wolkenzipfeln und Sonnenstrahlen, aus Naturverehrung, Tierkult und Totenglaube, aus Mißgeburten oder aus der Verklärung der Helden und Könige der Vorzeit, aus Träumen, verschlagenen Seelenregungen oder Zauberwesen oder was es sonst noch geben mag. Und Entsprechendes gilt für das Ausdeuten religiöser Erscheinungen; ich habe in meinem Aufsatze Grundsätzliches usw. für diese Moden zahlreiche Beispille gegeben. Das Meiste davon läßt sich kennzeichnen als wirklichkeitsferne philosophische Spekulation und psychologische Phantasterei, und es ist nicht Zufall, daß wir so viele Fremdwörter brauchen, um davon reden zu können. Hingegen ist es weit schwieriger, brauchbare Beiträge zur Abstammung der Sagenstoffe und zur Klärung ihrer Stammformen und der hinter diesen Stoffen stehenden, aus ihnen erkennbaren Geistesgeschichte zu leisten. Das erfordert tiefe Vertrautheit mit einem weit ausgebreiteten, die Überlieferung aller Völker und Zeiten umspannenden Stoffe, die bloß in langjähriger, eigens hierauf eingestellter Arbeit zu gewinnen ist. Es gibt heute nur ganz wenige Menschen, die diese Kenntnis besitzen, und das oberflächliche Getriebe unserer Zeit ist solcher Vertiefung auch nicht günstig. Dennoch hängt an ihr außerordentlich viel; denn ganz ebenso wie die deutsche Vorgeschichte ist auch die vergleichende Mythenforschung eine hervor ragend nationale Wissenschaft. Wie ich dies meine, kann ich am raschesten durch den Hinweis auf die betreffenden Ergebnisse meines Buches Zeitrechnung und Weltordnung (Mannus-Bibliothek Nr. 35) erklären. Ich habe dort in einem weltgeschichtlichen Überblicke (S. 145—153) dargelegt, daß und weshalb nach der Lage des gesamten Überlieferungsstoffes nur die Gruppe der arischen Völker als Urheber des als arisch zu bezeichnenden Kalenders in Frage kömmt, und ich habe ferner gezeigt, daß dieser Kalender etwas viel Reicheres und Lebendigeres ist als das, was wir heute unter Kalender verstehen, ferner daß er mit dem strengen inneren Aufbaue der Sagenstoffe, den ich als Gefüge des Mythos kennzeichnete (S. 253ff), untrennbar verknüpft ist. Zu den Gründen aus der Geschichte der Völker und der Schichtung ihrer Kulturen für die arische Herkunft des Mythos kommen aber noch unsere unmittelbaren, sehr reichhaltigen Einblicke und Erfahrungen über die Wanderwege des Mythengutes von Volk zu Volk und Land zu Land im Laufe der Zeiten. Es ist keine willkürliche Verallgemeinerung, sondern sorgfältig erhobene Erfahrungstatsache, wenn wir es aussprechen, daß nach dem ganzen Stande der Überlieferung, wie ihn diejenigen sehen, die ihn bisher am vollständigsten kennen, nur die arische Völkergruppe für den Ursprung des Mythos in Betracht kömmt. Damit ist aber auch gesagt, daß die Mythenforschung, so weit sie auf Stammformen des Mythos in vorgeschichtlichen Zeiten zurück schließt, im Wesentlichen dasselbe Siedlungsgebiet ins Auge zu fassen hat, dem auch die Funde der deutschen Vorgeschichte entstammen.

Kaum ein anderes der kulturgeschichtlichen Einzelfächer führt so tief in die älteste arische Überlieferung hinein wie die vergleichende Mythenforschung, und viele, schätzenswerte Aufschlüsse über das Geistesleben der Arier sind von ihr her zu gewinnen, da der Mythos zu fast allen wichtigeren geistigen Kultur-Äußerungen die allernächsten Beziehungen hat. Auf dem arischen Wesen ruht das germanische, auf diesem das deutsche. Wir dringen also durch die Mythenforschung zu eigenes Wesens Quelle vor. Und die Überlieferung ist trotz ihres über strömenden Gestaltenreichtums doch in ihren Grundzügen überaus bewahrsam. Viel vom ganz Alten lebt heute noch in unserem Volke als heimatliches Brauchtum fort. Die Belebung und Vertiefung der deutschen Volks- und Heimatskunde durch die deutsche Vorgeschichte kann und soll in ganz ähnlicher Weise auch durch die vergleichende Mythenforschung erfolgen, die allein im Stande ist, den Knäuel der heute vorliegenden, kaum mehr verständlichen und meist völlig unverstandenen Bräuche, Sitten und Einrichtungen, die uns als wertvolle Zeugen einstiger hoher und höchster Geistigkeit und eines klar gerichteten Kulturwillens übrig geblieben sind, an einem festen Faden abzuspinnen und daraus das Gewebe einer besseren deutschen Zukunft anzätteln zu helfen.

So klar aber auch das nahe Verhältnis der Vorgeschichte und Mythenforschung auf diese Art ist, so schwer wird es doch, die vorgeschichtlichen Funde und das ältere, erschließbare Sagengut samt dem in ihm zum Ausdrucke gelangten Kulturwesen in einleuchtender Weise auf einander zu beziehen. Denn sobald man dies versucht, handelt es sich nicht etwa um die Anwendung allgemeiner Einsichten auf Einzelfälle, sondern um ein Vorwärtstasten von Fall zu Fall unter besonders schwierigen Verhältnissen, auf die wir nun etwas näher eingehen müssen.

Daß die vorgeschichtlichen Funde noch immer höchst lückenhaft sind, ist Allen bewußt, die sich mit ihnen beschäftigen; aber ich weiß nicht, ob man dies auch in dem Sinne zu verstehen pflegt, der in Hinblick auf das Sagengut in Betracht kömmt. So ist man sich klar, daß Gegenstände aus vergänglichem Stoffe sich nicht erhalten konnten, weshalb wir z. B. von den germanischen Holzschnitzereien, Lederarbeiten, Geflechten und Webereien nur geringe Reste haben; aber man denkt wohl nur selten daran, daß die Sage, der Mythos, noch schwerer sich unmittelbar erhalten konnte als Zierwerk und Geräte aus vergänglichem Stoffe. Ja, er war noch vergänglicher; denn er war ausschließlich auf Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht in lebendigem Brauchtume der Völker angewiesen und konnte wohl meist überhaupt nicht in Denkmälern erhalten werden. Dies hat seinen Grund darin, daß er ursprünglich und seinem ganzen Wesen nach weder Gegenstand von Bildwerken noch von Schriftwerken ist. Die Aufzeichnung von Mythenstoffen erfolgt immer erst verhältnismäßig spät, wenn die lebendige Überlieferung zu ersterben droht oder wenn man sie in der Dichtung auf neue Formen zu bringen sucht. Die ältesten Quellen enthalten meist nur vereinzelte mythische Namen oder Andeutungen, da mehr nicht nötig ist in einer Zeit, die die Stoffe selbstverständlich kennt; und erst die späteren Quellen pflegen immer ausführlicher zu sein. Das ist so sehr die Regel, daß die Vertreter der Literaturgeschichte, die grundsätzlich nur mit dem schwarz auf weiß Festgehaltenen zu rechnen gewohnt sind, darauf sogar ihr Verfahren aufgebaut haben, jede Annahme einer alten Sagenüberlieferung literarhistorisch weg zu erklären. Was die jüngere Quelle mehr bietet, halten die Literarhistoriker für erst von ihr phantasiereich hinzu erfunden, und den vergleichenden Gedanken, der damit

rechnet, daß das Aufgezeichnete doch nur ein verschwindender Teil des einst Vorhandenen, daß das Schrifttum bloß die Brandung und Brechung des Wogenganges in dem breit dahin rauschenden Strome der mündlichen Überlieferung und des Brauchtumes ist, verwerfen sie voll Stolz auf die urkundennahe Nüchternheit ihres Urteiles. Trotzdem darf der Mythenforscher, so viel er auch im Einzelnen von der Literaturgeschichte zu lernen hat, ihr doch nicht in dieser Einschätzung folgen, wie ja auch der Sprachforscher sich bewußt ist, daß ihm bloß ein Teil des gesamten Sprachgutes aus den Schriftdenkmälern kund wird. Hier wie auch sonst in den vergleichenden Fächern müssen wir es lernen, mit dem nicht Erhaltenen ebenfalls zu rechnen und es in seiner wahrscheinlichen Bedeutung für das Gesamtbild abzuschätzen. Und was für das Verhältnis des Mythos zur Schrift, das gilt auch für sein Verhältnis zum Bilde, das der Schrift voran geht, und auf dem diese doch schließlich beruht. Die Fälle, in denen Sagengut in Bilderreihen dargestellt wurde, sind seltene Grenzfälle, die der jüngeren und jüngsten Überlieferung angehören. Ein gutes Beispill ist der überquellende Bilderreichtum zum Ramâjanam in Indien. Sie setzen alle das färtige Epos voraus, das aus Liedern und Tänzen der älteren Stufe erwachsen ist. Sie sind ein nachträgliches Ausmalen, das erst möglich ist, wenn man die Vorgänge der Sage nicht mehr aus gemeinschaftlicher lebendiger Darstellung vor Augen hat. Ähnliches gilt für die Vasenmalerei der Hellenen oder für die mittelamerikanischen Bilderhandschriften. Die Sage wird erst knapp vor dem Auftreten eigentlicher Schrift oder später in deren Gefolge in Bilderreihen dargestellt; denn es ist durchaus kein selbstverständlicher Gedanke, statt zu tanzen, zu singen oder zu sagen, vielmehr zu zeichnen, zu malen oder zu meißeln. Der Mythos als Erzählung ist zwar auch bloß Ersatz für die volle dramatische Aufführung, gleichsam deren Gerippe und Inhaltsangabe, aber er vermag doch einen Vorgang als solchen in lückenlosem, stetigem Verlaufe zu schildern; das Bild oder die Bilderreihe hingegen kann nur mehr oder minder starre Stücke aus dem Verlaufe bringen, ist ohne dessen Kenntnis schwer oder gar nicht verständlich und setzt voraus, daß man etwas nachahmend wieder geben und fest halten will.

Wie tief das Streben nach bildhafter Gestaltung noch in den Mythos zurück reicht, ist nicht leicht zu sagen, aber es ist zu bemerken, daß es mindestens ebenso lebhafte Anregungen wie vom Mythos vom Götterkulte empfangen hat, der freilich ebenfalls mit Anschauungen aus dem Mythos arbeitet, aber diese doch in einer besonderen Anwendung und Umgestaltung verkörpert. Zum Mythos gehört ursprünglich untrennbar die Maske, diese im weitesten Sinne des Wortes verstanden, als Annehmen einer erdachten Wesenheit durch Bemalung, Kleidung, Schmuck, Vermummung oder wirkliches Vornehmen einer eigentlichen Maske. Und in dem Herstellen solches Gerätes liegt ohne Zweifel schon die Richtung auf bildhaftes Gestalten. Vom Vermummten zu Puppe oder Popanz, und von hier zum Götterbilde, ist jeweils nur ein kleiner Schritt; Fähigkeiten und Erfahrungen im Schnitzen von Masken müssen auch dem Formen, Schnitzen oder Meißeln von Götterbildern zu Gute kommen. Aber wir wissen, daß die arischen Völker ursprünglich keine Götterbilder hatten, daß die sumerisch-semitisch-kaukasische Vorstellung von Göttern, die man durch ihre Bildnisse in ihren Tempeln leibhaftig besitze, bloß eine arge Vergröberung älterer Vorstellungen sein kann, deren Zusammenhang mit dem arischen Mythos nach zahlreichen feineren Zügen, die ihr noch überall anhaften, sich meist deutlich zu erkennen gibt. Der meiste ältere Bilderstoff,

und auch der vorgeschichtliche, so weit er für unsere Frage in Betracht kommen kann, stammt aus kultischen Überlieferungen und ist daher ziemlich mythenferne. Denn wie ich in meinem Aufsatze Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier ausgeführt habe, ist Brauchtum und Kult etwas, das vom Mythos gleichsam abschlackt. Und eine besondere Form des Kultes ist der Totenkult; während der Mythos die Schicksale des Mondes von seiner Geburt bis zu seinem Tode und darüber hinaus seine Wiedergeburt berichtet, wobei dieses Geschehen selbstverständlich als sehnendes Gleichnis des Menschenwesens empfunden wird, gewinnen bei seinen Anwendungen im Totenkulte die schreckhaften Vorstellungen die Oberhand, schon durch das seelische Verhalten der Hinterbliebenen, dann aber durch die leibhafte Leiche im Mittelpunkte der Veranstaltung. Auch hier ist es also klar, daß wir uns in Gräberfunden keine reine Überlieferung des Mythos erwarten dürfen, wie dies übrigens auch die ägyptischen Gräber, deren Gedankenwelt die Totenbücher so ausführlich vermelden, vollauf bestättigen. Der Mythos muß reiner und klarer gerade dort vorgelegen haben, wo man ihn nicht zu Grab und Begräbnis in solch nahe Beziehung brachte, und es ist ein selbstverständlicher Schluß, daß er dann gerade in solchen Gegenden und Schichten der Bevölkerung sich fand, von denen wir eben keine Funde haben und beinahe auch gar nicht haben können, da sich eben nur die Grabstätten erhalten haben.

Diese Betrachtungen halte ich für unerläßlich; denn erst aus ihnen kann sich das Urteil darüber festigen, was uns die Funde etwa lehren *können* und wie lückenhaft sie gerade hinsichtlich des Mythos sein müßen, wie sie leider fast ausschließlich von Kulturschichten und Kulturäußerungen stammen, die im Verhältniße zum eigentlichen Mythos nur Randgebiete sind, in denen er zu Kult, Brauchtum, Aberglaube usw. verschlackte oder zerfiel. Der Mythos kann also aus solchen Zeugnissen weniger entnommen werden, als er vielmehr für deren Verständnis voraus zu setzen ist, und es ist wichtig, damit zu rechnen, daß die vorgeschichtlichen Funde, so alt sie jeweils im Verhältnisse zur späteren literarischen und gar der heute noch lebenden mündlichen Überlieferung auch sein mögen, doch durchaus nicht Urformen darstellen und nur in sehr bedingter Weise auf die Entstehung geistiger Überlieferungswerte Licht werfen können. In welchem Sinne man ihr Zeugnis nimmt, das hängt heute stark von allgemein philosophischen Spekulationen ab, von landläufigen Überzeugungen und Moden („der primitive Mensch", „das Naheliegende", die völkische Legende vom Sonnenglauben der Germanen, der Glaube an die Ursprünglichkeit des Kultischen, des Geschlechtlichen, des Zauberwesens, der niederen Dämonologie, des Totenkultes usw.), und es wäre zu wünschen, daß vom Mythos her eine tatsachennähere, hypothesenärmere, mit dem Möglichen, Wahrscheinlichen und Überlieferten rechnende Betrachtungsweise sich Bahn breche, kurz daß man, wie Kant einmal scherzend sagte, seine Erfindungen behutsamer mache. Solche Behutsamkeit hätte vor allem die Folge, daß wir auch bei scheinbar urtümlichsten Verhältnissen mit langen möglicher Weise voran liegenden Überlieferungsreihen, Umbildungsreihen und sogar Zersetzungsreihen rechnen lernen und das Gefundene nicht ohne Weiteres als das einzig Vorhandene ansehen. Phantasielosigkeit kann sich in der Forschung mindestens ebensosehr rächen wie Phantastik.

Ein Beispill mag verdeutlichen, wie ich dieses Rechnen mit dem sonst noch Möglichen meine. Die altsteinzeitlichen Funde aus den Höhlen der Pyrenäen haben es wahrscheinlich gemacht, daß diese Jägervölker ihre naturtreuen Zeichnungen des Wildes als Jagdzauber übten. Da sie die Höhlen,

in denen man sogar mit Pfeilen durchbohrte Tierbilder fand, nur unter besonders schwierigen Umständen erreichen konnten, ist zu erwarten, daß sich aus weiteren Funden der Eindruck immer mehr befestigen wird, den man jetzt schon haben muß und der, so viel ich weiß, bisher noch von niemand ausgesprochen wurde, nämlich, daß diesen Jägervölkern die Höhle als Sinnbild der anderen Welt galt, als Jenseits, aber nicht im Sinne des erst später einsetzenden Totenkultes, sondern in einem Sinne, den wir aus weit verbreiteten Überlieferungen kennen, die von der Herkunft der Menschenstämme und ihres Viehreichtums aus Höhlen handeln. Diese mythenhaltigen Erzählungen stehen der platonischen Ideenlehre nahe, aber auch dem Glauben an bergentrückte, schlafende Helden; die Abweichungen, daß die Höhlen der altsteinzeitlichen Jäger vor allem die Urbilder des Wildes umschließen, das metaphysische Behältnis der platonischen Ideen hingegen die Urbilder aller Wesen, der Berg mit den entrückten Schläfern aber bloß die Seelen der Helden, sind geringfügig, gleichsam nur verschiedene Nutzanwendungen des einen entscheidenden Grundgedankens, der bereits einen klar entwickelten Gegensatz zwischen Binnenwelt (Diesseits) und Außenwelt (Jenseits, Höhle, Gebärmutter usw.) voraus setzt und damit den wesentlichsten Teil des mythischen Weltbildes. Wollte man aber nun den altsteinzeitlichen Höhlenjagdzauber wegen seiner frühen und bisher ausschließlichen Bezeugung als das ursprüngliche, die anderen eben angeführten, in weiter Verbreitung aber erst verhältnismäßig spät belegten Ausprägungen als das Abgeleitete und aus jenem ersten („primitiven") Ansatze weiter Entwickelte ausdeuten, so hielte ich dies für ein verhängnisvolles Gegenstück zu dem, was ich vorhin als literarhistorische Methode vom Standpunkte der Mythenforschung aus gekennzeichnet habe. Vom Mythos her wird der pyrenäische Jagdzauber verständlich, und der Mythos selbst ist heute bereits aus greifbaren Voraussetzungen erklärbar; der umgekehrte Weg hingegen ist kaum gangbar, da auf ihm völlig unklar bliebe, was zur Verlegung des Zaubers in die Höhlen und zu dem Gedanken geführt hat, daß das in ihnen Vollzogene den künftigen Vorgang in der Wirklichkeit bestimmen könne — ein Gedanke, der vom Mythos her durch das in ihm waltende Verhältnis zwischen Binnenwelt und Außenwelt, das sich aus dem Verlaufe der Mondgestalten ergibt, ohne Weiteres verständlich wird. Es bleibt also die wahrscheinlichste Annahme, daß jene Jäger der Altsteinzeit ihren Brauch aus mythennäheren Anschauungen in ihrem Sinne umgebildet haben, und die Völker, von denen sie die Anregung hiezu erhielten, sind uns eben nicht bekannt. Wüßten wir etwas von ihnen, so würden wir dadurch wahrscheinlich auf vorarische Vorstufen des Mythos aufmerksam, die es selbstverständlich gegeben haben kann; nur daß die vergleichende Erforschung des jetzt vorliegenden Sagengutes, wie es eben ist, Schlüße, die über die Arier hinaus in das Entstehen der arischen Völker und das hiebei betätigte Geistesleben hinein leuchten könnten, noch nicht zuläßt.

Wie in dem eben ausgeführten Falle die Gliederung des Weltraumes in Binnen- und Außenwelt und die entsprechende Gliederung der Zeitstrecke in Lichtzeit und Tarnzeit zu vergleichen ist, so wird für andere Betrachtungen die ursprüngliche Richtstellung (Orientierung) nach dem Mondlaufe wichtig. Ich habe bereits in meinem Buche Zeitrechnung und Weltordnung S. XII in aller Kürze darauf hingewiesen, daß die häufige Richtung der vorgeschichtlichen Grabstätten und Bauten nach dem Osten kein gültiger Beweis für Sonnenverehrung ist, da im Osten der abnehmende Mond verschwindet, den man sich als sterbend, in das Totenreich eingehend, denkt. Das wendet

man dann auch auf den Toten im Grabe an. So heißt es in einem schwedischen Rätsellede (R. Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit S. 201): Gen Westen gehet die Sonne zur Ruhe, gen Osten liegen totes Mannes Füß' in der Truhe. Und damit ist ausgesprochen, daß die Richtung des Toten eine dem Laufe der Sonne entgegen gesetzte ist, wie auch der erste Tote in den gesammten mythenhaltigen Überlieferungen immer zugleich der erste Mensch und eigentlich der Mond ist, der im Osten stirbt und im Westen wieder geboren wird. Aber nicht bloß die Richtstellung nach dem Osten hängt mit diesen Anschauungen zusammen, sondern das Wort Osten selbst und die mit dieser Weltgegend verbundenen Anschauungen weisen noch weiter. Osten ist zu Ostara und beides zu Eos-Ušas zu stellen. Das diese Namen Verbindende ist der Begriff des Brennens und Verbrennens. Es handelt sich um die Göttin, die auf dem Holzstoße verbrennt, wobei dies entweder so gefaßt ist, daß sie in Folge der Anschuldigungen ihrer Gegner auf den Scheiterhaufen kömmt (z. B. Marienkind oder — in gehörigem Abstande — Sītā), der zugleich die Probe auf ihre Unschuld bedeuten kann, oder daß sie ihrem Gatten im Tode folgt (Wittwenverbrennung). Diese letztere Auffassung ist sichtlich diejenige, von der die zugehörigen Bestattungsbräuche der Leichenverbrennung ihren Ausgang genommen haben. Es wurde schon viel über die Leichenverbrennung geschrieben, man versuchte sie von der Furcht vor den Toten herzuleiten, die man durch den Brand völlig vernichten oder in eine geistigere und dadurch ungefährlichere Daseinsform zwingen will, um sie an der leibhaftigen Wiederkehr zu hindern, und diese Auslegung wurde sogar eine der Stützen der Lehre von der lebendigen Leiche als urtümlicher (präanimistischer) Auffassung vom Wesen des Todes. Richtig davon ist wohl nur der Gedanke, daß es sich bei dem Leichenbrande unter Anderem auch um die Umwandlung des Toten in eine reinere, geistige Daseinsform handeln könnte. Aber man hat nicht gesehen, daß nicht die Furcht vor dem Toten sondern der Wunsch nach einer Erneuerung des Lebens das Maaßgebende war, wie sich aus der Beachtung der zugehörigen Mythen zeigt. Der Totenbrand hängt mit den Vorstellungen vom Weltuntergange zusammen, der ebenfalls als Brand (in Gegenfassung als Flut) gedacht wird. Die Gestorbenen erfahren durch ihn eine Läuterung, die in der Lehre von den letzten Dingen breit ausgeführt wird. Balder und Nanna auf dem Brandstoße sind zugleich als Brautpaar gedacht, ihre Leichenfeier mit Ring und Kopftuch (dem Brautschleier entsprechend) ist eine Art Hochzeit. Und auch beim Weltenbrande bleiben Lif und Lifthrasir (Leben und Lebenshauch) im Holze geborgen; die Asche enthält den Funken zum neuen Feuer, der ein Sinnbild des sich durch die Vernichtung des Todes hindurch rettenden, unvergänglichen Lebens ist. Hier liefern die mythischen Anschauungen ganz unmittelbar den Schlüßel zum Verständnisse des Brauchtumes und es ist kein Zweifel, daß auch in vielen anderen Fällen die Kenntnis zugehöriger mythischer Überlieferung dem Forscher bei der Deutung sonst unverständlicher vorgeschichtlicher Einrichtungen und Bräuche, wie sie in den Funden zu Tage treten, unmittelbar zu Gute kommen könnte.

Weitere Beispille würden zu weit führen. Es konnte sich diesmal nur darum handeln, das Grundsätzliche zu zeigen. Die Steinkreise mit den an ihnen haftenden Fragen der Orientierung, die Laburinthe, die Geschichte gewisser einfacher Sinnbilder, wie Rad, Kreuz, Hakenkreuz, Schachbrett, Geschlinge, die ältesten Schriftzeichen und die hinter ihnen stehenden Anschauungen, die Götterzeichen und Götterbilder, die Felsritzungen und vieles Andere in den vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Funden wird immer

wieder auf solche mythologische und anschließend auf allgemein geistesgeschichtliche Untersuchungen führen, die, wie die Dinge heute liegen, vom Mythos her neue, Grund legende Einschläge erhalten müßen. Aber solche Untersuchungen werden, wie schon betont, nur dann brauchbare Ergebnisse liefern können, wenn sie mit dem rechnen, was nach unseren bisherigen Kenntnissen von Wesen, Überlieferung und Auswirkung des Mythos auf angrenzenden Einzelgebieten der Kultur zu erwarten ist. Eine wichtige Lehre in dieser Hinsicht kann uns die frühgermanische Kunst geben. Während die Kunst der südlichen Völker, besonders die schon erwähnte hellenische Vasenmalerei, zahlreiche mythenhaltige Stoffe verarbeitet, stark religiös eingestellt und mit der Wiedergabe von Geschautem in dessen bildhafter Besonderheit beschäftigt ist, fehlt der germanischen Kunst jeder Antrieb solcher Art so sehr, daß selbst Entlehntes sofort im völlig abweichenden eigenen Sinne schier bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet und damit kraftvoll angeeignet wird. Wir haben allen Anlaß, uns die Wikingerzeit nach dem, was das einsetzende Schrifttum uns von ihr erhalten hat, sehr mythenreich zu denken, und trotzdem ist die prächtige, reich ausgebildete Wikingerkunst fast ausschließlich reine Zierkunst, und wenn wir darauf angewiesen wären, unsere Vorstellungen vom Mythenbesitze dieser Zeit aus ihrer Kunst zu gewinnen, würden wir nur ganz wenige Ansätze zu verzeichnen haben, die uns überdies in vielen, wesentlichen Fragen irre leiten müßten. Ein Bestreben zu fortlaufender Darstellung reich gegliederter Vorgänge lassen aus frühester Vorzeit nur die Felsritzungen erkennen, doch ist es ziemlich klar, daß hier nicht die Darstellung mythischer Vorgänge vorliegt, obgleich, wie es scheint, Göttergestalten vorkommen, deren Beziehung zur Handlung aber noch überaus dunkel ist. Die Bilderreihen auf den Goldhörnern sind uns ebenfalls noch nicht verständlich, und die zum Teile ähnlichen Zierbretter des Prunkwagens des Osebergschiffes, namentlich die der beiden Schmalseiten, führen kaum näher auf den Mythos hin. Es ist nicht zu erkennen, daß von solchen Ansätzen her eine den Mythos darstellende oder stärker religiös gefärbte, etwa der sumerischen, ägyptischen oder hellenischen vergleichbare germanische Bildkunst ihren Ausgang genommen hätte.

Vielmehr können wir die germanische Zierkunst (und natürlich ebenso verwandte Erscheinungen bei anderen Völkern) als **Werkkunst** der **Bildkunst** der schon erwähnten Kulturgebiete gegenüber stellen. Dort sucht man einen Gegenstand abzubilden, das Kunstwerk, das so entsteht, hat (wenn man etwa von kultischen Zwecken absehen will) keinen Gebrauchszweck oder dieser ist, wo er vorliegt, Nebensache; hier hingegen ist und bleibt der Gebrauchszweck des verzierten Gegenstandes Hauptsache und die Verzierung hat nur höchstens untergeordnete Beziehungen zur Wiedergabe irgend eines Gegenstandes. Dafür haftet ihr der Werkgedanke an, aus dem heraus sie Form gewinnt. Flechten, Spinnen, Weben ist nicht bloß Frauenarbeit, sondern auch Nornenarbeit (Zeitr. u. Weltordn. S. 111f.), im drehenden Wirtel sieht man Weltgewalten wirksam, die Einteilung des Kreises führt leicht zum Weltbilde (vgl. Zeitr. u. Weltordn. S. 245 Abb. 75, oder S. 116 Abb. 41) und in gewissem Sinne ist die Welt selbst Schmiedearbeit, die Schmiedebrüder sind es, die den Urriesen zerstücken und sie aus ihm schaffen, ein Bild, dessen Teile zerrissen und versetzt und umgestellt sind nach höherem, geistigen Plane. Aber wir wollen nicht zu viel aus diesen Antrieben vom mythischen Weltbilde und Weltdenken her ableiten, obgleich es klar ist, daß sie auf lange Strecken stark herein gewirkt haben müssen.

Außerdem enthält die frühgermanische Kunst übrigens auch zahlreiche bildnähere Züge, darunter auch entlehnte, die mit Sage und Glaube stärker zusammen hangen und uns mit der Zeit in dieser ihrer Geltung wohl noch deutlicher werden dürften. Nur handelt es sich hier noch nicht um bildhafte Schilderungen von solchem Reichtume wie ihn später der Runenstein von Ramsund, oder die Schnitzereien aus dem Nibelungenstoffe auf dem norwegischen Kirchtore von Hylleſtad zeigen, oder wie ihn die Schnitzwerke von der Bestattung des Balder im Hause des Olaf Pā auf Island aufgewiesen haben müßen, die Snorris Schilderung seiner Gylfaginning zu Grunde liegen, oder der Schild Bragi des Alten in der Ragnarsdrapa oder Amleths Schild, sondern um in sich abgeschloßene, sehr einfache Bilder von streng symmetrischem Aufbaue oder mit starker Neigung dazu, in denen noch die ursprüngliche Anschauung des im Bilde dargestellten Mondgeschehens nachwirkt. Greifen wir als Beispill die Beschlagstücke an den Helmen des Wendelfundes (Uppland) heraus. Eines davon stellt einen Reiter dar, der gegen eine Schlange anreitet; sein Haupt trägt einen Helm, der als Vogel gestaltet ist, dessen gesenkte Flügel den Kopf decken. Vor und hinter dem Reiter fliegen zwei entsprechende Vögel, der vordere und der mittlere, den Helm deckende, scheinen Ringe in den Schnäbeln zu halten. Das Ganze ist offenbar Odin im Kampfe mit der Mitgardschlange, und schon E. Jung, Germanische Götter und Helden S. 115f hat dazu aus einem Heiligenbuche von 1488 ein Bild des sitzenden Oswald mit den beiden Raben gestellt, in dem freilich an Stelle des Rabenhelmes Krone und Heiligenschein getreten sind und jeder Hinweis auf einen Drachenkampf fehlt. Aber der Rabenhelm als solcher ist ein mythisch wichtiges Bild, das durch die beiden Raben vor und hinter dem Reiter in seiner Anschaulichkeit noch verstärkt wird. Der Rabenhelm entspricht dem Tarnhelme, und wenn wir daneben auf Helmplatten von Öland auch Eberhelme (vgl. den eddischen Helm „Kampfschwein") finden, so hangen beide Bilder durch die Beziehung auf dieselbe anschauliche Naturgrundlage zusammen. Statt des das Haupt hüllenden dunklen Vogels kann auch der hüllende Mantel treten, nach dem der Gott auf deutschem Boden Hakelberend (Mantelträger) heißt, und ich verweise für die drei Vögel auf Abb. 37 und 51 und das dazu auf S. 32 Bemerkte in meiner Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker (Weltall-Abhandlungen Nr. 26). Was der wilde Jäger (Wodan-Odin) jagt, ist häufig der Eber, in dessen Hauerpaare man die leuchtende Mondsichel sah. Die Eberhelme sind also eigentlich beinahe Ebermasken, wie der Rabenhelm eine Art Rabenmaske ist, oder wie wir auf der Schwertscheide von Gutenstein (Baden), die man ins 7. Jahrhundert ansetzt, den Schwertgott in der Wolfsmaske sehen (vgl. Ansch. v. Monde S. 26 über die Hundekappe des Hades auf dem etruskischen Fresko von Orvieto). Übrigens kann ich mich nicht enthalten, zur Darstellung Odins auf den Wendelhelmen auch auf den Schrein aus dem Grabe des Dihut-anch-Amon zu verweisen, wo wir ganz ähnlich die schützenden Sperber nicht nur vor und hinter dem kämpfenden Könige sondern auch über seinem Haupte schweben sehen. Der Anklang beider Bilder an einander ist überaus lehrreich; er würde sich durch die übereinstimmende mythische Grundanschauung hinreichend erklären, aber auch nördlicher Einfluß auf Ägypten ist in dieser Zeit wohl kaum ausgeschloßen.

Die Darstellung des kämpfenden Odin auf den Wendelhelmen steht für uns bisher recht vereinzelt da, und es hält schwer, andere Götter ähnlich zu belegen. Eine Ausnahme macht vielleicht die als Loki mit dem Ziegenbocke gedeutete, dreiköpfige, anscheinend auch mit einer Art Gesicht auf der Brust

gebildete Gestalt auf dem Goldhorne des Hlewagastir von Gallehuus (Ansch. v. Monde Abb. 50). Auch hier können wir noch die volle Anschauung vom Monde in dieser einfachen Zeichnung nachweisen wie ich a. a. o. S. 31 dargelegt habe. Noch klarer ist sie in zahlreichen anderen Fällen, die sich an Abb 8 und 9 und Abb. 19—21 meiner Ansch. v. Monde (S. 28f) anschließen. Ich greife als Beispill ein Fundstück von Galsted unweit Hadersleben, Schleswig, heraus, das B. Salin S. 166 Abb. 394 der alten Form seines Stiles I zugewiesen und auf etwa 400 n. Chr. angesetzt hat. Es ist eine Zierplatte, deren oberen Rand ein von paarigen Tieren umgebener Kopf schmückt, während sie unten ein quergestelltes Vollmondgesicht in einem Kreisrunde abschließt. Der Stil der Tierleiber verbindet diesen Fund in auffallender Weise mit der Art, wie in sibirischen Stücken die Tierleiber dargestellt sind. Man vergleiche etwa bei E. H. Minns, Scythians and Greecs S. 276 fig. 198 eine sibirische Goldplatte unbekannter Zeit, auf der die Tierkörper ganz ebenso (wie übrigens die Stierkörper auch schon auf dem Becher von Vaphio) um 180° verdreht und mit einem in der Mitte ihres Leibes verlaufenden, etwa dem Rückgrate entsprechenden, aus kleinen Knötchen gebildeten Stabe ausgeziert sind. Es handelt sich offenbar um Eigentümlichkeiten sakischer Kunst die, scheint es, nicht nur in diesem Falle sondern in weitestem Ausmaaße auf die germanische Kunst eingewirkt haben. Etwas Ähnliches wie die paarigen Tiere sind die paarigen Schlangenköpfe zu beiden Seiten eines menschlichen Kopfes oder einer ganzen menschlichen Gestalt, die sich ebenfalls häufig finden; ich verweise bloß auf Lindenschmit. Altertümer I Heft IX Taf 7 und Gustafson. Norges Oldtid S. 96 Fig 390, wo die Füße der menschlichen Gestalt sogar in Schlangenköpfe enden, an die Giganten der Hellenen erinnernd. Auch hier ist alte, nachwirkende Anschauung vom Monde nicht zu verkennen. Die Schlangen- oder Drachenköpfe können statt an einem menschlichen Haupte auch an einer zwischen ihnen befindlichen Kröte nagen, und dieses Tier ist ein alter und beliebter Gegenstand der Zierkunst und verdiente einmal gesonderte Behandlung. Ihre Deutung führt auf den dunklen Mond zurück, womit auch die Auffassung zusammen hängt, daß die Gebärmutter, aus der das neue Leben hervor geht, eine Kröte sei. Außer mit irgend solch einem Gebilde in der Mitte kömmt die vorne und hinten in einen Kopf endende Schlange, die beidendköpfige Schlange, wie ich sie nennen möchte, aber auch allein vor, z. B. in Gestalt des Pferdekummets von Sölleſted (Fünen), und sonst häufig. Von hier ist nur ein Schritt zu den in Köpfe endenden Hakenkreuzen (Vierbeinen) und Dreibeinen (eine besonders schöne Form an einer Pferdetrense des Wendelfundes) und zu den reichen Tiergeschlingen, mit denen die germanische Zierkunst in bunter Mannigfaltigkeit die Flächen an den verschiedensten Gegenständen füllt. Aber wir werden kaum annehmen dürfen, daß diese Gebilde durchwegs nur als bloßes Zierwerk empfunden wurden; sonst hätte die Kirche schwerlich Anlaß gehabt, es in ihre Verbote heidnischer Bräuche einzubeziehen.

Mehr als einige ganz flüchtige Andeutungen über die Nachwirkungen der Anschauung vom Monde in altgermanischer Kunst konnte ich hier nicht geben. Vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit, genauer auf diesen Gegenstand und die hier möglicher Weise stark herein spielenden Entlehnungen einzugehen. In einer allgemeinen Betrachtung über Vorgeschichte und Mythenforschung konnte es sich mir nur darum handeln, an Hand frühgermanisches Stoffes darauf hin zu weisen, welcher Art hier die bisher bemerkbaren Beziehungen zwischen dem Bildlichen in den Funden und dem Mythos sind. Gewiß enthalten auch diese Bildwerke zur Anschauung vom

Monde Vieles, das für den Mythos wichtig ist und zum Teile fast wie eine Vorstufe, zum anderen freilich wie eine Verkümmerung und Zersetzung ursprünglich reicherer Bestände unter der Herrschaft des überwuchernden Zierstiles anmutet. Aber es ist doch auch nötig, darauf hin zu weisen, daß der eigentliche Mythos, die Sage, etwas stark Anderes ist und daß er, selbst wenn er aus Ansätzen solcher Art mit erwachsen wäre, jedes Falles lange schon reich ausgestaltet war, als diese Ansätze ihrerseits, ohne mit seiner Ausgestaltung irgend Schritt und Verbindung gehalten zu haben, zu den in der frühgermanischen Kunst vorliegenden, eigenartigen, herrlich reichhaltigen und künstlerisch so prächtigen Zierformen verschrumpften. Ja, fast wäre man versucht, diesen Vorgang für eine Folge der kräftigen, trotz ihres lebendigster Anschauung entsprungenen bildhaften Inhaltes bildhafter Darstellung im Grunde ursprünglich abholden Entfaltung des Mythos zu halten, die uns dann bloß durch eine ihrer Wirkungen bemerkbar würde aber gerade darum selbst verborgen bliebe, soweit uns nicht die vergleichenden Schlüße aus dem Mythenstoffe selbst und letzte Nachklänge auch in jenem mythenfernen bildhaften Stoffe auf ganz anderen Wegen zu ihr hinführen.

Aber warum wurde die Darstellung des Bildhaften vermieden und warum gestaltete man entlehnte oder altübernommene Bilder so durchgreifend zum bloßen Zierwerke um? Erwägt man, daß alles Abbilden oder Nachbilden zur Verehrung des Bildwerkes oder Götterbildes und zu kultischen Handlungen, Zauberwesen u. dgl. hinführt, so wird man sich wohl daran erinnern müssen, daß die Germanen Tempel und Götterbilder nach dem Zeugnisse des Takitus eben abgelehnt haben sollen. Später finden wir sie zwar da und dort im Besitze solcher Einrichtungen; aber das Meiste davon wird eben erst jüngerer Erwerb sein, zumal manche Nachrichten es wahrscheinlich machen, daß sie mit ihrer Abneigung dagegen unter den arischen Völkern nicht vereinzelt dastanden. Wir können uns diese Eigenart der germanischen Kunst vielleicht durch ein kulturgeschichtliches Gegenstück verdeutlichen, das in Gegenden und Zeiten liegt, die mit einer reichen schriftlichen Überlieferung uns auch ihrem Innenleben nach deutlicher sind. Schon vorhin war auf die Beziehungen der germanischen zur sakischen Kunst hin zu weisen, denen zuerst Josef Strzygowski sein Augenmerk zugewandt hat. Eine ganze Reihe überein stimmender Formgedanken ist hier wie dort wirksam: Zellenverglasung, Mehrflächigkeit, Durchbrucharbeit, Gitterarbeit mit Tiefendunkel, Kerbschnitt, Tiere im Tiere (Zerlegung des Leibes in Tiere) usw. Das führt aber auf eine breite Kulturgemeinschaft, die die Germanen schon früh mit dem Osten und dadurch auch mit Iran verbunden haben muß, worauf auch die Mythen hindeuten, mit denen die germanische Überlieferung einsetzt. Löwis of Menar bemerkt am Schlusse seines lehrreichen Büchleins über die Brünhildsage in Rußland, freilich erst ganz am Schlusse, daß der Nibelungenstoff auch im iranischen Schrifttume heimisch gewesen sein muß (vgl. jedoch schon 9 Jahre früher Hüsing-Schultz in Mitra Sp. 86f. und Kern ebd. Sp. 90). Gustav Neckel versucht es, Balder durch thrakisch-gotische Vermittlung aus Kleinasien, Axel Olrik Ragnarök durch gotisch-tscherkessische Vermittlung aus dem Kaukasus herzuleiten — es wird Mode, Verbindungen mit dem Osten zu sehen, aber leider auch Mode, immer wieder nur die Goten dafür zu bemühen; doch bald wird man auf die Saken als alte Nachbarn der Germanen aufmerksamer werden und auf die große innere Übereinstimmung der Sunde bis Tschina hinüber. Auf jeden Fall werden die Germanen durch allerhand Zwischenformen mit Iran inniger verbunden werden müssen, als dies bisher geschehen ist. Und

da taucht denn die doch wohl sehr beachtenswerte Erscheinung vor uns auf, daß auch die gesamte arabische, von der sakisch-persischen ganz unmittelbar her zu leitende Kunst in weitem Ausmaße bilderfrei ist (was sogar zur Fabel vom Bilderverbote des Islam geführt hat) und womit gewiß auch der Bilderstreit in der christlichen Kirche zu vergleichen ist. Ich kann hier auf die Folgerungen, die sich aus diesen Beobachtungen auf die Kunst der Wikingerzeit und vielleicht sogar rückwirkend auch zum Teil schon auf die der Bronzezeit ziehen lassen, nicht näher eingehen und begnüge mich mit dem allgemeinen Hinweise auf die, wie es scheint, doch recht genau überein stimmenden Erscheinungsreihen. Auch in ihnen handelt es sich um Auswirkungen der mythischen Weltanschauung.

Das Eine wird auf jeden Fall klar geworden sein: daß die Beschäftigung mit dem Mythos für den Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte ebenso unerläßlich ist wie umgekehrt ein Abrechnen der Mythenforschung mit den vorgeschichtlichen Funden. Wir glauben nicht mehr, daß alle großen Entdeckungen oder Errungenschaften der Menschheit in Gottheiten verkörpert wurden, die ihnen Ausdruck geben sollten, und wir glauben auch nicht mehr, daß eine Betrachtung der Göttergestalten, der ihnen zugeschriebenen Eigenschaften oder ihrer Bildzeichen etwa einen Abriß der sonst nur allzu dürftig bekannten Kulturgeschichte der Menschheit liefern könnte. Es ist aber trotzdem richtig, daß alle Kultur-Errungenschaften in irgend einer Weise ihre Spuren auch in der Überlieferung des Mythos zurück gelaßen haben, und daß diese daher eine Fundgrube kulturgeschichtlicher Aufschlüße der verschiedensten Art ist. Gerade die Vorgeschichte ist aber ebenfalls recht eigentlich Kulturgeschichte. Es wäre mir daher eine große Freude, wenn meine Ausführungen dazu beitragen könnten, nähere Zusammenarbeit beider Forschungsgebiete herbei zu führen und auch in Manchen, die mythologischer Forschung bisher vielleicht ferner standen, einen tieferen Anteil an ihr zu wecken.

Neues aus paläolithischer Kunst.

Von Dr. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln.

Mit 23 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV.

Ich komme soeben zurück von einer vierteljährlichen Forschungsreise durch Frankreich und Spanien und aus der Fülle der ganz frischen Eindrücke heraus will ich einige Fragen auswählen, über die ich sprechen möchte. Wenn man die fast unübersehbare Menge paläolithischer Kunstwerke und Altertümer jeder Art gesehen hat, wenn man durch die vielen Museen, Privatsammlungen und die — herrlichste Schätze bergenden — Höhlen und Schluchten in Frankreich und Spanien gewandert ist, dann sieht man erst, wie viel uns an vorgeschichtlichen Funden und Entdeckungen durch den Krieg verschlossen ist. Die ausländischen Zeitschriften und Veröffentlichungen — auch nur wenigen zugänglich — geben nur einen kleinen Überblick — unendlich vieles ist noch nicht herausgegeben. Es ist schwer, aus der Fülle all dieser Eindrücke einige Stücke herauszuschneiden. Ich wähle drei Punkte aus, die mir zuerst der Teilnahme wert erscheinen, einmal das Problem des Anfanges der Kunst, zweitens das Problem der Bedeutung der paläolithischen Kunst und drittens das Problem der ostspanischen Felsmalereien.

Das erste Problem, das des Anfanges der Kunst, ist durch die Entdeckung der Frau von Lespugue neu aufgerührt worden (Abb. 1—4, Taf. a u. b). Im April 1922 hat René de Saint-Périer eine weibliche Statuette in einer unberührten Schicht in der Höhle Rideaux bei dem Orte Lespugue (Haute Garonne) gefunden. Saint-Périer grub hier zum ersten Male 1911, er berichtete in mehreren Abhandlungen[1]) über seine Grabungen. Der Krieg brachte eine Unterbrechung. 1922 nahm Saint-Périer seine Grabungen wieder auf und im April 1922 fand er die merkwürdige Statuette. Saint-Périer erzählte mir in Paris selbst, wie beim Graben die Figur, die Elfenbein ist, durch einen Spatenstich angestoßen wurde, so daß ihr im Original heute ein Stück fehlt, das sofort in Pulver zerfiel und nicht mehr ergänzt werden konnte. Boule formte aus Plastilin eine Rekonstruktion des Originals. Saint-Périer berichtete über seine Entdeckung in der Anthropologie[2]); ich darf darauf hinweisen, daß ich selbst im April dieses Jahres (1924) im Cicerone eine Besprechung der Entdeckung und Vergleiche zu den übrigen ähnlichen Funden veröffentlichte[3]). Sehr ähnlich ist vor allem eine der

[1]) 1. Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 1912. S. 48. 2. Ibid. 1912. S. 149. 3. Bulletin de la Société Préhistorique Française. 1912. S. 210. 5. Revue de Comminges. 1920. S. 150. 4. L'Anthropologie 1920. S. 209—234.

[2]) L'Anthropologie. 32. 1922. H. 4, S. 361.

[3]) Herbert Kühn, Die Skulptur von Lespugue. Cicerone 1924. H. 8, Jahrg. 16, S. 343.

ſieben in Mentone gefundenen Figuren[1]), drei Figuren aus Braſſempouy[2]), die bekannte Frau von Willendorf[3]) und vier von den fünf in Lauſſel gefundenen Reliefs[4]) mit menſchlichen Figuren[5]). So liegen jetzt eine ganze Reihe von ähnlichen Skulpturen vor[6]), denen ſich neuerdings auch noch ganz ähnliche Zeichnungen aus der Höhle David anſchließen, die Breuil in der Revue anthropologique[7]) veröffentlichte (Abb. 5). Dieſe Zeichnungen ſowie die

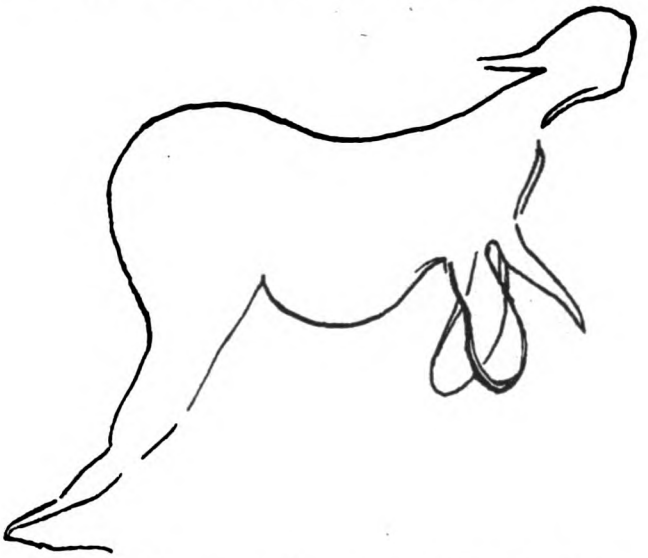


Abb. 5. Höhle David bei Cabreret. Frauenfigur. Aurignacien. Ritzung auf Ton. Nach Breuil, Revue anthropologique 1924. Größe 0.65 m.

Skulpturen gehören ſämtlich dem oberen Aurignacien an, die wenigen menſch-

[1]) Zuerſt veröffentlicht: L'Anthropologie 1898. Taf. 1—2. Dasſelbe: Hoernes, Urgeſchichte der bildenden Kunſt. 1916. 2. Aufl., S. 163, 1. Dasſelbe: Herbert Kühn, Die Kunſt der Primitiven. 1923. Abb. 1.

[2]) 1. Piette, Tf. 74, 1a. L'Anthropologie. 1895. Taf. 4, 1, 1a. 2. Piette, Ibid. Taf. 71, 72. L'Anthropologie. 1895. Taf. 1—3. 3. Piette, Taf. 73, 1 und 1a. L'Anthropologie. 1897. Taf. 1.

[3]) Szombathy, Die Aurignacienſchicht im Löß von Willendorf. Korreſpondenzbl. d. dtſch. Geſ. f. Anth., Ethnol. u. Urgeſch. 1909. S. 87 oder L'Anthropologie. 1910. S. 699 oder Obermaier, Der Menſch I, S. 293 oder Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 1923. 3. Aufl., S. 19.

[4]) 1. L'Anthropologie. 1912. S. 131. 2. L'Anthropologie. 1912. S. 143. 3. L'Anthropologie. 1911. S. 259. 4. Schuchhardt, Alteuropa. 1919. Taf. 7a. Ferner: dasſelbe, Herbert Kühn, Die Kunſt der Primitiven. 1923. Abb. 2.

[5]) Der Gedanke Schiefferdeckers (Bemerkungen über zwei Basreliefs von Lauſſel und über das Abbild eines Neandertalers. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 15, S. 214 bis 299. 1917 und Mannus. Bd. 16, S. 1—45. 1924), daß es ſich bei den Reliefs um Gruppendarſtellungen handele, iſt ganz abwegig.

[6]) Nach dem Vortrag iſt die in Mainz gefundene Statuette von Prof. Neeb veröffentlicht worden. (Präh. Zeitſchr. XV. 1924. S. 1ff. und Mainzer Zeitſch. 1922—24. S. 108—112.) Eine ähnliche Skulptur iſt neuerdings in Rußland, in Koſtienki, gefunden worden. (L'Anthropologie. 1924. S. 346—350. Vgl. dazu Beſpr. in J.P.E.K., Jahrbuch für prähiſtoriſche und ethnographiſche Kunſt 1925, Bd. I. [Unter der Preſſe.]).

[7]) Breuil, Nouvelles figurations humaines de la caverne David à Cabrerets (Lot.). Revue Anthropologique. 1924. Nr. 5—6. S. 165—172.

lichen Skulpturen des Magdaléniens[1]) sind schlank und von ganz anderen Proportionen. Sehen wir hier von allen Fragen der Bedeutung dieser eigentümlichen Frauendarstellungen ab und heben wir allein den Gedanken der hochentwickelten frühzeitigen Kunst und die Frage des Entstehens dieser Kunst heraus, so ist es tatsächlich nicht verwunderlich, wenn man in den Anfängen der Forschung die Kunst des Paläolithikums als „proles sine matre", bezeichnen konnte. Noch 1916 sagte Hoernes, diese Kunst „springt als fertige Erscheinung aus dem Nichts hervor und verliert sich wieder in Nichts[2]), kein Zug einer Entwicklung ist in der paläolithischen oder Buschmannkunst zu bemerken"[3]). Diese Gedanken gingen dann über in viele andere Arbeiten, sie finden sich bei Scheltema[4]) und an anderen Orten. Dieser Anschauung muß aber entgegengetreten werden. Bei kaum einer Kunstepoche der Welt ist die Entwicklung und das Werden gerade so deutlich zu belegen und nachzuweisen, wie bei der paläolithischen Kunst. Die Epoche des Aurignacien, die Stufe des Linearen im Wölfflinschen Sinne, unterscheidet sich so grundlegend von der Stufe des Malerischen, von der Stufe des Magdaléniens, daß auch das kunsthistorisch ungeübte Auge diese Unterschiede sofort zu erkennen vermag.

Der erste, der von einer Entwicklung der paläolithischen Kunst sprach, war Piette 1894, seine Untersuchung hatte den Titel: „Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif[5])." Im folgenden Jahre erweiterte er seine Untersuchungen. Er unterschied vier Stufen der Entwicklung[6]). 1900 stellten Girod und Massenat ein neues System der Entwicklung auf, das sich zwar gegen Piette wandte, aber nur wenig von dem ersten System abwich[7]). Erst Abbé Breuil brachte ein von dem gegebenen Tatbestand ausgehendes neues System im Jahre 1903[8]). Piette ebenso wie Girod und Massenat stellten die Rundskulptur als älteste Kunst voran — Breuil wies nach, daß das falsch ist, daß gleichzeitig Skulptur und Umrißzeichnung erscheint. Erst einer späteren Stufe gehöre aber die „malerische" Kunst an, wie sie sowohl auf Skulpturen als auch auf Reliefs und Malereien erscheine. Als immer noch Zweifel in die Entwicklungsreihe gesetzt wurden, schrieb Breuil 1912 seinen so grundlegend gewordenen Artikel: „L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne"[9]). In diesem Aufsatz legte er die Entwicklung so deutlich und so unangreifbar dar, daß solche Worte wie die von Hoernes nach diesem Aufsatz unverständlich sind[10]).

Wenn so die Entwicklung dieser Kunst deutlich ist, so entsteht doch eine andere Frage, die der Entstehung der paläolithischen Kunst, die Frage nach den primitiven Anfängen, nach dem ganz Unentwickelten.

---

[1]) 1. Girod et Massenat, Les stations de l'âge du renne. I, 2a. 2. Piette, L'art pendant l'âge du renne. Taf. 27, 2a. 3. L'Anthropologie. 1895. Taf. 4, 2. 4. L'Anthropologie. 1907. S. 10.

[2]) Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 2. Aufl. 1916. S. 182. 3. Aufl. 1905. S. 183.

[3]) Ebenda. 2. Aufl. 1916 und 3. Aufl. 1925. S. 184.

[4]) Adama van Scheltema, Die altnordische Kunst. Berlin 1923. S. 5.

[5]) L'Anthropologie IV. 1894. S. 129.

[6]) L'Anthropologie V. 1895. S. 129.

[7]) Girod und Massenat, Les stations de l'âge du renne. 1900.

[8]) Rev. Archéologique. 1903.

[9]) Rev. Archéologique XIX. 1912. I. S. 193—234.

[10]) Während der Korrektur dieses Vortrages ist die 3. Aufl. des Werkes von Hoernes, bearbeitet von Menghin erschienen. Menghin hält dabei (S. 675) an Hoernes Auffassung der Entwicklungslosigkeit der paläolithischen Kunst fest.

Die Antwort auf die Frage ist, daß die Kunst des Aurignacien durchaus nicht immer „hochentwickelt" war. Die Bilder und Skulpturen des mittleren und oberen Aurignaciens zeigen eine hohe technische Fertigkeit, die Bilder des frühen Aurignaciens dagegen nicht, sie sind ungeschickt, ohne Proportionen, ohne technische Durcharbeitung, Bilder ganz frühen Anfanges, ähnlich den Kinderzeichnungen. Solche Bilder habe ich untersucht in La Clotilde de Santa Isabel[1]), in Castillo[2]), in Pindal[3]), in La Pasiega[4]). Sie sind in ihrer technischen Ausführung immer ähnlich: ungeschickt, ungekonnt, typische Beispiele einer beginnenden Tätigkeit. Sie sind manchmal nur mit den Fingern eingeritzt, oft sieht man diese Fingernagelritzungen ungeordnet die Wand überziehen[5]). Auf die Beweise für das hohe Alter dieser Bildwerke einzugehen, würde zu weit führen, ich darf auf Breuils Arbeit von 1912 verweisen. In manchen Höhlen, wie z. B. in Pair-non-Pair, sind diese Bilder erst nach dem Abgraben der Aurignacienschicht zutage gekommen, neuerdings hat Peyrony in La Ferrassie neue Kunstwerke in unberührter Schicht des unteren Aurignaciens gefunden[6]), die ich im Museum von Les Eyzies ansehen konnte. Sie bestätigen ganz unzweideutig das hohe Alter dieser ganz einfachen wirklich primitiven Bilder.

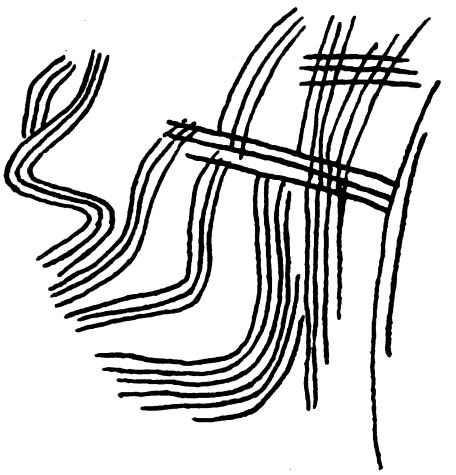


Abb. 6. Hornos de la Peña. Frühes Aurignacien. Ritzungen. Nach Breuil. Höhe 0,45 m.

Ebenso sind in der Cueva de Penches während des Krieges Wandritzungen gefunden worden[7]), die denen von Hornos de la Peña, von La Clotilde, Pair-non-Pair, Quintanal, Gargas usw. entsprechen, so daß jetzt eine Fülle dieser ganz frühen, ungelenken Bilder des unteren Aurignaciens bekannt sind.

Luquet hat neuerdings in sehr geistreichen Ausführungen über den Ursprung der figuralen Kunst[8]) nachgewiesen, daß zwei Faktoren nötig sind für die Entstehung der bildenden Kunst, einmal die technische Fertigkeit und zweitens die Idee der Ähnlichkeit. Beides haben die Menschen des Aurignaciens gehabt. Ihre Werkzeuge beweisen ihre Fähigkeit, vorher vorhandene unbearbeitete Stoffe nach einem bestimmten Willen zu gestalten und das Auffinden von Fußspuren, das Wiedererkennen von Tieren und

[1]) Alcade del Rio, Henri Breuil und Lorenzo Sierra, Les Cavernes de la région Cantabrique. Monaco. 1912. S. 42ff.
[2]) Ebenda. S. 118ff.
[3]) Ebenda. S. 68.
[4]) Breuil, Obermaier, Alcalde del Rio, La Pasiega. Monaco. 1913. S. 29.
[5]) Hornos de la Peña, Rev. Archéologique. 1912. I, S. 194, Fig. 1.
[6]) D. Peyrony, Eléments de Préhistoire. Ussel. 1923. S. 58ff. Ferner: Capitan, La Préhistoire. Paris. 1922. T. 11.
[7]) Eduardo Hernández-Pacheco, Los grabados de la Cueva de Penches. Memoria 17. Madrid 1917. Taf. IV.
[8]) Luquet, Les origines de l'art figuré. J.P.E.K., Jahrb. f. präh. u. ethnogr. Kunst. Bd. 2. (Unter der Presse.)

Menſchen beweiſt die Idee der Ähnlichkeit. Aber dieſe beiden Elemente nebeneinander ſind noch nicht die Syntheſe, aus ihr erſt kann das bewußt Geſchaffene, das Kunſtwerk entſtehen.

Die älteſten Ritzungen ſind ungeordnete, manchmal mit den Fingern, manchmal mit einem Inſtrument gezogene Linien, die keine Bedeutung gehabt haben können. Sie kommen vor in Combarelles, in Font-de-Gaume, in Dache, in Hornos de la Peña, in Gargas, in Altamira und an anderen Orten[1]) (Abb. 6).

Man kann deutlich bei dieſen Linien das Werden der Kunſt erkennen; man hat an manchen Orten Dinge der Natur — vor allem Tiere, was bei Jägervölkern natürlich iſt — in dieſe ungeordneten Linien „hineingeſehen". Sie bekommen dann Köpfe und werden Schlangen, oder eine andere Veränderung macht aus ihnen eine Schnauze, die Silhouette eines Tieres. Solche

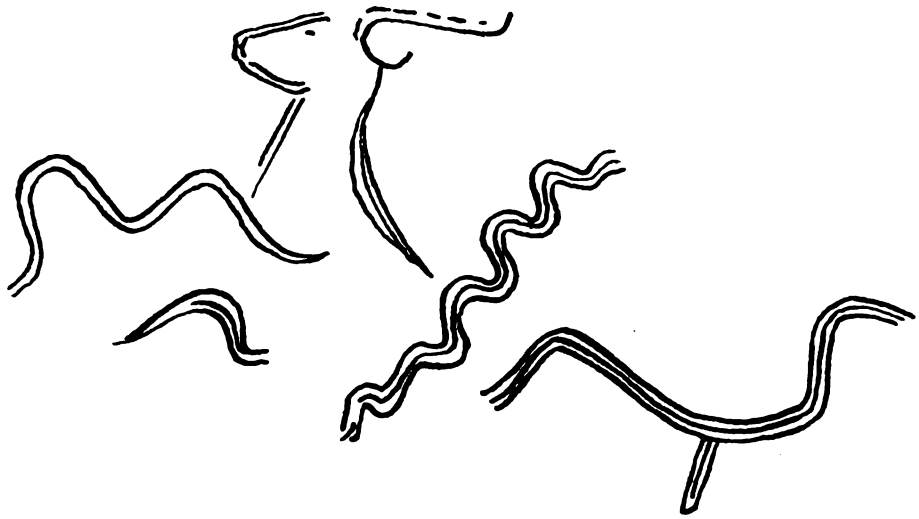


Abb. 7. La Pileta. Ritzungen. Nach Breuil, Obermaier und W. Verner. Älteres Aurignacien. Etwa um das Zehnfache verkleinert.

Vorgänge kann man verfolgen in Croze à Goutran[2]) in Hornos de la Peña[3]), in Gargas[4]) und La Pileta[5]) (Abb. 7). Zu der Fähigkeit des Umbildens von gegebenen Dingen war die Idee der Ähnlichkeit hinzugekommen, die Syntheſe war geſchaffen, die Anfänge der Kunſt waren gegeben.

Es iſt nun kein großer Schritt vorwärts, wenn die Menſchen dazu kamen, abſichtlich Bilder zu ſchaffen, die den Tieren ihrer Umwelt ähnlich waren. Es iſt zu verſtehen, wenn dieſe erſten Bilder, die oft neben den Linienritzungen ſtehen, wie in La Clotilde und Hornos de la Peña (Abb. 6, 7, 8), im Anfang keine techniſchen Fertigkeiten aufwieſen. Dieſe ungelenken

[1]) Cavernes Cantabriques. S. 93—95 u. S. 194—195; ferner L'Anthropologie. 1910. S. 139 u. 144.

[2]) Capitan, Breuil und Peyrony, La Croze à Goutran. Rev. anthropologique. 1914. S. 278, Fig. 1.

[3]) Reinach, Répertoire de l'art quaternaire. Paris. 1913. S. 94. Nr. 4.

[4]) Cavernes Cantabriques. Fig. 198—200.

[5]) La Pileta. Taf. 3.

Zeichnungen aus den genannten Höhlen ſind die erſten abſichtlich geſchaffenen Bildwerke des Menſchen.

So erſcheint es nicht nötig, Hypotheſen und Theorien zur Erklärung der Entſtehung der Kunſt heranzuziehen, ſie iſt allem Anſchein nach in Südfrankreich und in Nordſpanien ſelbſt entſtanden. Der im Anfang des Aurignaciens einwandernde Aurignacmenſch kann nicht die Technik, wohl aber die allgemeine Anlage zur Kunſt mitgebracht haben. Aus dem Mouſtérien ſind keine Kunſtwerke bekannt und es werden auch — das iſt mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen — keine mehr gefunden werden. Der Neandertaler hat keine Kunſtwerke geſchaffen. Die Kunſt beginnt mit dem Aurignacien, nicht plötzlich, nicht vollendet, ſondern ganz allmählich werdend aus den allereinfachſten Anfängen heraus. In der ſehr lange andauernden Epoche des

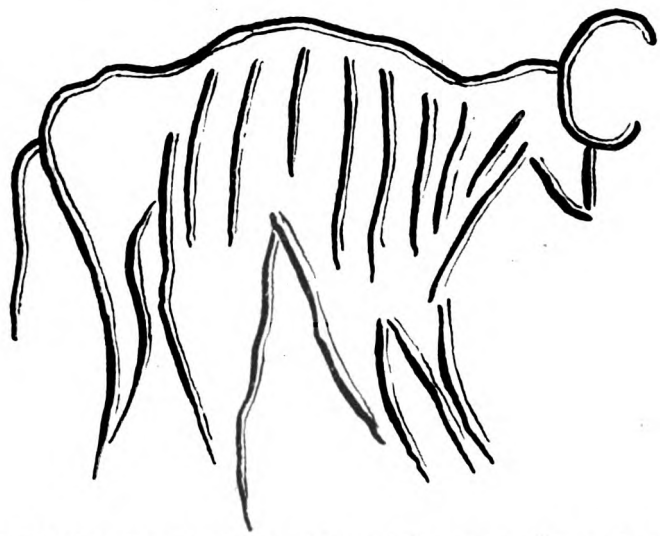


Abb. 8. La Clotilde de Santa Isabel. Rind auf Ton geritzt. Älteres Aurignacien. Nach Breuil. Größe 0,75 m.

Aurignacien entwickelte ſich dann das Techniſche, der Menſch gewann die Herrſchaft über den Stoff: das lineare, in den Umrißlinien gegebene Kunſtwerk ſteht am Ende des Aurignaciens. Und dann wächſt es weiter an zu den hochentwickelten maleriſchen Werken des Magdaléniens, die unſere höchſte Verwunderung erregen [1]).

Das zweite Problem iſt das der Bedeutung dieſer Kunſt. So wie durch viele neue Entdeckungen in das Problem der Entſtehung der paläolithiſchen Kunſt neues Licht gekommen iſt, ſo ebenſo in das Problem der Bedeutung dieſer Kunſt.

Die Frage iſt viel erörtert worden. Zum erſten Mal wurde ſie aufgerollt durch Bernardin im Jahre 1876, der damals Konſervator des Muſeums

[1]) Über die Entwicklungslinie der Stilarten der vorgeſchichtlichen Kunſt vgl. Herbert Kühn, Artikel „Primitive Kunſt“ in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeſchichte. (Unter der Preſſe).

in Melle in Belgien war [1]). Bernardin ging aus von den sogenannten Kommandostäben, verglich sie mit den genealogischen Stäben der Maori und stellte die Hypothese auf, die dargestellten Tiere seien die Totemtiere des betreffenden Geschlechts.

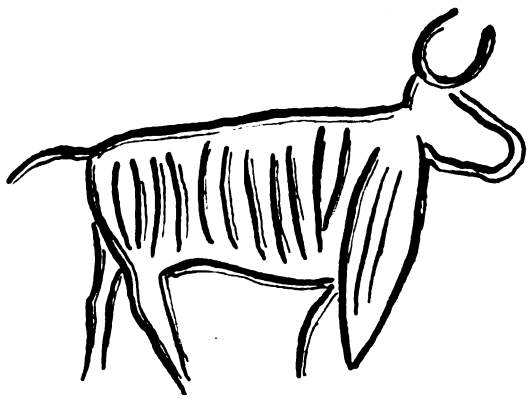


Abb. 9. La Clotilde de Santa Isabel. Rind auf Ton geritzt. Älteres Aurignacien. Nach Breuil. Größe 0,30 m.

Im Jahre 1882 setzte Lang [2]) den Gedanken fort. Er verglich zuerst die paläolithische Kunst mit der Buschmannmalerei und der mykenischen Kunst und erklärte dann, die Bilder könnten nur pictographische Zeichen sein, sie müßten magische Bedeutung haben. Reinach griff den Gedanken auf. Im Jahre 1899 schrieb er dann in der „Revue Archéologique": „Peut-être ces figures d'animaux, si fréquentes dans l'art des hommes des cavernes, témoignent-elles d'une sorte de totémisme" [3]). 1903 entwickelte Reinach den Gedanken näher. Er schrieb: Je n'hésite pas à reconnaître dans cette singulière école d'animaliers, des adeptes du totémisme primitif" [4]). In

Abb. 10. Hornos de la Peña. Ritzungen. Älteres Aurignacien. Nach Breuil. Das kleinere Tier etwa $^1/_8$ nat. Größe, das größere etwa $^1/_{10}$ nat. Größe.

seiner Schrift „L'Art et la Magie" [5]) führte er bis ins einzelne sorgfältig den Gedanken aus, und in der neuesten Auflage seines Orpheus [6]) heißt es:

[1]) Rev. Savoisienne. 1876. S. 38.
[2]) A. Lang, Magazine of art. V. S. 303.
[3]) Rev. Archéologique. 1899. II, S. 478.
[4]) Chronique des arts. 1903, 7. Febr. Dasselbe: Rev. Archéologique. 1903. S. 290.
[5]) S. Reinach, L'Art et la Magie. A propos des peintures et des gravures de l'âge du renne. L'Anthropologie. 1903. XVI.
[6]) S. Reinach, Orpheus, Histoire générale des religions. Paris 1922. S. 163.

„Il est très probable que ces animaux étaient les totems des différents clans, que les cavernes étaient le théâtre de cérémonies totémiques et que les objets en bois de renne gravé ou sculptés, que l'on appelle des bâtons de commandement, jouaient un rôle magique dans le culte".

Einen ähnlichen Standpunkt nahm Klaatsch ein, er entwickelte die Theorie der „Bannung". Bei ihm heißt es: Die Anfertigung aber von Modellen und Abbildungen zu dem Zweck, um über ferne Wesen Gewalt zu gewinnen, erklärt uns nun auch die Bedeutung der Eiszeit-Kunst, der Skulp-

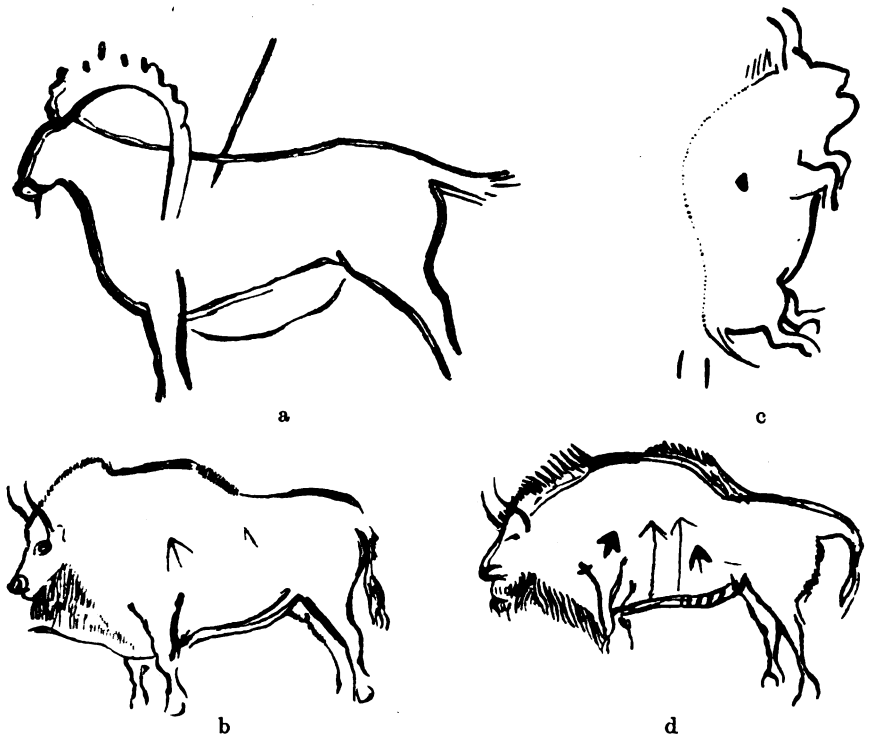


Abb. 11. Tierbilder mit Pfeilern der Höhle Niaux (Ariège). Nach Carthailhac und Breuil. L'Anthropologie 1908.
a: S. 41, Fig. 27. 1/8 nat. Größe. b: S. 28, Fig. 11. 1/24 nat. Größe. c: S. 31. Fig. 17. 1/8 nat. Größe. d: S. 29, Fig. 12. 1/20 nat. Größe.

turen, vor allem der Grottenmalereien" [1]). Einen ähnlichen Standpunkt vertritt Obermaier [2]) Breuil [3]), Mainage [4]) und andere.

Auf der anderen Seite stehen Gelehrte, die die Kunstwerke ganz natürlich erklären. Hoernes [5]) sagte 1898: Sinnliche Liebe und das Nachahmungsbedürfnis sind die Genien dieser Kunst; noch steht, wie es scheint, keinerlei

[1]) Klaatsch, Die Anfänge von Religion und Kunst in der Urmenschheit. Leipzig 1913. S. 48.
[2]) H. Obermaier, El hombre fósil. Madrid. 1916. S. 245ff. Ferner Obermaier, Trampas cuaternarias para espíritus malignos. Boletín de la Real Sociedad Española de Historia Natural. XVIII. 1918, S. 162—169 u. a. O.
[3]) Breuil im Bd. Altamira, Font-de-Gaume und an vielen anderen Orten.
[4]) Mainage, Les religions de la préhistoire, l'âge paléolithique. Paris 1921.
[5]) Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 1898. S. 184.

religiöse Bedeutung hinter ihren Darstellungen. Ebenso äußerte sich Riegl[1]) und Derworn[2]). Ich[3]) selbst habe betont, daß diese Kunst nur auf dem Trieb nach Schönheit, nach Form und Farbe erwachsen sein könne. Nach immer wieder erneutem Besuch der Höhlen, nach der Besichtigung von Hunderten von Werken der Kleinkunst, ferner nach dem Auffinden der Höhlen von Montespan kann ich diese Ansicht nicht mehr unbedingt vertreten. Der Anfang der Kunst beruht wohl auf der Freude an der Ähnlichkeit, allmählich aber, vielleicht schon am Ende des Aurignaciens, bemächtigte sich die Magie der Kunst.

Die Höhlen können nie zum Wohnen gedient haben, sie sind oft feucht und kalt, oft zu eng oder zu niedrig, oftmals fast ungangbar, so daß sie einer Horde nie eine Wohnung gewesen sein können. Der Beweis dieser Tatsache ist darin gegeben, daß man paläolithische Werkzeuge niemals oder nur als Streufunde im Innern der Höhle findet. Am Eingang der Höhlen dagegen konnte man, wie in Castillo[4]), in Cueto de la Mina[5]), in der Cueva Morin[6]), in Hornos de la Peña und in vielen anderen Höhlen Schichten abgraben, die, wie etwa in Castillo, vom Acheuléen bis zum Azylien reichten. Hier hat der Mensch dieser Zeit gewohnt, nicht in den Höhlen. Und noch ein anderer Punkt ist auffällig. Es gibt im Norden Spaniens viele Höhlen, die gut zugänglich sind und die auch am Eingang Spuren der paläolithischen Menschen zeigen: sie haben keine Bilder. Andere Höhlen dagegen, schwer zugänglich wie Combarelles, wie La Pasiega, wie Pindal, haben Bildwerke. Man kann schon aus diesen Gründen den Gedanken nicht abweisen, daß hier ein Unterschied gemacht wurde zwischen Höhlen, deren Felsdach als Unterschlupf, als Standort, diente und anderen, die besondere Zwecke hatten. Der Gedanke an Jagdzauber verstärkt sich aber, wenn man die vielen Tierbilder mit Pfeilen sieht (Abb. 11). Solche Bilder sah ich in Castillo[7]), Pindal[8]) und in La Pasiega[9]). Häufig abgebildet ist der Bison von Niaux[10]), auf dessen Körper mehrere Pfeile gemalt sind. Man hat auch Darstellungen von Menschen gefunden, auf die Pfeile zufliegen. So im Abrigo del Valle de Valrobira[11]) (Abb. 12). Es kann hier nur eine symbolische, mystische Darstellung gegeben sein.

Dieser Gedanke mußte noch verstärkt werden durch die Entdeckung der Höhle von Tuc d'Audoubert, bei der an kaum zugänglicher, nur unter größten Beschwernissen erreichbarer Stelle die beiden großen, aus Lehm geformten Bisonten standen[12]). Auf einem Kahn, mit dem man 60 m unter der Erde

[1]) Riegl, Stilfragen. Berlin 1893. S. 20.
[2]) Derworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Jena 1917. S. 46.
[3]) Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 3. Aufl. 1923. S. 12.
[4]) H. Obermaier, El hombre fósil. Madrid 1916. S. 173—178.
[5]) Conde de la Vega des Sella, Paleolítico de Cueto de la Mina (Asturias). Madrid 1916.
[6]) Conde de la Vega des Sella, El Paleolítico de Cueva Morín (Santander) y notas para la Climatología cuaternaria. Madrid 1921.
[7]) Cavernes Cantabriques. S. 132, Fig. 118.
[8]) Cavernes Cantabriques. S. 74, Fig. 70 und S. 76, Fig. 72.
[9]) Breuil, Obermaier, Alcalde del Rio, La Pasiega. Monaco 1913. Taf. 8.
[10]) R. R. Schmidt, Die Kunst der Eiszeit. Tübingen 1922, Taf. 20. Zuerst in L'Anthropologie 1908. S. 29.
[11]) Constancio Bernaldo de Quirós, Una supervivencia prehistórica en la psicología criminal de la mujer. Junta para ampliación de estudios é investigaciones científicas. Notas Nr. 9. Madrid 1917. S. 5, Abb. 2a. Ferner: Juan Cabré Aguiló, El arte rupestre en España. Madrid 1915. S. 151.
[12]) Abgebildet u. a. bei Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 3. Aufl. München 1923. S. 9. Zuerst in L'Anthropologie 1912. S. 661.

entlang fährt, kommt man in die Höhle hinein. In einem Saal dieser Höhle fand der Graf Bégouen, der Entdecker, die Fußspuren nackter Füße, vor allem Zehen, in einem anderen Saal fand er Hackeneindrücke von Menschen und im letzten Saale, kaum zugänglich, 700 m vom Eingang entfernt, die beiden großen aus Lehm geformten Bisonten. Diese Skulpturen können nicht zum Schmuck aufgestellt worden sein, der dauernde Aufenthalt, das Wohnen, ist in dieser Höhle unmöglich, hier kann nur etwas Magisches, ein Analogiezauber zugrunde gelegen haben. Dieser Gedanke wird noch wahrscheinlicher gemacht durch die neuesten Entdeckungen von Norbert Casteret[1]) in der Höhle von Montespan von 1923. Casteret untersuchte einen unterirdischen Fluß, einen kleinen Zufluß der Garonne. Er band eine elektrische Lampe vor den Kopf und schwamm etwa zwei Kilometer den Fluß entlang, bis er auf der rechten Seite eine trockene Galerie entdeckte. Er kletterte hinauf und fand eine Tierfigur aus Ton, anscheinend einen Bären, dem der Kopf fehlte (Abb. 13, Taf. c). Die Skulptur hatte viele Löcher, es war mit Pfeilen nach ihr geschossen worden. Auch andere Tierskulpturen fanden sich, sämtlich schwer beschädigt und zerschossen. Die Wände waren mit Ritzungen und Malereien von Tieren bedeckt[2]) (Abb. 14, Taf. d). Es liegt hier also der Beweis vor, daß Analogiezauber, Jagdzauber oder Bannung ausgeübt worden ist. Und der Schluß ist berechtigt, daß auch die Bildwerke an den Wänden der Höhlen auf Analogiezauber zurückgehen können. Dabei darf man aber auch nicht zu weit gehen. Nicht, daß lediglich die Magie die Triebkraft wäre. Dazu sind diese Kunstwerke viel zu sehr entwickelt, viel zu stark durchgebildet und zu sehr künstlerisch verarbeitet. Der Grund der Entstehung in dieser Zeit — es handelt sich um das Magdalénien — war wohl die Magie, genau so wie der Grund der Entstehung des Altarbildes die Religion war, und doch ist hier Magie oder Religion nur der Anlaß, das Treibende. Der Künstler bemächtigt sich der Aufgabe, das Künstlerische bricht hervor, und ein Bild entsteht, das

Abb. 12. Valrobira. Felsritzung. Verhältnis 1 : 4. Nach Cabré.

[1]) Casteret, National Graphic Magazine (Washington) 1924. Augustheft.
[2]) L'Anthropologie 1924. Heft 1—2, S. 182ff..

weit über den Zweck hinausgeht, ein Bild, das auf künstlerischem Empfinden beruht und das der Ausdruck des Lebens der Zeit ist. Boule hat über diese Verbindung von Magie und Kunst gesagt: „Il n'est pas possible que telle figure, gravée avec un souci des formes, une sûreté et une délicatesse de burin vraiment extraordinaires, n'ait pas été exécutée avec amour par son auteur, et celui-ci n'a pu arriver à une telle perfection, à une telle maîtrise qu'après des études désintéressées. L'hypothèse des pratiques magiques pourra suffire à des savants; je ne crois pas qu'elle soit exclusivement acceptée par des artistes". Und es heißt als Zusammenfassung: „La vérité des dessins, la pureté des lignes, l'élégance des attitudes ne sauraient s'expliquer par de simples pratiques de magie" [1]).

Damit hat Boule das ausgesprochen, was jeder fühlt, der diese wundersame Kunst sieht, der auch die Kleinkunst untersucht, der die Liebe beachtet, mit der jedes Gebrauchsstück geschmückt ist.

Die Magie, die hier vorliegt, gehört nicht in den Umkreis des animistischen Denkens, sondern ist als präanimistisch anzusehen. Dieser ganze Denkkomplex ist neuerdings scharf und klar herausgearbeitet worden durch Graebner [2]), der die magische Weltanschauung für die nicht seßhaften Sammler- und Jägervölker belegte im Gegensatz zu der animistischen Weltanschauung der Bodenbaukulturen. Diese Ergebnisse verändern also in hohem Maße die Anschauung von Wundt [3]), Vierkandt [4]) und Lévy-Brühl [5]), denen das Denken der Naturvölker als ein zusammengehöriger Komplex erschien, der als assoziativ und kollektiv dem logischen und analysierenden Denken der Kulturvölker gegenübersteht, sie ergänzen in gewissem Sinne die Arbeiten von Marette [6]).

Für die paläolithische Kunst ist mit den Ergebnissen der Funde der letzten Jahre eine Frage geklärt, die lange Zeit eine Streitfrage der Forschung war.

Das dritte Problem soll die Frage der ostspanischen Felsmalereien behandeln. Seit dem Jahre 1903 kannte der Pfarrer Huguet die Felsmalereien von Cogul [7]). Cabré fand im selben Jahre Calapatá, eine Fundstelle, die tatsächlich ganz neues Material bot. Es fanden sich auch Malereien an Felswänden, aber nicht in Höhlen, sondern frei zutage liegend. Es sind auch nicht einzelne Tiere dargestellt, sondern Gruppen, Menschen und Tiere, Jagdszenen und verschiedene Augenblicke des Lebens. Im Jahre 1908 erschienen die ersten Veröffentlichungen [8]). 1909 berichtete Breuil über die Malereien [9]). 1911 wurde in der Provinz Teruel die Station Albar-

[1]) Marcelin Boule, Les hommes fossiles. Paris 1923. 2. Aufl., S. 262.
[2]) Fritz Graebner, Das Weltbild der Primitiven. München 1924. S. 14—31.
[3]) Wilh. Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1900—1917.
[4]) A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896.
[5]) Lévy-Brühl, Das Denken der Naturvölker. Deutsch von Jerusalem. Wien und Leipzig 1921.
[6]) R. R. Marette, The Threshold of Religion. London 1909.
[7]) Nach mündlichen Mitteilungen von Abbé Breuil.
[8]) 1. Rocafort, Les pintures rupestres de Cogul. Butlleti del Centre Excursionista de Catalunya. 1908. 2. L. Vidal, Les pintures rupestres de Cogul. Anuari del Institut d'Estudis Catalans. Barcelona 1908. S. 544 u. S. 570. 3. Breuil, Les peintures quaternaires de la roca de Cogul. Butlleti del Centre Excursionita de Lleyda, Octubre 1908.
[9]) Breuil und J. Cabré, Les peintures rupestres du bassin inférieur de l'Ebre. L'Anthropologie XX. 1909. S. 1—21.

racin untersucht [1]), die 1909 Cabré entdeckt hatte [2]). 1912 kam der erste Bericht über Alpera [3]), das Pascual Serrano seit 1910 kannte, und dann wurden jedes Jahr weitere große Entdeckungen gemacht, unter denen als wichtigere die Cueva del Charco del Agua Amarga bei Alcañiz [4]) zu nennen ist, Cantos de la Visera [5]), Mineteda [6]) und der Barranco de Calapatá [7]).

Die wohl reichste Station ist aber die Valltorta-Schlucht, bei Albocacer gelegen. Ich brach am 22. April d. J. (1924) in Begleitung meiner Frau von Castellón an der Küste auf, um die Valltorta-Schlucht zu besuchen. In Albocacer wohnten wir für einige Zeit.

Ein Einwohner von Tirig-Albocacer hatte 1917 das Vorhandensein von Felsmalereien nach Castellón gemeldet, die Angelegenheit hatte das größte Aufsehen erregt, und war an die Regierung weiter gegeben worden, die eine Kommission zur Erforschung der Schlucht aussandte. Obermaier leitete die Untersuchung und aus seiner und Paul Wernerts Feder stammt der grundlegende Bericht in der Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas vom Jahre 1919 [8]). Die Abhandlung betrifft nur den östlichen Teil der Schlucht, der westliche wird von Bosch-Gimpera in Barcelona behandelt werden. Bisher liegt eine ganz kurze Vorbesprechung vor im Anuari del Institut d'Estudis Catalans [9]).

Das Tal ist schwer gangbar. Es gibt keinen Weg, kein Baum schützt gegen die Sonnenglut, die von den gelben Felswänden zurückgestrahlt, schwer in dem Tale lastet. Das Tal ist bewachsen mit niedrigem Gestrüpp, das den Fuß am Gehen und Steigen über die Felsblöcke hindert (Abb. 15, Taf. c). In der Gegend finden sich viele ähnliche Schluchten, viele haben ebensolche Nischen — keine von ihnen ist mit Malerei versehen, allein die Valltorta-Schlucht ist ausersehen worden von dem paläolithischen Menschen. 13 bemalte Nischen finden sich in der Schlucht und wieder kann man den Gedanken nicht abweisen, daß hier eine Schlucht nicht Wohnzwecken gedient hat, sondern daß sie — vielleicht „tabu" für Uneingeweihte — eine Stätte des Zaubers und der Magie war.

Die von Albocacer zuerst erreichbaren Nischen, die den Namen „Cuevas del Civil" tragen, sind leicht zugänglich. Sie haben interessante Malereien, die offen zutage liegen und die sich durch das dunkle Rot gut abheben von dem rötlich-gelben Fels. Es sind Tiere dargestellt, die sich umblicken, Menschen in Bewegung, den Bogen spannend, schießend, den Speer schleudernd. Die Waffen sind dabei deutlich zu erkennen, bis ins einzelne genau sind sie wieder-

[1]) Breuil und J. Cabré, Les peintures rupestres d'Espagne. L'Anthropologie XXII. 1911. S. 641.

[2]) Cabré, La montaña escrita de Peñalba. Boletín de la Real Aacademia de la Historia. März 1910.

[3]) Breuil, P. Serrano und J. Cabré, Les abris del Bosque à Alpéra (Albacete). L'Anthropologie XXIII. 1912. S. 529ff.

[4]) J. Cabré, El arte rupestre en España. Madrid 1915. S. 152.

[5]) Breuil und Burkitt, Les peintures rupestres d'Espagne. L'Anthropologie 1915. S. 313ff.

[6]) L'Anthropologie 1918. Das Material fast vollkommen unveröffentlicht.

[7]) J. Cabré, El arte rupestre en España, Madrid 1915.S. 132ff.

[8]) H. Obermaier und Paul Wernert, Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta (Castellón). Madrid 1919.

[9]) A. Durán i Sanpere, Pinturas rupestres, Exploració arqueològica del Barranc de la Valltorta (provincia de Castelló). Anuari del Institut d'Estudis Catalans. Barcelona 1915—1920. Vol. VI. S. 444—454. Ferner Juan Cabré Aguiló, Las pinturas rupestres del Valltorta, Sociedad Española de antropologia. Actas y memorias 1923. S. 107.

gegeben. Die Körper der Menschen sind schlank und langgestreckt, fast nur die Bewegung selbst ist an ihnen gegeben.

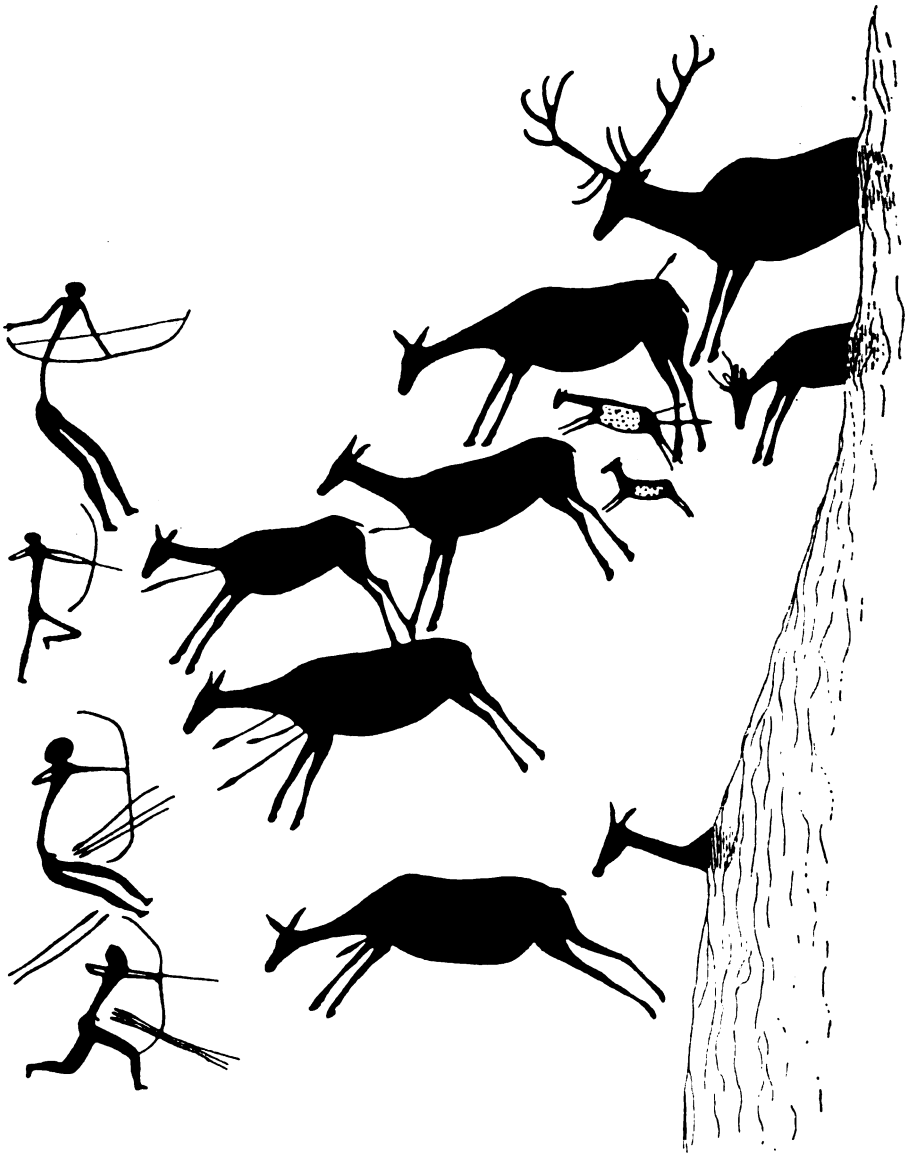


Abb. 17. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Nach Obermaier und Wernert. Etwa 1/4 nat. Größe.

Sehr schwer zugänglich ist die Cueva de los Caballos (Abb. 16, Taf. d). Man muß an abschüssiger Stelle um den Felsen herumsteigen. Wenn man aber die Nische erreicht hat, ist man reich entlohnt durch die eigenartigen Bilder,

die sich an den Wänden befinden. Etwa in der Mitte der Nische liegt die schöne Jagdszene. Ich habe bei der Aufnahme von Abb. 16 ein Blatt Papier unter die Stelle gelegt, an der sich etwas höher die Jagdszene (Abb. 17) befindet. Hirsche und Hirschkühe in eiligem Lauf dringen heran, Menschen stehen ihnen gegenüber und schießen die Pfeile auf sie ab. Einige der Tiere sind von den Pfeilen durchbohrt. An anderen Stellen sind Menschen in größter Bewegung, im Eilen und Vorwärtsstürzen gegeben, manche tragen Pfeile und Bogen in der Hand, einige spannen den Bogen, andere schießen (Abb. 18, Abb. 19). Hier liegen auch interessante Übermalungen vor, die das Problem

Abb. 18. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. 1/2 nat. Größe. Nach Obermaier und Wernert.

der zeitlichen Abfolge, das Problem der Entwicklung dieser Kunst zu deuten vermögen (Abb. 20, Taf. d).

Am Ende der Schlucht liegen als interessanteste Nischen noch die beiden „Cueva del Mas d'en Josep" und die „Cueva Saltadora".

Diese Nischen sind in der Veröffentlichung von Obermaier in Verabredung mit Bosch-Gimpera nicht mehr systematisch behandelt. Ich zeichnete die Bilder und veröffentliche einige an dieser Stelle mit der gütigen Erlaubnis von Professor Bosch-Gimpera in Barcelona, der sich die Herausgabe der Bilder dieses Teiles der Schlucht vorbehalten hat[1]).

[1]) Zusammenfassende Veröffentlichung der bisher zum größten Teil nach unveröffentlichten Bilder erfolgt in Bd. Bd. II des J.P.E.K. Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1925: Herbert Kühn, Die Malereien der Valltorta-Schlucht (Provinz Castellón). [Unter der Presse.]

In der Cueva Mas d'en Josep ist sehr interessant eine Tierdarstellung (Abb. 21), die zuerst ein Bison war, die später aber in einen Eber verwandelt worden ist. Vielleicht war der Zauber dieser Zeichnung glückbringend, der Jäger hatte Erfolg, so wollte man die wichtige Stelle nicht verlassen, das Tier wurde umgewandelt.

Aus der Cueva Saltadora wähle ich aus der Fülle der Bilder die Wiedergabe zweier Geweihe aus zum Beweise der genauen Naturbeobachtung auch in der ostspanischen Malerei (Abb. 22 und 23). Diese Nische ist so klein, daß man kaum in ihr sitzen kann, unmöglich können hier Menschen gewohnt haben.

Abb. 19. Dalltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Nach Obermaier und Wernert. Etwa $^1/_3$ nat. Größe.

An dem Alter der Bilder kann kein Zweifel sein. Schon 1912 bewiesen Breuil und Obermaier das quartäre Alter der Gemälde des Ostens Spaniens, und schon damals sprach Breuil aus, daß ein anderes Volk der Träger dieser anders gearteten Kunst gewesen sein müsse [1]).

Die neuen Fundergebnisse konnten das bestätigen. Das Solutréen, das allem Anschein nach im Osten Europas entstanden ist, drang über Süddeutschland nach Mittel- und Südfrankreich und bis nach Spanien vor, wo es das kantabrische Gebirge im Norden nicht überschritt. An der Mittelmeerküste reichte es ebenfalls vermutlich nicht weit nach Süden [2]). Auch das Magdalénien ist auf den Norden Spaniens beschränkt, es findet sich nach Ober-

[1]) H. Breuil, L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne. Rev. Archéologique XIX. 1912. S. 216.

[2]) Vgl. Obermaier, Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens. Anthropos. Bd. 14—15. 1919—20. S. 155ff.

maier in Guipuzcoa, Viscaya, in Santander und Aſturias [1]). Das nördliche Spanien bildet mit Frankreich, Mitteleuropa und dem Oſten einen zuſammengehörigen Bereich, das übrige Spanien dagegen bildet zuſammen mit Italien

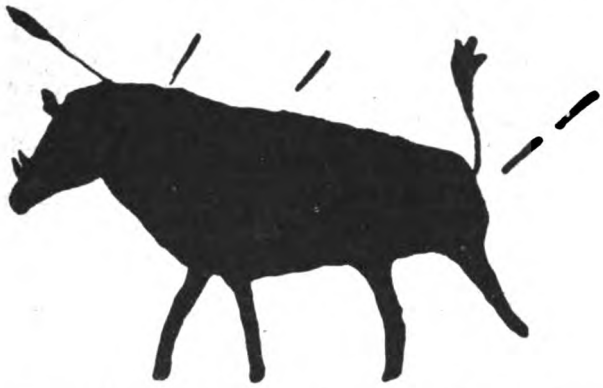


Abb. 21. Valltorta-Schlucht. Cueva Mas d'en Josep. Zeichnung Herbert Kühn. Etwa ½ nat. Größe.

und Nordafrika ein gemeinſames Ganzes. Das Werkzeuginventar dieſer Gruppe unterſcheidet ſich weſentlich von dem der mitteleuropäiſchen Gruppe, es iſt das Capſien (benannt nach der algeriſchen Fundſtätte Gaſſa). Das untere

Abb. 22. Valltorta-Schlucht. Cueva Saltadora. Zeichnung Herbert Kühn. (Detail.) ½ nat. Größe.

Abb. 23. Valltorta-Schlucht. Cueva Saltadora. Zeichnung Herbert Kühn. (Detail.) ½ nat. Größe.

Capſien entſpricht zeitlich dem Aurignacien, das obere Capſien dem Solutréen und dem Magdalénien. Das Silexinventar dieſer Stufe entwickelte ſich zu immer kleineren geometriſchen Formen, aus denen ſchließlich das epi-

[1]) Ebenda S. 158.

capsien drang weit nach Norden vor, hinein in die französisch-kantabrische Provinz, es vermischte sich mit den Abkömmlingen des Magdaléniens und schuf so das Azylien [1]). So allein sind die Azylienkiesel zu verstehen, sie sind nicht Schriftzeichen, sondern die direkte Fortsetzung jener im Endcapsien schon paläolithische Endcapsien und Tardenoisien entstehen mußte. Das Endsehr stilisiert gewordenen menschlichen Darstellungen der ostspanischen Felsmalerei [2]), zu denen sich nach Wernerts [3]) Darlegung Totembilder gesellen. So ist auch die Entwicklungslinie dieser ostspanischen Malerei zu verstehen, die vom Linearen zum Malerischen, im Sinne Wölfflins — auch polychrome Malerei kommt vor — und dann wieder das Lineare erreichte, das schließlich immer mehr erstarrend zum Organisch-Stilisierten wurde und endlich zum Kristallinischen am Ende des Neolithikums und am Anfang der Kupferzeit.

Das auch kunsthistorisch Wichtige dieser ostspanischen Malerei liegt darin, daß wir eine Entwicklung verfolgen können, die im wesentlichen unabhängig von der franco-kantabrischen Gruppe, doch in gleichen Abfolgen verläuft, so daß auf Grund dieser beiden gleichgerichteten Bewegungen in paläolithischer Zeit von einer Gesetzmäßigkeit im Werden der Kunst mit einem gewissen Recht gesprochen werden kann.

---

[1]) Ebenda S. 163.
[2]) Vgl. Obermaier, El hombre fósil. Madrid 1916. S. 327ff. u. Taf. 19.
[3]) P. Wernert, Representaciones de antepasados en el arte paleolitico. Memoria 12. Madrid 1916.

Über einige Steingeräte aus älteren niederrheinischen Grabhügeln.

Von C. Rademacher, Direktor des Städt. Museums für Vor- und Frühgeschichte zu Köln.

Hierzu Tafel VIII.

Während in den meisten Landschaften Deutschlands die Urgeschichtsforschung eine fast lückenlose Entwicklung der betreffenden Kulturen herausarbeiten konnte, also daß sich aus den Funden die Abfolge der Siedlungsverhältnisse in Stein-, Bronze- und Eisenzeit in ihren Hauptzügen erkennen läßt, hatte der Niederrhein, also das große Gebiet von Bonn bis zur holländischen Grenze, dieses Ergebnis bisher nicht aufzuweisen. Es lag dies zum Teil an der Art, wie die Vorgeschichtsforschung in diesem Gebiet tätig war, zum Teil an der seit einem Jahrhundert eingewurzelten, wissenschaftlich jedoch niemals bewiesenen Anschauungen über die Natur der niederrheinischen Grabhügel.

Obwohl gerade der Niederrhein vielleicht das grabhügelreichste Gebiet unseres ganzen Vaterlandes darstellt, der Forschung also ein fast unermeßlicher Stoff zu Gebote stand, begnügte diese sich mit der alten, von Schaaffhausen literarisch festgelegten Annahme, die Hügelgräber den Germanen der ersten christlichen Jahrhunderte zuzuschreiben, und sie höchstens bis in die Eisenzeit zurückgehen zu lassen. Somit mußten für die erste Eisenzeit, besonders aber für die Bronze- und jüngere Steinzeit Besiedelungslücken aufgestellt werden, welche das Fehlen der betreffenden Kulturen erklären sollten.

Durch die Untersuchungen des städtischen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Köln wurde dann seit 1910 festgelegt, daß die Grabhügel weder von Germanen der ersten christlichen Jahrhunderte noch von denen der zweiten Eisenzeit errichtet worden sind, ja daß keine germanische, sondern eine vorgermanische, urkeltische Bevölkerung, während der ersten Eisenzeit Träger der Grabhügelkultur am Niederrhein gewesen ist.

Seit dieser Zeit hat das genannte Museum die Untersuchung der niederrheinischen Grabhügel mit großem Erfolg fortgesetzt, und der folgende Vortrag wird sich eingehend mit diesen Verhältnissen befassen. Die Ergebnisse sind überraschend genug; denn es hat sich die Benützung von Grabhügeln

[1]) Vgl. E. Rademacher, Die Grabhügel am Niederrhein. Vortrag auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Köln 1910.

[2]) C. Rademacher, Die Chronologie der Grabhügel am Niederrhein. Mannus 1912.

am Niederrhein als eine auch der Bronze- und späten Steinzeit angehörige Sitte erwiesen. Grabhügel aus diesen Perioden sind zahlreich auf den verschiedensten Begräbnisplätzen untersucht und ihre Zeitstellung festgestellt worden.

Meine Aufgabe sollte es sein, zur allgemeinen Einführung in die ältere Natur gewisser Grabhügel einige Steingeräte vorzuführen, die durch die sich aus ihnen ergebenden Schlußfolgerungen bedeutsame Fingerzeige für die Beurteilung der frühen Kulturen des Niederrheins geben.

Die Abbildungen befinden sich auf Tafel VIII.

1.

In einem Grabhügel auf der Wahner Heide bei Altenrath fand der Vater des Berichterstatters, der Lehrer J. Rademacher in Altenrath, eine Lanzenspitze aus Feuerstein, die anfangs der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts in das Bonner Provinz-Museum kam (Abb. s. Taf. IX A, Nr. 11). Es ist ein Typus, wie er im Norden Deutschlands und in Skandinavien sehr häufig vorkommt; auch das Material ist grauer nordischer Feuerstein. Bis vor kurzem war das Auftreten eines solchen Gerätes in unseren Hügeln unerklärlich. Als Beigabe zu einer spätsteinzeitlichen Bestattung bietet es aber keinerlei Schwierigkeiten mehr. Gräber mit Schnurzonenbechern wurden nämlich in nächstliegenden Hügeln festgestellt.

Eine ähnliche Spitze nordischer Herkunft besitzt das Kölner Museum aus der Lippegegend. Nähere Fundumstände (ob Hügelfund) sind allerdings nicht bekannt.

Den gleichen nordischen Typus zeigt ein in einem Grabe eines Schnurbechers gefundener breiter Schaber (Taf. VIII, Abb. 11) von Lohmar, Siegkreis. Auch das Material ist nordischer Herkunft. Größe des Schabers 8,2 cm, Breite 5,2 cm. Die Ränder sind außerordentlich fein bearbeitet. Dahin gehört auch ein im Provinzial-Museum Bonn befindliches Steinbeil aus Siegburg. Der Fundort ist ein und eine halbe Stunde von Altenrath entfernt. Material und Behandlungsweise stimmen vollkommen mit den bekannten nordischen Typen gemuschelter Steinbeile überein.

Auf dem Vorgebirge im Landkreis Köln wurden vom Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte eine Anzahl Grabhügel mit Schnurbechern untersucht. In einem fand sich ein Steingerät, das besondere Aufmerksamkeit verdient (Abb. 12). Ein ursprünglich zylinderförmiger Stein aus Schiefer hat durch Benützung als Schleifstein seine Zylinderform eingebüßt, so daß der Querschnitt jetzt ein Oval bildet. Die Bruchfläche an der einen Seite zeigt, daß ursprünglich das Stück bedeutend größer gewesen sein muß.

Das Bemerkenswerte an dem Stein sind nun Reste einer aus Zickzacklinien bestehenden, eingeritzten Verzierung (Abb. 12, links), die sich auf den Schmalseiten, welche der Schleifbenützung entgangen sind, erhalten haben. Sie sind in Zonen angeordnet, und es läßt sich erkennen, daß ursprünglich diese Linien den ganzen Stein, der einen kreisrunden Durchschnitt gehabt hat, bedeckt haben. Die Anordnung dieser Striche und das Motiv überhaupt erinnert an die gestrichelten Schnurzonenbecher, wie einer auch in Altenrath auf der Heide gefunden worden ist.

Dieser Stein ist ein bisher in späteolithischen Gräbern unbekanntes Vorkommen, und es ergibt sich sofort, daß er als Schleifstein ursprünglich nicht gedacht sein kann. Erst später, als die alte Bedeutung des Steines verloren

gegangen war, hat man ungeachtet seiner Verzierung ihn als Schleifstein benutzt und dann dem Besitzer mit ins Grab gegeben.

Nun besitzt das Kölner Museum einen zylinderförmigen Stein, der genau dieselbe Größe und dieselbe Verzierung aufweist (Abb. 13), wie eine Gegenüberstellung der beiden Funde zeigt. Er hat doppelte Länge wie der Stein vom Vorgebirge und denselben Querschnitt, und ebenso sind die Strichzonen in gleicher Größe durch Eingravierung hergestellt. Es ist sofort augensichtlich, daß eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Steinen bestehen muß. Wozu die Steine gedient haben können, ist bisher unbestimmt auch sind bis jetzt keine Seitenstücke bekannt. Der zweite Stein stammt aus Jünen, ist also nordisch und kam mit einer Sammlung nordischer Steinfunde aus Kopenhagen in das Kölner Museum. Nähere Fundumstände waren nicht zu ermitteln, doch ist der Fundort völlig gesichert.

In der Nähe von Köln bei Opladen, rechtes Rheinufer, befinden sich auf einem Waldzipfel mehrere Hügelgräber. Aus einem stammt das Steinbeil (Abb. 9). Der Nachbarhügel enthielt, ein frühbronzezeitliches Begräbnis, Randbeil und Dolch. Das Steinbeil (kein Silex) ist ganz geschliffen, aber dadurch auffallend, daß es im Gegensatz zu den meisten Beilen des Niederrheins einen fast rechteckigen Querschnitt hat und an den Typus der nordischen breitnackigen Beile erinnert.

Die Lanzenspitzen von Altenrath und von der Lippe, der verzierte Stein vom Vorgebirge bei Brühl, das Steinbeil von Opladen bei Köln, der Feuersteinkratzer von Lohmar sowie das Steinbeil von Siegburg weisen also insgesamt auf den Norden hin, haben mit dem Nordkulturkreis Zusammenhang und lassen erkennen, daß nordischer Einfluß — also nordische Bevölkerungselemente in der späteren Stein- und Bronzezeit am Niederrhein anzunehmen sind.

2.

Aus einem Hügelgrab von Hünxe a. d. Lippe, in der Nähe von Dinslaken und Wesel, besitzt das Kölner Museum eine Feuersteinklinge mit etwas zugearbeiteter Spitze (Abb. 3). Das Gerät bietet an sich nichts Besonderes. In demselben Hügel jedoch fand sich eine an beiden Rändern sorgfältig zugeschlagene Spitze (Abb. 2). Der Querschnitt dieses Gerätes ist fast halbkreisförmig. Auf der Oberfläche ist diese Spitze, welche sich durch die der Spitze gegenüberliegende Seite als Bruchstück eines größeren Gerätes erweist, sanft zugeschliffen. Auf dem Grabfeld von Hünxe finden sich Hügel mit Schnurgefäßen und früh- bis mittelbronzezeitliche Hügel. Die Mehrzahl gehört der ersten Eisenzeit an.

Bei den Armierungsarbeiten vor Köln 1914 kam bei Rodenkirchen ein Grab zum Vorschein, von dem die Steinbeigaben (Abb. 5, 6, 7, 8) gerettet wurden. Ob Gefäße vorhanden gewesen, konnte nicht festgestellt werden, da bei Mitteilung an den Berichterstatter die Arbeiten schon sehr viel weiter vorgeschritten waren, und die Soldaten keine Auskunft darüber machen konnten.

Der Fund besteht aus einem kleinen Kratzer (Abb. 7), einem kleinen Beilchen mit etwas angedeuteten Seitenflächen (Abb. 8) aus Rosenquarz, einer etwa 20 cm großen, leider mit der Hacke beschädigten Doppelspitze aus Feuerstein mit sehr sorgfältig bearbeiteten Kanten (Abb. 6). Das fehlende Stück wurde nicht geborgen. Es ist dies eine von den Doppelspitzen aus Feuerstein, wie sie auch sonst in Süddeutschland, besonders in Pfahl-

bauten gefunden worden sind, welche der frühesten Bronzezeit angehören. Abb. 5 zeigt uns das vierte Gerät dieses Grabes, auch eine Doppelspitze aus Feuerstein mit fein bearbeiteten Rändern; aber hier ist die Oberfläche, gerade wie bei dem Stück von Hünxe, zugeschliffen. Das sind die bis jetzt bekannten Pfahlbauten-Spitzen ähnlichen Form und Bearbeitung nicht.

Abb. 1 zeigt ein mit der Spitze aus dem Hügelgrabe von Hünxe fast übereinstimmendes Gerät, auch wie dieses das Bruchstück eines größeren, einer Doppelspitze; Querschnitt und Schlifffläche sind auf beiden dieselben.

Dieses Gerät, im Kölner Museum aufbewahrt, stammt aus Roches-de-Gondand (Dordogne, Frankreich) und ist mit einer Sammlung neolithischer Steingeräte von da erworben. Fundumstände sind nicht bekannt. Auch im Museum von Weimar befindet sich ein gleiches Stück, das nach Mitteilung des Herrn stud. Stampfuß von ihm nach der Tagung in Cöthen entdeckt wurde. Seine Herkunft ist der Pfahlbau von Champigny.

Die Zeitstellung des Grabes in Hünxe und des von Köln-Rodenkirchen wird durch einen Fund Holwerdas festgelegt. Dieser Forscher berichtet in den „Mededeelingen" von der Untersuchung eines Hügels in der Veluwe (Holland). Dieselbe ergab einen Zonenbecher und dabei eine Doppelspitze aus Feuerstein (Abb. 4) mit scharf gearbeiteten Rändern und geschliffener Oberfläche. Das Grab gehört dem Spätneolithikum an, und demgemäß sind alle diese Funde in dieselbe Zeit zu versetzen. Die Doppelspitzen mit geschliffener Oberfläche — die einzigen bisher bekannten Feuersteingeräte außer Beilen und Meißeln mit Schlifflächen — sind also dem Ende des Neolithikums, der Kupferzeit zuzuweisen und dürften zu einem besonderen Zweck, vielleicht zu Kultzwecken, gedient haben.

Eine genaue Durchsicht der Bestände unserer Museen wird wohl noch weitere derartige Geräte ans Tageslicht fördern. Im Bonner Provinz-Museum liegt das größte derartige Stück aus dem Gebiet der Festung von Urmitz, wo ja bekanntlich auch eine Anzahl Schnur- und Zonenbecher gefunden wurde.

Die Stücke lassen deutlich erkennen, daß sie nicht aus zersprungenen Beilen gefertigt sind.

Was nun die Herkunft dieser geschliffenen Steinspitzen angeht, so ist diese entschieden nicht im Norden, sondern im Westen zu suchen. Von den bisher bekannten 6 Stück: Köln, Hünxe, Veluve (Holland), Urmitz, Roches de Gondand (Südfrankreich), Champigny (Südfrankreich) stammen zwei schon direkt aus dem Südwesten und auch die Kölner, Hünxer und Urmitzer Stücke sind aus dem bekannten, blondbraunen Feuerstein gefertigt, wie er zur Genüge für Frankreich belegt ist. Mit den Glockenbechern hängen diese Dinge zusammen und dieselben werden mit der aus dem Westen an den Rhein vordringenden Glockenbecher-Kultur bei uns eingewandert sein.

Zum Schluß sei noch eine 21 cm lange Feuersteinklinge mit leicht zugearbeiteter Spitze vorgeführt (Abb. 10). Sie kam in zwei Teile zerbrochen an verschiedenen Stellen eines Hügelgrabes zum Vorschein, wird also beim Begräbnis mit Absicht in diesen Zustand versetzt und dem Toten so beigegeben sein. Das Grab war ein flacher Hügel und barg einen Hocker, der vollständig vergangen war.

Mit anderen spätstein- und bronzezeitlichen Hügelgräbern lag dieses Grab im Königsforst bei Köln. Übereinstimmende Funde sind aus Frankreich ebenfalls bekannt, genau gleich, auch Hügelfund, Sinsheim, s. Wagner, Fundstätten II, S. 354.

Zusammenfassend ergibt sich aus dem Vorhergehenden, daß im Spätneolithikum und der frühen Bronzezeit nordische und südwestliche Kulturelemente sich am Niederrhein vereinigt haben, welche hier eine Bevölkerung schufen, die besonders während der Bronzezeit als eine Mischung dieser beiden Kulturen zu betrachten ist, was der folgende Vortrag noch deutlicher beweisen wird.

Es sind die beiden bekannten Gruppen der Glockenbecherkultur und der Schnurkeramik; die letztere führt ja öfter nordische Dinge.

Im übrigen ist auch ein unmittelbarer Einfluß von Norden möglich. In Holland gibt es Gräber der jütländischen Einzelgräberkultur — Tassen mit aushängender Lippe in Cardiumtechnik, Äxte u. a. S. Nils Åberg, Die Steinzeit in den Niederlanden.

Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit.

Von C. Rademacher, Regierungsbaurat, Köln.

Hierzu Tafel V—XIII.

A.

Abkürzungen: STZ Steinzeit; KZ Kupferzeit; BZ Bronzezeit; HZ Hallstattzeit; LTZ Latènezeit; BZ 1, 2, 3, 4 sind die Stufen der süddeutschen Einteilung; BZ Periode I bis V die der norddeutschen (nach Kossinna). Dm Durchmesser; H Höhe. Literatur-Angabe am Schlusse.

B.

Da die Arbeit erst nach der Tagung in Cöthen niedergeschrieben wurde, war es mir möglich, einige Bemerkungen, die die Aussprache zu meinem Vortrage veranlaßten, in die Darstellung aufzunehmen. Es sind dies die folgenden:

Herr Geheimrat Kossinna: Wie ist das Verhältnis der rheinischen Mehrener Stufe und ihrer Wendelringe zu den weiter östlich liegenden thüringischen und anderen Funden? Und weiter: Ich bin der Ansicht, daß es sich bei den im Lichtbild gezeigten germanischen Funden von Diersfort u. a. nicht bloß um germanischen Einfluß, sondern um unmittelbare germanische Einwanderung handelt.

Herr Prof. Paape: Hat sich der besprochene Rückzug der Kelten aus dem Rheinland nach Westen reibungslos abgespielt, oder sind Spuren von Kämpfen vorhanden?

C.

Inhaltsübersicht.

1. Historisches, Geographisches, die Hügelfelder, die Hügelanlage.
2. Spät-STZ mit Brand und Bestattung, die KZ, die Hügelgräber BZ, Kerbschnittkeramik.
3. Brandflachgräber der Urnenfelderbevölkerung am Ende der reinen BZ, starker Einfluß auf die Hügelbauer.
4. Entstehung der Frühstufe der HZ, Kerbschnittkeramik. Mittelstufe. (2. u. 3.), Einfluß vom Oberrhein, bemalte Gefäße, Verblassen der Typen.
5. Vordringen der Germanen von Nordosten. Die Mehrener Stufe der Hügelgräber, ihre Ausbreitung und Herkunft, die Wendelringe. Die niederrheinische Spät-hallstattstufe.
6. Anzeichen der LTZ. Abbrechen der Hügelreihe. Einmarsch der Germanen bis an die Linie Andernach-Eschweiler. Die LTZ südlich davon.
7. Übersicht und Folgerungen. Einheitlichkeit der gesamten Hügelreihe. Kultureinfluß und Wanderungen. Kelten und Urkelten. Ihre Züge nach Süden und Westen. Die Germanen am Rhein.

1.

Im Mannus IV, Heft 3 berichtete Direktor C. Rademacher-Köln über die Chronologie der niederrheinischen HZ aus dem Gebiete zwischen Sieg und Wupper. In Weiterführung dieser Arbeit erscheint die

vorliegende chronologische Untersuchung, die ihr Gebiet so weit ausdehnt, als es zum Verständnis der eigenartigen Verhältnisse am Niederrhein nötig ist. Seit Bestehen des vorgeschichtlichen Museums zu Köln ist eine unserer Hauptaufgaben die Auseinandersetzung mit den gewaltigen Hügelfeldern unserer Heimat gewesen. 1910 konnte ich zum ersten Mal die Chronologie der HZ besprechen (Anthropol. Korr.-Blatt 1910); 1912 erfolgte die erste genaue Bearbeitung und heute kann ich — wenigstens annähernd — eine Chronologie der Hügel von der Spät-STZ, durch die ganze BZ und HZ geben. Vieles Neue ist seit 1912 der rastlosen Arbeit des Kölner Museums verdankt; hoffen wir, daß auch andere rheinische Museen mit uns tatkräftig arbeiten, denn es bleibt noch sehr viel zu tun!

Der Niederrhein ist wohl unstreitig die hügelreichste Gegend Deutschlands, was allerdings zum großen Teil an der Lage der Hügelfelder auf unfruchtbaren Geländestrecken liegt. Die Karte Taf. 1, die ganz auf den persönlichen Beobachtungen des Direktors C. Rademacher-Köln, des Direktors J. Rademacher-Krefeld, und meinen eigenen beruht, gibt zum erstenmal eine Vorstellung von der Menge der Hügelfelder. Über 80 — nur große! — sind verzeichnet. Viele davon hatten und haben noch über 1000 Hügel. Manche sind aber auch heute schon verschwunden. Bezüglich der Menge der Hügel kenne ich nur ein Beispiel: Als Napoleon III. für sein Cäsar-Werk Alesia suchte, brachte er an zwei Orten, die sich als das alte Alesia bezeichneten, die Bodenforschung in Gang: In Alaise und Alise-St.Reine (Côte-d'or). In dem letzteren fand man das alte oppidum der Mandubier, bei dem ersteren aber viele Tausende der HZ und LTZ angehörige Hügel, die man zunächst für die Begräbnisse der Toten des Vercingetorix hielt. S. Déchelette, Manuel II, 3 S. 958; (vgl. auch O. Tischler).

Unsere niederrheinischen Hügel sind seit langem bekannt. Schon 1833 beschrieb sie Dr. Janssen aus Arnheim als germanisch; ihm folgte 1868 Schaaffhausen in den „Bonner Jahrbüchern"; 1893—98 C. Rademacher mit gründlichen Untersuchungen in den „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde"; in den „Bonner Jahrbüchern" 1900. Die letzteren Funde befinden sich in den Museen von Berlin und Bonn. Seit 1907 besteht das Museum zu Köln und seine großen Reihen von den Hügelfeldern sind weitaus die bedeutendsten. Die Frühstufen, von der Spät-STZ, KZ, BZ bis zur ersten Hallstattstufe einschließlich, sind nur in Köln zu studieren. Ebenso wieder die niederrheinische Brandhügelgruppe der 4. Hallstattstufe. Weitere Museen sind noch Bonn und Trier (Prov.-Museen), Crefeld, Kevelaer, Wesel, Dorsten, Dortmund und das Rijksmuseum zu Leiden für die Vorkommen in Limburg und Nordbrabant, schließlich das Musée Cinquantenaire zu Brüssel für den belgischen Teil.

Seit dem letzten Bericht 1912 hat die Tätigkeit des Kölner Museums manches Neue erbracht und die damals aufgestellte Chronologie durchaus bestätigt. Falsch war damals das Mannus IV, S. 208 über einen Einfluß der späten rheinischen HZ auf die nordische Eisenzeit Gesagte. Genauere Feststellungen haben auf das deutlichste gezeigt, daß es genau umgekehrt war: Die nordische frühe Eisenzeit hat die rheinische Spät-HZ sehr stark beeinflußt. Ebenso irrig war unsere damalige Annahme, daß die rheinische Spät-HZ Einwirkungen aus dem Westen (Nordfrankreich) verriete. Wie sich die Funde mehrten, war immer genauer festzustellen, daß die betreffenden Dinge in der Champagne der ganz voll entwickelten Marnekultur angehörten, also

jünger sind als die unsrigen. Es ist also durchaus kein Kulturstrom im 6. Jahrhundert vor Chr. von Ostfrankreich in das Germanengebiet gegangen, sondern genau umgekehrt!

Sehr Wichtiges brachten Grabungen mit sorgfältig beobachteten Bodenaufschlüssen, — es ist sehr schwierig, auch einfache Hügel völlig einwandfrei auszugraben! — so daß wir jetzt auch über die Hügelanlage einiges wissen.

Das Bedeutsamste war die überall sich ergebende Erkenntnis, daß die Hügelfelder als Gesamtheit aufgefaßt werden müssen, daß sie von der Spät-STZ durch KZ, BZ bis zum Ende der HZ reichen und eine eigene Gruppe bilden, die sich besonders in der mittleren und späten HZ auszeichnet: Die niederrheinische Brandhügelgruppe, die ethnologisch von 2000—500 eine bodenständige Bevölkerung mit einer Einwanderung um 1000 belegt.

Unsere Grabhügelfelder liegen so ziemlich alle auf den niedrigen Terrassen, die die Kölner Bucht, das Maas-, Niers- und Lippetal begleiten. Die Höhen dieser Terrassen — Hardten oder auch Haardten genannt — schwankt zwischen 2—8 m über der anstoßenden Talebene. Die Hardten sind teils die Ausläufer von Bergzügen, wie von Eifel- und Sauerland, dann auch wirkliche diluviale Niederterrassen, wie in der Kölner Bucht und Niederrhein, dann auch Dünen im Endmoränengebiet der großen Vereisung von Krefeld, Hüls, Kamp.

Sie bestehen alle aus feinem, gelben, diluvialen Sande, der völlig durchlässig ist und nichts Organisches sich erhalten läßt. Alle sind sehr unfruchtbar und tragen noch heute fast nur Heiden und Kiefernwald und darin liegt der Grund für die Erhaltung soviele Hügel bis auf den heutigen Tag. Fast alle haben schöne Fernsichten. Die Karte Taf. 1 zeigt die Lage der großen Felder zu den Flußläufen und den Haardten. Deutlich ist vor allem die Lage am Rande der Wald- und Heideterrassen. Die Siedlungen müssen wir danach am Rande der Terrassen in den Tälern suchen, wo sich verschiedene gefunden haben (Lohmar und Roisdorf) und wo auch heute noch die Ortschaften liegen. Der Grund zu dieser Ansiedlung ist klar: Das Tal hatte guten Ackerboden, die Haardt hatte Wild und stellenweise auch Weide. Wir müssen also, wie ja eigentlich selbstverständlich, für die Erbauer unserer Hügel eine Bevölkerung annehmen, die Ackerbau, Viehzucht und Jagd trieb. Auf ausschließliche Ackerbau- oder Jagd- oder Hirtenvölker weist nichts an der Siedlungsweise hin. Genau so war es, als in der Spät-HZ die Bewohner durch die Germanen nach Süden zusammengedrängt wurden. Da wählten sie sich mit Vorliebe die waldfreien Hochgebiete und auch Täler der Eifel, des Hunsrücks, die genau dieselben Lebensbedingungen boten. Dieser Siedlungsweise entsprechend führen große und uralte Wege beiderseits des Rheins an den Terrassen entlang, rechts der Mauspfad, links der Hellweg, die noch auf lange Strecken erhalten sind und noch weiter festgestellt werden müssen (s. Mannus IV, Taf. auf S. 214).

Weniger beliebt war das eigentliche Rheintal, doch ist eine Kette von kleineren Hügelfeldern — hier sind oft die Hügel abgetragen — auf hochwasserfreiem Gebiet längs des Rheinlaufs festgestellt. Jedenfalls war aber die Rheinebene wegen der Überschwemmungsgefahr, die ja bei dem damals ganz unverbauten Strom sehr viel größer war als heute, nach Ausweis der Funde erheblich leerer. Als die Franken unser Gebiet aufteilten, legten sie aus denselben Siedlungsgründen eine fortlaufende Kette von Edelhöfen längs der Terrassen an, die sich bis heute erhalten hat.

Bemerken muß ich, daß ich mich mit dieser siedlungstechnischen Ansicht im Gegensatz zu Prof. Schumacher-Mainz befinde, der in seiner Siedlungs-

und Kulturgeschichte der Rheinlande, I, Mainz 1921 verschiedene Bevölkerungen nach Ackerbauern, Hirten und Jägern unterscheidet.

Als Grund für meine abweichende Ansicht kann ich hier nur folgendes hersetzen. Da wir bei dem Mangel an Wohnplatzfunden auf die Gräber angewiesen sind, bleibt uns nur der Schluß übrig: Solange sich die Grabplätze und die Grabsitten nicht ändern, müssen wir auf Dauer der Bevölkerung schließen, und damit auch auf gleiche Siedlungsweise. Dieser Schluß wird bewiesen durch die Änderung beider bei der Einwanderung der Urnenfelderleute vor 1000 und ebenso der Germanen. Dazu kommt noch, daß sich der Grabbau in den Hügeln als eine fortlaufende Entwicklungsreihe ergibt, wie später dargetan werden wird. Stimmt also meine Annahme, so müssen die Grabfelder von Anfang bis Ende — von 2000—500 — alle Stufen aufweisen. Und das ist tatsächlich der Fall. Wo wir eins der großen Felder genau untersuchten und alles zusammentrugen, was literarisch bekannt und an Funden zum Vorschein gekommen ist, da stellte sich das immer und immer wieder heraus. Natürlich kann dazu nie ein kleineres Feld von etwa 100 Hügeln herangezogen werden — man bedenke, daß zu seiner Anlage nur eine kurze Zeit notwendig war — sondern nur die ganz großen. Und da scheint es mir, daß unsere großen Felder von 1000 und mehr Hügeln ein sichereres Ergebnis liefern können als kleine Gruppen, wie sie weiter südlich am Mittel- und Oberrhein allein sich erhalten haben.

Übrigens ist diese Kontinuität der Belegung der Felder überall am Rhein festzustellen. Sie äußert sich z. T. in den sehr zahlreichen Nachbestattungen, die auch bei uns zuwege brachten, daß man die flachen, großen, frühen Hügel nicht von den kleineren der HZ unterschied. Solche Fälle wären nach Hunderten aufzuzählen. Man sehe im Museum Bonn die alten Ausgrabungen vom Hunsrück und Taunus (Dorow), wie neben den Hallstatt- und Latènefunden friedlich Rand- und Absatzbeile, Nadeln mit geschwollenem Hals, früher Kerbschnitt u. a. m. liegen. Man vergleiche ferner dazu Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte, S. 92, 93, wo solche durchgehende Fundreihen von 2000 bis 500 von Muschenheim, Lindener Mark (Gießen), vom Taunus und Westerwald angezeigt sind. Man vergleiche ferner: Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, II, S. 353ff. Die Grabhügel von Sinsheim.

Auf der Karte habe ich diese verschiedenen Zeiten nicht angegeben, da sie vorerst noch ein falsches Bild ergeben würden. Für die rechts- und linksrheinischen Felder in der Kölner Gegend ist die Liste schon vollständig genug. Je weiter wir aber von unserem nächsten Arbeitsfelde uns entfernen, desto weniger Frühes ist bis jetzt vorhanden. Dazu kommt, daß sehr häufig die frühen Hügel gänzlich ohne Beigaben sind, so daß nur eine richtige Ausgrabung mit Hilfe der Grabanlage Aufschluß bringen kann. Und daran fehlt es bei der Menge der Hügel noch sehr.

Als Ersatz für diese Einzeichnung sei in der folgenden Tabelle für einige der großen Felder diese Kontinuität von 2000—500 nachgewiesen. Die Funde sind in Köln (und Kevelaer).

Belegung niederrheinischer Hügelfelder.

1. Roisdorf: Sämtliche H-Stufen, Schachtgrubenhügel mit BZ 2/3 (Taf. 5 A 13/4), Zonenbecher und einmal Rössen mit Brand.

2. Brühl: H-Stufen, viele Schnurzonenbecher.

3. Wahn: Sämtliche H-Stufen, Kerbschnitt der BZ 4, Tüllenbeil, Fingerdoppelspirale (Taf. 5 B 11), frühes Randbeil, Schnurzonenbecher?.

4. Altenrath: Sämtl. H-Stufen. Schnurzonenbecher, kupferzeitl. Pfeilspitze, BZ 4?.
5. Königsforst: Spät-STZ, Messer (Taf. 5 A 18), liegende Hocker mit Bronzeperle, BZ 3/4, alle H-Stufen.
6. Jddelsfelder Haardt: Spät-STZ mit Palisadenstellung (Taf. 3, 2), sämtliche H-Stufen.
7. Opladen: H-Stufen, BZ 3 mit bombenbödigen Gefäßen (Taf. 6 A 3—6), Brand-hügel mit Randbeil und Dolch (Taf. 5 A 15/16); Schnurkeramik.
8. Köln, Sühlingen: Sämtl. H-Stufen, BZ 3 (Taf. 6 A 7), Glockenbecher, Zonen-becher.
9. Köln, Marienburg: Steinbeile, frühes Randbeil, H-Stufen.
10. Bruckhausen: H-Stufen, BZ 2 (Taf. 5 B 6, 7, 12, 13, 18, 19, 20, 21), Schnur-zonenkeramik.
11. Marlerheide b. Dorsten: Schnurbecher und H-Stufen.
12. De Hamert: Wie 11.
13. Kevelaer: KZ (Taf. 5 A 6), BZ 2 (Taf. 5 B 1), BZ 3 (Taf. 6 A 2), H-Stufen.
14. Beeck: Randbeil, H-Stufen.
15. Riethoven: BZ 2 (Taf. 5 B 2), BZ 3 und 4 (Taf. 6 A 1 und B 1).

Ebensolches ist in der Lippegegend festzustellen. Das Museum Dort-mund zeigt vom Schnurbecher an bis zu schlechten, bauchigen H-Gefäßen aus HZ alle Stufen.

Im ganzen ist klar, daß der weniger zahlreichen, oft weitverstreuten Belegung der Felder in der Frühzeit (bis H 1) eine dichtere von da an folgte, die manchmal dasselbe Feld nochmals belegte, manchmal auch diese ältere Gruppe mehr an einem Ende ließ. In H 4 nimmt die Zahl der Hügel schon sehr ab.

Um eine Vorstellung von diesen Verhältnissen zu geben, sei hier ein ganz kurzer Fundbericht einer der letzten Grabungen (Frühjahr 1924) auf Kölner Gebiet gegeben. Die Hügel ließ ich in wagerechten Schichten sehr vorsichtig abtragen, was, da sie klein waren, keine Schwierigkeiten machte. Die untersuchte Gruppe ist ein älterer Teil eines unmittelbar anschließenden großen Hügelfeldes mit H 1—3.

Hügel 1. Dm 8 m, h 25 cm. In Mitte 40 cm tief Asche mit kleinen Holzkohlen-stücken, die sich in schwärzlicher Schicht nach Westen tiefer zog. In 50 cm Tiefe begann graue Schicht O—W 1,10 m, N—S 1,20 m breit. Die obige schwärzliche Schicht zog sich durch die graue, enthielt in 50 cm Tiefe einige größere H-Scherben, Kohle, 2 Eisenstückchen und führte im SW zu einer Nachbestattung (HZ) ohne Urne. Knochennest 70 cm tief (unter Hügelmitte 95 cm). Anscheinend haben die H-Leute die ältere Bestattung nicht stören wollen. Die graue Schicht war flach muldenförmig und erreichte in der Mitte 1,10 m Tiefe. Darin die beiden Hälften der schönen, 22 cm langen, vorn gespitzten Feuerstein-klinge (Taf. 5 A 18). Sicher Bestattung in Hockerlage, obwohl sich in der schwach grauen Schicht nichts mehr abhob.

Hügel 2. Dm 10 m, h 33 cm. Etwa Mitte in 60 cm Tiefe graue Schicht 120 cm lang, im S 30 cm, gegen N 75 cm breit. Schwach. 10 cm tiefer, völliger Umriß eines liegenden Hockers mit sehr stark angewickelten Beinen. Lag NS, Kopf nach S, Gesicht nach O. Größte Tiefe der Grube 86 cm. Unregelmäßig mit etwa faustgroßen Kieseln ein-gefaßt. Um den Hocker bis an die Grubenwand rötliche Erdfärbung. Bei Hocker (Schoß-gegend) 3 mm starke Bronze- (oder Kupfer?)-Perle. Längs Brust Reihe von Steinen.

Hügel 3. Dm 8 m, h 20 cm. Etwa Mitte 40 cm tief H 1 Nachbestattung in 70 cm Dm haltender Grube. Zerschlagenes und im Feuer gewesenes H 1-Gefäß. Darunter in 50—60 cm Tiefe dunkle Schicht. 2 m lang, 1 m breit, NS, darin graue Schicht bis 20 cm, tiefer in der Mitte, muldenförmig. Schlecht abgezeichnet. Offenbar Hocker in sehr ge-streckter Lage. Daneben — ganz frei — führte eine schwärzliche Schicht (Füllung eines ausgehobenen Loches) zu einer in 1,10 m Tiefe stehenden H 2-Urne mit verbrannten Knochen. Also: Hügel Spät-STZ, Hocker ohne Beigabe, H 1 und H 2 Nachbestattungen in Gruben.

Hügel 4. Dm 16 m, h 44 cm. Etwa Mitte in 45 cm Tiefe erste Anzeichen von grauer Schicht. In 50—55 cm deutliche Umrisse eines Hockers mit ziemlich gestreckten Beinen. Lag NS, Kopf nach S, Gesicht nach O. Ohne Beigabe. Nur 10—15 cm stark (solches Zusammenfallen der Skelette zu 10 cm dicker Schicht ist oft beobachtet: Thüringen,

dann auch Champagne, s. Goury, Haulzy) — Hocker lag in 2,6 m langer, 1,2 m breiter Grube. Auf Boden der Grube Holzkohlenstückchen, desgleichen in der Grubenfüllung.

Hügel 5. Dm 8 m, H 20 cm. In Mitte 20 cm tief Oberfläche eines großen Steines 50 cm lang und 30 cm breit. Darum 5 weitere große Steine in 30—40 cm Tiefe. Regelmäßig um Mitte angeordnet, 1,40—1,60 m entfernt. Unter Mittelstein rundliche Grube 60 cm tief, 50 cm Dm, darin verbrannte Knochen, Kohle, Asche, Feuersteinbohrer. Die Kranzsteine waren in absichtlich hergestellte Löcher versenkt.

Hügel 6. Dm 9 m, H 20 cm. Etwa Mitte in 20 cm Tiefe Oberfläche eines 15 cm dicken, 30×35 cm großen Steines. Darum in fast regelmäßiger Verteilung in 1,50—1,60 m 3 Steine, 20—30 cm Größe, in 45—50 cm Tiefe, also wieder 25—30 cm unter dem gewachsenen Boden. Unter Mittelstein 70 cm breite, 75 cm tiefe Grube, darin Holzkohle, Scherben, Bronzenadelstück. Verbrannte Knochen fast alle auf einem Haufen in der Mitte. Scherben später BZ.

Hügel 7. Dm 18 m, H 65 cm. Hügel war durch seine hohe, gerundete Form als H-Hügel zu erkennen. 10 cm unter Mitte fanden sich Steine, die freigelegt eine mächtige Steinpackung in Dachform ergab, deren N-Dach von einem einzigen 90×70 cm großen, 40—30 cm starken Quarzitblock bestand, während die S-Seite aus doppelfaust- bis kopfgroßen Steinen gelegt war, die so aufgebaut und zum Teil geworfen waren, daß manche zersplitterten. Bis heute einziges Vorkommen in unserer Gegend. Unter dem Dach, das etwa 1,10 m lang war, 2 m im Dm haltenden Grube von 1,15 m größter Tiefe, in deren Mitte genau unter dem Dach, in 85 cm Tiefe die Urne als Knochenbehälter stand. Art flache Schale mit feinen Kammstrichen, H 3 oder H 4. Neben der Grube ein 50 cm tiefes, kleines Knochennest, Nachbestattung ohne Beigabe.

(Der Fundbericht ist sehr gekürzt, Zeichnungen, Aufmessungen, Photographien nicht beigegeben. Die Grabung besorgte Herr F. Springinsgut-Köln mit gewohnter Sorgfalt.)

Dieser Befund gibt ein Bild von der Art unserer Hügel, die fast ohne Beigaben die Frühzeit vertreten. Vgl. auch die Berichte von Remouchamps in Mededeelingen des Rijksmuseums Leiden 1923, über Grabungen in Hügeln bei Ermelo. Hier ist einwandfrei roter Ocker bei den Leichen der Spät-STZ beobachtet, was die auch bei uns bemerkte Rotfärbung des Bodens um den Hocker erklärt.

Aus der Tafel VI ergibt sich nun der Anschluß unserer niederrheinischen Hügel an die umgebenden Fund- und Kulturprovinzen. Die linke Hälfte stellt den niederrheinischen Grabhügelkreis zur Zeit seiner größten Ausdehnung und dichtesten Besiedlung dar. Frühe bis mittlere HZ. Für die verschiedenen Fundgruppen kann ich hier nur das Knappste geben und muß mich mit Hinweisen auf Museen und Literatur begnügen. Die Hügel im Lippetal bis zum Teutoburger Wald enthalten Schnur-, Schnurzonen- und Glockenbecher (Museen Dortmund und Dorsten, Bielefeld), bronzezeitliche Skelettbestattungen, meist ohne Beigaben, sonst mit Rand- und Absatzbeilen, Radnadeln u. a. m. Keramik fehlt. Mitt. Altert.-Komm. Westfalen 5, S. 405 und 6, S. 117, beide von Biermann, ferner 7, S. 16ff. von A. Stieren, dann Krebs, Die ersten Germanen im Süden des Osning, im 4. Bericht des Naturwissenschaftlichen Vereins für Bielefeld und Umgebung 1914—1921. Weiter gibt es späte BZ und H 1 mit schönem Kerbschnitt (auch von Coesfeld bei Münster) ähnlich Taf. X A 1 und den bekannten keltischen, doppelseitigen Rasiermessern mit durchbrochenem Griff (Dortmund und Bielefeld). Ebendort zeigen die Museen die ersten bauchigen Formen der mittleren HZ. Damit hört hier die Reihe auf. Germanen dringen über den Teutoburger Wald und besetzen das obere Lippetal (um 900—800).

Der Niederrhein wird später behandelt. In Holland gibt es einige Felder rechts der Maas, die auf Karte 1 mit dargestellt sind — so das De Hamert bei Venlo, worüber Holwerda-Leiden eine besondere Schrift herausgegeben hat, die in ihrer Chronologie verfehlt ist, aber gute Abbildungen

dieses der späten HZ angehörigen Feldes enthält, das auch einen Hügel mit Schnurbecher ergab. Es zieht sich etwa dem Strich südlich der Maas entsprechend eine lange Reihe von berühmten Hügelfeldern durch Limburg und Nordbrabant. Weerth, Deurne, Mierlo, Valkenswaard, Riethoven, Baarle-Nassau, Alphen, die in Belgien mit den Feldern von Castelre, Grobbedonk, Wuestwezel, Neerpelt, Wavre, Court-St. Etienne das linke Maasufer begleiten, während rechts der Maas sich an die niederrheinische Hügelfelderreihe über On, Epravé, Gedinne, Louette-St. Pierre ebenfalls große Felder anschließen. Vgl. Schumacher, Die Hallstattkultur am Mittelrhein, Präh. Zeitschr., Bd. XI und XII, S. 166f. und derselbe: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, Mainz 1921, S. 106ff. In diesem Werke wird übrigens der Niederrhein weniger behandelt als der Mittel- und Oberrhein. Alle diese Hügel enthalten, wenn später als BZ 2, stets nur Brand bis in die letzte HZ. Die Keramik ist etwas verschieden von der in der Kölner Gegend, gehört aber zur gleichen Art. Bemalung gibt es viel in Köln, wenig in Duisburg (Wedau), ein Gefäß von Twisteden bei Kevelaer und eins aus der Eifel, das verschollen ist. Aus Holland und Belgien ist mir nichts bekannt. Holländische und belgische Funde in Leiden und Musée du Cinquantenaire in Brüssel, wo sich guter Kerbschnitt findet. Sonst gibt es noch bronzene und eiserne Hallstattschwerter.

Die früheste Gruppe der Hügel reicht in Holland bis an die Zuidersee (Veluwe). Auch spätsteinzeitliche oder frühbronzezeitliche Becher mit Bronzedolch kommen vor (Doorwerth). An Veröffentlichungen sind besonders die Mededeelingen, Leiden zu nennen, in denen die technisch ausgezeichneten Grabungen von Holwerda niedergelegt sind.

Im Süden scheint der äußerste Punkt dieses niederrheinischen Brandhügelkreises Haulzy am Zusammenfluß von Tourbe und Aisne zu sein. In der Ebene der Champagne findet sich nichts mehr. Haulzy hat wieder etwas besondere Keramik, die sich über Diedenhofen (Funde im Museum Köln) bis an den Taunus zieht. Vgl. E. Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Germanengräber, Mannus 14, 1922, S. 192. Bezüglich Haulzy sei auf die Schrift von Goury hingewiesen (s. später). Haulzy hat auch von Mittel-HZ bis Spät-HZ (schon ein Fund — der südlichste Hügel — Früh-LT) dauernd Leichenbrand. Für Eifel, Hunsrück, Westerwald und Taunus sei auf Schumachers Siedlungs- und Kulturgeschichte hingewiesen, der mehrfach die Brand-Hügel bis H 2/3 erwähnt.

Die anstoßenden Salemer- und Koberstadter Kreise sind nach Schumachers Karte 7 in obiger Schrift eingezeichnet. Bis H 3 stimmt diese Karte, denn das Berühren von verbrennenden Hügelbauern mit den sonst durchaus begrabenden Koberstadtern ist in Höchst an der Nidder und an den Rändern von Taunus und Vogelsberg einwandfrei dargelegt. S. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte S. 102.

Mithin bildet der niederrheinische Brandhügelkreis für die frühe bis mittlere HZ eine geschlossene, in sich einheitliche, im Norden, Osten, Süden durch andersartige Kultur begrenzte Gruppe.

Die rechte Karte zeigt den Niederrhein in der Späthallstattstufe 600—500. Während die Salemer und Koberstadter Kreise ohne allzu große Veränderungen weiter laufen, zeigt der Niederrhein ein ganz eigenartiges, bewegtes Bild. Der Norden geht an die Germanen verloren (rot gestrichelte Linien mit Jahreszahlen auf beiden Karten). Im Süden: In den Berggebieten Eifel, Westerwald, Taunus und Hunsrück bildet sich aus Nordwärtsdringen südlichen H-Gutes, in der Hauptsache der Bestattung, und Eindringen von Germanischem

eine ganz eigentümliche Mischkultur heraus: Die von Schumacher so genannte Mehrener Stufe, deren besonderes Leitfossil der aus der germanischen BZ Periode V übernommene Wendelring ist.

Auf Tafel VI rechts ist diese Mehrener Kultur nach Schumacher, Siedl. und Kulturgeschichte Tafel 7 eingezeichnet. Man sieht, daß von dem eigentlichen Brandhügelkreise nur noch ein Streifen von Haulzy um die Eifel und das Venn herum nach Holland mit einem Vorsprung im Kölner Gebiet über den Rhein verbleibt. Kurz nach 500, als eben die ersten Anzeichen der LTZ beginnen, bricht die Hügelreihe nordöstlich der Linie Andernach-Aachen (Antwerpen?) vollkommen ab, so daß also hier die keltische Bevölkerung abzog und Germanen sich an die Stelle setzten.

Der Rest südlich davon geht in nicht bekannter Weise in der LT-Kultur auf, vielleicht ist er auch ganz abgezogen. Die Mehrener Stufe läuft in folgerichtiger und lückenloser Weise in die LT-Stufen über. Deutlich in den Museen Trier und Birkenfeld.

Über die Grabanlage unseres niederrheinischen Hügelkreises unterrichtet Tafel VII. Es ist von Wichtigkeit, daß sich jetzt eine echte Entwicklungsreihe für den inneren Bau aufstellen läßt. Erst den sorgfältigen Ausgrabungen von Kofler, Holwerda und dem Kölner Museum haben wir diese Kenntnis zu verdanken. Das typologisch älteste ist Tafel VII, 1: Ein vieleckiger Bau von vergangenen, zum Teil auch verbrannten Holzbalken, den Holwerda zu einem Kuppelbau nach Art der griechischen Schatzhäuser ergänzt, was meines Erachtens sicher falsch ist. S. Mededeelingen und Präh. Zeitschr. 4, S. 368. Darin liegt eine Mittelgrube, die bei fast allen Hügeln vorhanden ist, — nur ganz zuletzt in der HZ 2—4 steht die Urne gelegentlich auf dem gewachsenen Boden — die die Leiche oder den Leichenbrand enthält; anscheinend in Spät-STZ stets Hocker, in der BZ 2 auch gestreckte Skelette. Immer aber findet sich daneben Brand, der aus dem Kreise der mitteldeutschen Neolithik (Schnur und Rössen) übernommen ist. Später geht der Kreis vollständig zur Verbrennung über und von B 3 ab begegnen wir keinen Bestattungen mehr.

Die nächste Grabbauform ist Tafel VII, 2. Der feste Balkenbau lockert sich und es entsteht eine einfache, manchmal auch doppelte Reihe von Palisaden, die bis heute in Hessen durch Kofler bei Kranichstein mit 12 m Dm, bei Köln, Iddelsfelder Haardt — noch nicht veröffentlicht, und in Holland oft beobachtet ist. Vgl. Schuchhardt, Zeitschr. f. Ethnol. 40, 1908, S. 813 und die Mededeelingen. Sehr oft fehlen diese Einbauten ganz. Diese Palisaden verraten den Zweck dieser Holzbauten: Man baute aus Holz oder ausgeflochtenen Palisaden eine Ringmauer von geringer Höhe, füllte das Innere mit Erde und begrub dort in tiefe Gruben den oder die Toten (manchmal mehrere Nachbestattungen derselben Zeit). Diese Holzeinzäunung nun konnte verbrennen, vielleicht von Feinden angesteckt, was die sehr eigentümlichen Befunde von verbrannten Balken von Holland und Altenrath bei Köln erklärt, oder sie blieb bestehen, verfaulte und der Hügel bildete sich mit sanften Abfällen nach außen. Diese Hügel mit ihrer ganz flachen, oben oft ebenen Form unterscheiden sich von den H-Hügeln sofort.

Aus den Palisaden, die gelegentlich auch nur zum Schein: 5 Stück im Kreise (Holland), also nicht als Wand gesetzt werden, entwickeln sich große Steinkränze, VII, 3, die auch noch mit Schnurzonenbechern vorkommen (Altenrath). Sie werden enger und kleiner, VII, 4 — die Kränze und die Steine, aber noch in der späten BZ werden sie in Erinnerung an die Palisaden, unter die

Oberfläche des gewachsenen Bodens eingegraben (vgl. Fundbericht vorher). Ockerfärbung der Leichen ist erwähnt.

In der späten BZ tritt dabei zum ersten Male ein Deckstein über der Urne auf (s. Fundbericht) der sich in der HZ gelegentlich findet. Die Steinkränze entarten schließlich zu dem Hallstattvorkommen VII, 5, bei dem gelegentlich etliche faustgroße Steine fest um den Urnenfuß liegen. Die Zahl der Hügel mit solchen Einbauten nimmt von Anfang, wo sehr viele sie haben, bis in die HZ sehr ab.

Der Deckstein vergrößert sich gegen Ende der HZ gelegentlich zu einem Steindach (siehe vorher Fundbericht), das seinerseits an die Hausbestattungen der HZ (Dillingen) und noch mehr an die Hüttengrabsteine der Mediomatriker erinnert, die vielleicht aus solchen Bauten sich herleiten.

Die H 1-Hügel sind sehr klein und flach, die H 2-Hügel mittelgroß und gewölbt, die H 4-Hügel oft sehr stark aufgewölbt.

Für die Wertschätzung der Steinkränze und Steinpackungen ist hervorzuheben, daß der Niederrhein fast völlig steinleer ist.

Das ist in großen Zügen der Hügelbau. Der Leichenbrand kommt ziemlich sicher von Osten (Rössen) her. Der Hügelbau wird aus dem Megalithkreise stammen, worauf besonders die frühen Ringbauten weisen. Die meiste Ähnlichkeit haben unser frühen Hügel mit denen der Armorika (Bretagne und Normandie), bei denen der äußere Ringbau aus Lehm und die Zentralgrube in Steinbau erscheint, da dort die Gegend voller Steine ist. Diese vertritt bei uns das Holz und Holwerda hat in Holland hölzerne, sehr interessante Einbauten in der Mittengrube beobachtet (Mededeelingen). Desgleichen in Jddelsfeld; ganz neue Kölner Grabung. Die armorikanischen Hügel gehören derselben Zeit an, KZ bis frühe BZ und haben auch meist Brand. Sie gehören mit den rheinischen in eine große Gruppe, die bis zur Schweiz geht. Literatur: Déchelette II, 1, S. 142ff. und Anm. und 376. Originalveröffentlichung: Trésors armoriques, Rennes 1886.

Über den Vorgang bei der Anlage der Hügel aber sind wir bei allen vielfältigen Grabungen noch schlecht unterrichtet. Hier sind erst wenige Feststellungen bekannt, die außer auf Holwerda auf Untersuchungen durch Herrn Springensguth-Köln und mich zurückgehen. Hier kann ich vorläufig nur folgendes andeuten: Die Hügel sind oft aus Rasen- oder Haideplaggen zusammengesetzt, besonders die frühen; festgestellt in Holland und bei uns (Altenrath am deutlichsten). Viele sind aus einem Ringgraben aufgeworfen. Statt des Rundhügels kommt auch der Langhügel (wie die engl. long barrows) vor bis zu 100 m Länge bei 6 m Breite, darin oft viele Bestattungen, so Valkenswaard (Mededeelingen) und Jddelsfelder Haardt, Altenrath. Die Urne steht meist in einer ziemlich großen Grube, zu der ein Gang herabführt. So führte in Jddelsfelder Haardt ein 3 m langer Eingang vom gewachsenen Boden bis in 80 cm Tiefe, wo die Beisetzung in über 1 m breiter Grube erfolgte. In einem anderen sehr großen Hügel ebendort hatte diese Grube über 2 m Dm bei 1,20 m Tiefe unter dem gewachsenen Boden. Da ist ein Gang als Eingang ja eigentlich selbstverständlich. Sowohl in diesem Gang als auch in der Mittelgrube sind die Reste von kleinen Feuern gefunden: Kleine Mulden von 30—40 cm Dm und in der Mitte 10—12 cm Tiefe. Darin Holzkohle und Asche. Einmal lagen die Holzkohlenstücke noch im Stern, so daß man die Anlage des Feuers sah. Reste von irgendwelchen Opfern gab es darin nie. Ich sehe Weihefeuer darin. Tierknochen, verbrannte oder unverbrannte, wie in der südlichen HZ so oft, sind nicht gefunden worden.

Wichtig ist aber ein Fall: Eine große Bärenklaue, die durchbohrt ist und als Schmuck diente, von Altenrath.

2.

Hügelgräber der Stein- und Bronzezeit.

Die niederrheinischen Hügelfelder beginnen mit Gräbern der spätsteinzeitlichen Becherkeramik. Einmal ist ein typisches, großes Rössener Gefäß beobachtet worden (Roisdorf). Schon vorher, zur Zeit der westeuropäischen dünnackigen Feuersteinbeile, dringen diese über unser ganzes Gebiet bis zum Teutoburger Wald vor. S. Nils Aberg, Das nordische Kulturgebiet, Karte VIII. Einige Funde liegen sogar nordöstlich davon. Andererseits dringt die germanische Megalithkultur auch in das obere Lippetal ein: Seeste, Beckum, Coesfeld. (Schumacher, Siedl.- und Kultur-Gesch., S. 195.)

In der späten STZ überlagert den ganzen Niederrhein eine Mischung von Glockenbecher- und Schnurkeramik. Es finden sich die echten Glockenbecher, Schnurbecher und die aus beiden entstandenen Schnurzonenbecher. Die eigentlich mitteldeutsche Form des Schnurbechers gibt es bis jetzt nicht. Tafel IX A 3 zeigt den Glockenbecher von Fühlingen bei Köln, dem ich nur einen aus der Gegend von Paderborn (s. Kossinna, Mannus 5, S. 34, Hügel?) und einen nicht ganz sicheren aus Aachen zur Seite stellen kann. Die häufigeren holländischen Becher sind anders und klingen an englische Funde an. Der Schnurbecher in der einfachen Form, Taf. IX A 1 ist sehr häufig und findet sich in großer Zahl in der Siegburger Gegend, den Oesterbergen bei Bruckhausen, im Lippetal; linksrheinisch auf dem Vorgebirge und in der Maasgegend bis Holland. Ebenso ist der Schnurzonenbecher — ohne Schnurornament — häufig: IX A 2 von Altenrath, IX A 4 von Andernach (Hügel?) dann vom Blömkeberg bei Bielefeld (Kossinna, Mannus 5, S. 35). Die Becher begleiten: Armschutzplatten IX A 7 von Mechernich, Kratzer IX A 8 von Lohmar bei Siegburg, schöne Feuersteinpfeilspitzen IX A 10 von Altenrath bei Siegburg. Von ebendort eine nordische Lanzenspitze aus grauem skandinavischen Feuerstein. Ein zweites nordisches Stück — eine schöne Lanzenspitze — befindet sich im Kölner Museum aus Hamm (Westfalen). Der Pfeilstrecker IX A 12 stammt mit 2 Zonenbechern aus Roisdorf. Das Schiefergerät IX A 9 ursprünglich ein mit Tannenzweigmuster verzierter Zylinder wie Taf. VIII, 13 stammt mit einem Schnurbecher wie IX A 1 aus einem Hügel bei Brühl. Das Stück Taf. VIII, 13 ist aus Fünen und bis heute ohne Gegenstück. Die spanischen Steine aus der Palmella-Stufe, auf die G. Wilke hingewiesen hat, sind anders. Vgl. den Vortrag C. Rademacher, Neuartige Steingeräte der niederrheinischen Hügelgräberkultur. Wichtig ist dann noch die Gruppe von großen und schönen Steingeräten, Taf. IX A 13, 14, 15, 17, 18, 19. IX A 18 hat ein genaues Gegenstück in Sinzheim; Wagner, Fundstätten II, 353. Die großen Doppelspitzen sind auf der Oberseite angeschliffen. 14 stammt von Bruckhausen, 15 zusammen mit 16, 17, 20 von Köln, 19 von Hanendorp-Holland. An Bezugstücken ist eines von Roches-de-Gondand, Dordogne, Südfrankreich im Kölner Museum anzuführen, ein zweites aus dem Pfahlbau von Champigny im Museum Weimar (Mitteilung von H. stud. arch. Stampfuß). Diese geschliffenen Doppelspitzen sind aus französischem Feuerstein gearbeitet. Sie weisen zusammen mit den Glockenbechern nach dem Südwesten, wie die nordischen Dinge mit der Schnurverzierung und dem Brand in den Hügeln nach dem Osten und Norden zeigen. Übrigens ist die Schnurkeramik wahrscheinlich vom Maintal von Süden zum Niederrhein gekommen (Schumacher,

Siedl.- u. Kulturgesch.). Für die holländischen Vorkommen aus der Veluve vgl. Mededeelingen.

Mit dieser kurzen Übersicht sind die beiden Kulturströmungen, die unsere Bevölkerung der Spät-STZ ausmachen, genügend angedeutet. Der westeuropäische Kreis und die mitteldeutsche Schnurkeramik, verstärkt durch nordische Elemente haben am Niederrhein eine Mischung entstehen lassen, die die Grundlage auch für die bronzezeitliche Bevölkerung abgibt.

Langsam und unmerklich geht diese Kultur, die ja schon zum Teil der KZ angehört, in die BZ über. Becher mit Dolchen von Doorweerth (Holland) wurden schon erwähnt. Kupferzeitliche Metallfunde fehlen noch, wie ja überhaupt die Hügel jetzt arm an Beigaben sind, meist sogar ganz darohne. Merklich aber ist dieser Übergang an den Bechern. Tafel IX A 5 und 6 zeigen späte Formen, 5 von Nymegen mit schlechter (falscher) Schnur und 6 von Kevelaer mit Zonenverzierung. Der Hals ist ein echter, gerader Trichterrand, deutlicher Schulterabsatz ist vorhanden, und darunter baucht sich das Gefäß breit zu dem weiten Fuß ab, ganz anders als die früheren Becher mit schlankerem Fuß.

Frühbronzezeitliche Hügel mit Hocken (s. Fundbericht) sagen das übrige. Von der sog. Adlerbergstufe Süddeutschlands — Hocker in Flachgräbern mit Rudernadeln u. a. — hat sich noch nichts am Niederrhein gefunden. Einzelfunde — nicht aus Hügeln — Flach- und Frührandbeile zeigen, daß die frühe BZ wohl vertreten, aber in Hügeln noch nicht gefunden worden ist.

Diese Dinge leiten über zur BZ der Hügelgräber. Tafel IX B zeigt die gefundenen Typen. Neu und besonders wichtig ist der Nachweis früher Kerbschnittkeramik in den Hügeln des Niederrheins. IX B 1 zeigt einen kerbgeschnitzten Trichterrandhenkelkrug, ganz genau wie die süddeutschen (Altert. d. heidn. Vorzeit V, Taf. 32 u. 40) und IX B 2 einen Henkelbecher ebenso wie Süddeutschland (Altert. d. heidn. Vorzeit V, dieselben Tafeln). Der Trichterrandkrug stammt aus Kevelaer und befindet sich im Kölner Museum. Erhalten ist nur der Rand mit dem Henkel. Diesem gegenüber hat der Rand zwei Durchbohrungen rechts und links von der senkrechten Kerbschnittreihe. Es ist ganz tief geschnittener Kerbschnitt. Über die Form des fehlenden Unterteils kann ein Zweifel nicht bestehen. Der Henkelbecher stammt aus Riethoven, Nordbrabant, Holland. Bericht in d. Mededeelingen. Der Nachweis des Vorhandenseins dieses frühen Kerbschnitts am Niederrhein ist von größter Bedeutung. Wie in der Spät-STZ zwischen dem Niederrhein und dem Mittel- bis Oberrhein wenig Unterschied ist, so stellt sich jetzt auch für die frühe BZ bei uns genau dasselbe Bild heraus. Von einer Verödung, die verschiedentlich angenommen wurde, kann keine Rede sein, das wird die Zukunft sehr bald erbracht haben. Daß die erste Stufe der BZ noch fehlt, ist sehr schade, aber es läßt sich schon sagen, was wir zu erwarten haben. Die für die keltische BZ charakteristische Kerbschnittkeramik (s. den besonderen Abschnitt darüber) stammt mit Technik und Ornament aus der Zonen- und Glockenbecherware, und auch die Formen haben entschieden Zusammenhang. Man vergleiche die späte Becherform IX A 6 mit IX B 1. Der Kevelarer Becher hat auch schon den Trichterrand, die scharf abgesetzte Schulter und den bauchigen Unterteil. Von der eleganten Schweifung der Glocken- und Zonenbecher ist nichts mehr vorhanden. In der Veluve (Holland) sind mehrere Becher gefunden, die die Entwicklung noch deutlicher haben. Die Trichterrandkrüge formen sich dann weiter um in die späten Typen Taf. X A 1 und X B 1. Damit sind wir am Ende der reinen BZ.

Der Napf, Taf. IX B 3 mit Standfläche hat einen Wulststring und ein scharfkantiges, nach innen abfallendes Randprofil. Dieses Profil hat ein ähnlicher Napf im Prov.-Museum Bonn auch (mit weidenblattförmiger Dolchklinge; von Urmitz). Der Wulststring kommt häufiger vor bei den Henkelkrügen der Glockenbecherkeramik (Thüringen, im Kölner Museum), dann in der Adlerbergstufe Süddeutschlands (Bischoffingen mit Rudernadel, Museum Köln), ferner in Gießen in einer Schale mit Radnadeln u. a. IX B 3 gehört zusammen mit IX B 6, 7, 12, 18, 19, 20, 21, von Bruckhausen (s. Taf. V) 8, 9, 10 sind ein zusammengehöriger Grabfund aus Köln-Nippes. 13 und 14 stammen aus einem sehr großen, flachen Hügel mit tiefem Schacht bei Roisdorf, Kr. Bonn [1]). Auf dessen Grunde hat die völlig vergangene Leiche in gestreckter Lage gelegen; das schön ziselierte und gepunzte Absatzbeil links neben Kopf oder Füßen, das Messer rechts in der Gürtelgegend. Der Schacht maß 2 auf 1,5 m. Andere Hügel in der Nähe hatten auch den Schacht, rund 1—1,5 m tief, waren aber ohne jede Beigabe. Zu derselben Gruppe gehört auch der schon erwähnte Brandhügel mit drei Bestattungen, älteste mit großem Rössener Gefäß, jüngere mit zwei Zonenbechern, jüngste LT. Zahlreiche H-Hügel gehören auch zu dem Hügelfeld. 22 und 15/16 stammen aus Hügeln bei Opladen; 15/16 mit Brand. 17 ist von Tönnisstein (Hügel?) 4 und 5 sind nicht aus Hügeln, sondern beim Ausgraben in der neolithischen Befestigung vom Katzenberge bei Mayen (Eifel) gefunden. Ich setze sie vorläufig hierher. Der Kugeltopf 4 lebt in manchen späteren Formen fort. Er erscheint schon in der Zonenkeramik (Thüringen, von Uichteritz, s. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. VIII, 1909, Taf. IV, Abb. 41a). Die großen, wagerecht gestellten Schnuröse von 5 brauchen nicht zu überraschen, sie kommen noch auf einer H-Schale von Roisdorf vor.

Wie für die früheren Stufen scheinen die meisten Hügel dieser Zeit ebenso wie in Westfalen ohne Beigaben zu sein. Bis hierhin hat alles genau Vergleiche in Süddeutschland, so daß der Niederrhein vollkommen zu diesem großen Kulturgebiet gehört. An ein Einwandern der Leute der Hügelgräber BZ aus Mitteldeutschland (Aunjetitzer), wie es Schumacher in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte auseinandersetzt, vermag ich nicht zu glauben; ich sehe vielmehr alle Merkmale einer bodenständigen Entwicklung Die Aunjetitzer sind übrigens auch wohl schon dadurch ausgeschaltet, daß sich aus ihnen in langsamer, aber stetiger Entwicklung die Lausitzer Kultur entwickelt hat, worüber die Arbeiten von Kossinna und Richthofen berichten. Einiger Einfluß aus dem östlichen Kreise zeigt sich aber in den manchmal auftretenden Buckeln. Vgl. Behrens BZ, Süddeutschlands Taf. XV u. a.

Als Grundlage der niederrheinischen Bevölkerung um 2000 vor Chr. ist also eine Mischung von Glockenbecherleuten und Schnurkeramikern anzunehmen, die sich langsam fortentwickelte und erst in der zweiten Hälfte der BZ einen eigenen Weg einschlug, der in der HZ den ganz besonderen niederrheinischen Brandhügelkreis entstehen ließ.

3.

Die Kerbschnittkeramik.

Diese Verzierungsweise muß hier kurz erläutert werden, da sie zum Verständnis des ganzen sehr wichtig ist.

[1]) Größere Abbildungen nach Photographie von Nr. 13—16 gibt Kossinna: Mannus IV, S. 272.

Wo kommt sie vor? Von Holland nach Münster (Coesfeld), dann südöstlich nach Bayern, Oberrhein, Elsaß, in Frankreich Jura, ganz Mittelfrankreich, Belgien, Holland. Das Ligurergebiet scheidet aus. Literatur: Schumacher, Altert. d. heidn. Vorzeit V, zu Tafel 32 u. 40; und Déchelette, Manuel II, 1, wo die weiteren Angaben über die Quellenschriften zu finden sind.

Zeitstellung? Die Technik beginnt auf Glockenbechern, s. Déchelette II, 1, S. 378 von St. Dérédème (Gard); dann besonders Bois du Roc; diese Station in der Charente ist von besonderer Bedeutung. Ihre Scherben, Zonenbecher — aber späte mit prachtvollstem Kerbschnitt — Henkelkrüge und Becher, flache Zonennäpfe sind vollkommen beweisend für die Herkunft des Kerbschnitts aus der Zonenkeramik. Die Station ist sehr früh (KZ). Manches an dieser Station scheint in der Form noch an spanische Becherkeramik entfernt zu erinnern. Literatur über diesen für den keltischen Kerbschnitt wichtigsten Fundort s. Congr. Int. Anthropol. 1900, Paris, S. 371, mit zahlreichen Abbildungen und vielen Angaben über französischen Kerbschnitt[1]). Ferner Groß-Mering (Altert. d. heidn. Vorzeit V, Taf. 61, Nr. 1103). Ebenso Thüringen, vgl. Größler in Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder, Bd. VIII, 1909, Taf. 1. Hier findet sich überall schon das typische Zickzackband, eingeschnitten und eingestempelt. Mithin Beginn in der KZ. Weite und bekannte Verbreitung in der BZ. In der späten BZ ist sie rein nur am Niederrhein erhalten, da sie von Frankreich bis Bayern um diese Zeit als Keramik der alteingesessenen Bevölkerung durch die Ware der Urnenfelderleute zurückgedrängt wurde. Am Niederrhein bis zum Lippetal nach Osten und Belgien (Funde im Musée du Cinquantenaire in Brüssel) bleibt sie in höchster Blüte und geht in die erste H-Stufe hinein. Sie erlischt mit dem Auftreten der bemalten Hallstattware. In Baden erlebte eine ähnliche, aber mehr stempelnde und viel freier schnitzende Art in der 3. H-Stufe eine Neuverwendung. Damit ist der Kerbschnitt typisch urkeltisch.

Wie ist die Technik? Schnitzen, Stempeln, Ausstechen von runden Löchern und Auskratzen kommt vor. Stets ist das Ornament nach der Entwicklung aus den Glockenbechern in Zonen angeordnet. Glockenbecherformen, auch das Kreuz auf dem Boden sind nicht selten (Hagenau, s. Naue Elsaß). Weiße und rote Inkrustation kommt vor; letztere selten, mir sind bis heute zwei Fälle bekannt: Remoulins (Gard, Südfrankreich) s. Déchelette II, 1, S. 382 Anm. und Mayen (Eifel), Museum Köln, aus einer Wohngrube. Ersterer frühe BZ, letzteres H 2.

Wichtig ist für uns vor allem die Feststellung des ununterbrochenen Weiterlebens der Technik bei uns von der KZ bis in die frühe HZ. Sehr wohl möglich ist, daß vom Niederrhein aus die Art wieder nach Süden gewandert ist, so daß die Leute, die die bemalten Gefäße in die Kölner Gegend brachten, von dort den Kerbschnitt wieder nach Baden trugen. Bei uns erlischt er völlig mit H 2.

Zu bemerken wäre noch, daß die Kerbschnittgefäße der BZ, wie sie in reicher Zahl in den Museen (besonders Köln, dann auch Krefeld, Dortmund,

[1]) Bez. Kerbschnitt in der süddeutschen Adlerbergstufe s. Behrens S. 68 v. Heroldingen. Diese Adlerbergstufe ist eine Fortführung des Glockenbecher-Neolithikums (Schumacher); aber zugleich auch der Anfang der Hügelgräber B 2, worauf der Kerbschnitt hinweist. Die Sitte des Hügelbaues ist eben langsam von Norden (aus dem Megalithkreis) nach Süden gedrungen. Dadurch erklärt sich, daß wir am Niederrhein (und Holland) in den Grabhügeln die Hocker mit frühen und späteren Bechern haben, während diese Gräber in Süddeutschland vielfach — nicht immer (Sinsheim!) — flach sind.

Bonn, Kevelaer, Emmerich, Mayen, Leyden) vorhanden sind, weitaus das Schönste an derartiger Ware darstellten. Es ist durchaus nicht Süddeutschland (Württemberg mit der Rauhen Alp u. a.; Elsaß) das Hauptgebiet des Kerbschnittes.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur niederrheinischen BZ zurück. Auf die besprochene frühere Stufe folgt eine bis jetzt schlecht bekannte. Ich habe sie auf Tafel X A mit BZ 3—4 bezeichnet. Weiterentwicklungen der Trichterrandkrüge wie 1; dann große bauchige Gefäße, 2 von Riethoven und Kevelaer, dann der Grabfund 3—6 von Reusrath mit bombenbödigem Gefäß, ferner die sog. „Frühstückskörbchen" 7, Schalen mit 5 Spitzen am Rande in sehr schöner Fingernagelarbeit und vielleicht auch 8, das bekannte Gefäß von Andernach? (Hügel?) lassen sich vorläufig hierhersetzen. Hier fehlt noch sehr viel. Besonders interessant sind die Frühstückskörbchen. Bekannt sind mir drei, eines von Riethoven (Holland) und zwei von Fühlingen bei Köln. Der gezackte Rand tritt am frühesten auf in der BZ 1 von Straubing (Niederbayern) zweimal, mit Bechern, davon einer mit Wulstring, Rudernadeln u. a. m. Abb. s. Katalog d. Röm.-germ. Zentralmuseums (Mainz), Nr. 6. Die BZ Süddeutschlands von G. Behrens, Taf. V, und weiter von Wölfersheim (Oberhessen) aus Grabhügeln der mittleren Grabhügel-BZ. S. Behrens, Taf. XX. Zu der Form X A 3 vgl. man bei Behrens, Taf. XIX die Gefäße 9, 10, 12; Taf. XX, 3 und ähnliche.

Über die Zahl der Hügel der bisherigen Stufen läßt sich noch zu wenig sagen. In der mittleren Hügelgräber-BZ (Stufe 3—4) ist der Leichenbrand schon ausschließlich.

Als logische Weiterentwicklung folgt aus der letztbesprochenen die späte Stufe der reinen und hier am Niederrhein einheimischen BZ. Tafel 6 B links zeigt die Haupttypen. Die Hügel werden zahlreicher und die große Mannigfaltigkeit der Keramik beginnt. Beigaben an Bronze, Stein sind sehr selten. Von den Trichterrandkrügen später Art kommt noch einer in Riethoven vor 6 B 1, der aber durch seine Verzierung: Eingetiefte Mäander, seine späte Ansetzung rechtfertigt. Es ist schon Einfluß aus dem südlichen Kreise der Urnenfelderleute. Weiter hat sich aus den frühen Elementen ein großer bauchiger Topf mit senkrechtem Rande gebildet, der an Schulter und Hals den prachtvollsten Kerbschnitt trägt. Wichtig ist die geschnitzte Deckeldose 9. Diese Dosen stammen von schnurkeramischen Deckeldosen ab, gehen von da in die Adlerbergstufe hinein (s. Behrens, S. 73) und reichen bis in die mittlere HZ. Bronzelanzenspitzen, einige Nadeln mit doppelkegelförmigem Kopf kommen vor, einmal ein Bronzegehängstück 12 wie Süddeutschland (Wagner, Fundstätten 1, S. 126 von Säckingen). Auch unverzierte Keramik kommt vor. Die Hügel sind meist klein.

3. Urnenfelder.

Die letzte Stufe kommt rein nur nördlich von Köln, besonders nördlich von Krefeld vor. Südlich davon liegt eine ganz andere, gleichzeitige Kultur: Die der Urnenfelder. X B rechts. Diese hügellosen Brandgrabfelder sind am Ober- und Mittelrhein sehr häufig. (Vgl. Schumacher, Kultur- u. Siedl.-Gesch., Taf. 5).

Zahlreich sind diese Felder noch im Neuwieder Becken. Weiter nördlich finden sich noch einige bei Siegburg, Niederpleiß und Birlinghofen und links-

rheinisch bei Dettweiß. Sie liegen, abweichend von dem bisherigen in der Ebene selbst — nicht am Rande der Terrassen. Von den abgebildeten stammen 20—23 von Andernach-Urmitz, die übrigen von Niederpleiß und Birlinghofen. Es sind die wohlbekannten Villanova-Typen, besonders die kleinen, sehr fein gearbeiteten, scharf und vielfach profilierten Gefäßchen mit feiner Rillen- und Kammverzierung.

Während ich, wie schon erwähnt, an eine Einwanderung der BZ-Leute infolge der fortlaufenden Entwicklung der Typen, der durchgehenden Belegung derselben Grabfelder mit gleicher Grabform nicht wie Schumacher zu glauben vermag, haben wir in diesen Resten der Urnenfelder ohne jeden Zweifel eine Einwanderung von Leuten alpiner Rasse aus dem Alpenvorland vor uns, die aus ihrem Ursprungsland nach Mittelfrankreich und dem Rheingebiet vorstießen. Während sie am Ober- und Mittelrhein aber die letzte Stufe der BZ und die Frühstufe der HZ fast allein bestimmen, gingen sie je weiter nach Norden, schwächer werdend, immer mehr in Mischung mit den bodenständigen Anwohnern. Ihr nördlichstes Anzeichen ist Riethoven (X B 1), wo sie das Mäandermuster und eine große Urne verrät, auch die profilierte kleine Schale X B 10 von Dalheim zeigt ihren Einfluß. Einige typische Villanova-Gefäße fanden sich auch in Hügeln der Kölner und Siegburger Gegend.

Während also die Neueinwanderung sich höchstens bis in die Kölner Gegend erstreckte, wo sie als tüchtige Ackerbauer die fruchtbaren Niederungen liebten, ging ihr Einfluß viel weiter, wie schon erwähnt wurde. Zunächst ändern sich dadurch die Hügel etwas ab: Die hügellose Bestattung wirkte auch auf die alteingesessenen Hügelbauer derart ein, daß jetzt eine Unzahl von ganz winzigen Hügelchen auftreten, deren Schuld es ist, daß die Stufe so spät bekannt wurde. Man hat früher diese Hügelchen einfach übersehen, was bei einem Dm von 3—5 m und Höhen von 5—10 cm leicht möglich ist. Ferner bringt ihr Einfluß in die Keramik Neues herein: Scharfe Profilierung, u. a. auch Formänderung, weiter neue Verzierungen, feine Rillen- und Kammstriche. Besonders deutlich ist eine innen am Rande umlaufende Rille. Von der Vermehrung der Beigaben, wie in Süddeutschland, ist am Niederrhein kaum etwas zu spüren. Im ganzen kann man sagen, daß sich aus der Vermischung von bodenständigen und neuen Typen die Frühstufe der HZ am Niederrhein erklärt.

Eine weitere Wirkung der Urnenfelderleute, die sich überall im keltischen Kulturkreise zeigt, ist im niederrheinischen Brandhügelkreise kaum eingetreten: Ich meine die von dieser Einwanderung beginnende, sich fortdauernd verstärkende Hinneigung des Keltenkreises zur Mittelmeerkultur. Schon die erste Einwanderung brachte Panzer und Helme nach Norden (Bernières-d'Ailly), die Handelsbeziehungen Schweiz, Tessin, Po, Adria blieben stets rege und durch sie strömte griechisches und italisches Kulturgut in Menge ein, und zwar nicht nur Ware, sondern auch Sitten und Gebräuche.

Bezüglich der absoluten Chronologie für die vorhergehende, bis jetzt besprochene Zeit verweise ich auf das von Behrens in dem oben angegebenen Werk über die BZ Süddeutschlands S. 220 gesagte. Mit Kossinna setze ich die Hügelgräber BZ, auf den Tafeln relativ mit Stufe 2—4 bezeichnet, gleich mit der norddeutschen Periode IIa, b, c u. III. Ihr Ende mag um 1300—1200 liegen, so daß für die späte BZ (Taf. X B links) und die Urnenfelder noch die Zeit von 1200 bis etwa 1000 bleibt. Mit Schumacher, Kultur- und Siedl.-Gesch., S. 88, möchte ich diese letzten Arten noch in die BZ setzen

und die HZ mit den Hügeln beginnen lassen, in denen sich eine Mischkultur aus bodenständigem und Urnenfeldergut zeigt. Das gibt also für die HZ:

1000—900	Früh-HZ	H_1 Jüngere Urnenfeldertypen
900—700	Mittlere HZ	H_2 Bemalte Gefäße
700—600	Mittlere HZ	H_3 Verblassen der Typen
600—500	Spät-HZ	H_4 Wendelringstufe

4.

Hallstattzeit.

Diese Chronologie bringt erstens den unangenehmen Streit über die spätesten BZ und die Frühhallstattzeit weg und zweitens, was für uns viel wichtiger ist: Sie paßt zu unseren Hügelfeldern. Denn es beginnt auf unseren großen Feldern, die durch die ganze Zeit von 2000—500 hindurchgehen, jetzt, also mit 1000 eine Neubelegung. Während die älteren Hügel groß und weit zerstreut über das ganze Feld liegen, setzt jetzt eine enge, zwischen den alten Hügeln durchgehende Belegung ein und außerdem beginnen eine Menge von Feldern überhaupt erst jetzt. Meist am Südende der Felder liegen die winzigen Hügel (Altenrath, Wahn, Delbrück) und nachdem mehr durch Zufall in Wahn dieses Verhältnis beobachtet war, gelang auf anderen Feldern die Auffindung der 1. H-Stufe ebenso. Das noch 1912 (Mannus IV, Heft 3) herangezogene Material war gegen das heute zur Verfügung stehende recht dürftig.

Somit beginnen manche Felder mit der 1. H-Stufe, bei den älteren ist eine Neubelegung zu erkennen. Das läßt unter allen Umständen auf einen Bevölkerungszuwachs schließen. Die Bevölkerungsdichte war am Niederrhein nach der Zahl der Hügel — roh geschätzt am größten in H_2 und H_3, in H_1 geringer, in der BZ ziemlich schwächer; und in H_4 nahm sie wieder stark ab. Daß in den Niederrhein so viele Leute der Urnenfelderkultur eingedrungen sind, ist nicht zu glauben, da ja ihre Grabfelder, wie oben erwähnt, so wenig sind und nicht über die Linie Dettweis-Siegburg herausgehen. Eher nehme ich ein Nordwärtsdrängen von mehr südlicheren Hügelbauern — etwa aus dem Neuwieder Becken — infolge des dort sehr starken Einzugs der Urnenfelderleute an. Die weitere Anhäufung der Hügel in H 2/3 in der Gegend von Goch bis Krefeld und Duisburg bis Siegburg ist dagegen durch Zurückweichen der Bevölkerung aus dem Lippetal und dem nördlichen rechten Rheinufer vor den Germanen zu erklären. Ebenso die Häufung von H_4 in Eifel, Hunsrück, durch die weitergehende Südwärtsbewegung der Germanen (s. später).

Tafel XI A gibt eine Zahl von charakteristischen Gefäßen der Zeit. Scharfe Profile, feine Rillen und Riefen, feine Kammstriche, sehr dünnwandige, feine Arbeit, oft lebhafte Färbung zeigt in diesen Gefäßen auf das deutlichste den Einfluß der Urnenfelderleute. Wichtig aber ist, daß er gen Norden immer schwächer wird. Nördlich von Düsseldorf kommen die typischen Formen kaum mehr vor, alles ist verblaßter. Dabei zeigt aber z. B. XI A 3 von Kevelaer die nicht weiter verzierte und profilierte Form der einheimischen Gefäße mit senkrechtem Rand; und dabei eine Ritzverzierung, die auf den Mäander zurückgeht, der bei den Urnenfelderleuten beliebt war. Also: Gut ausgeprägtes H_1 zeigt nur das Rheintal von Bonn bis Düsseldorf (Golzheimer Haide); die übrigen Gegenden führen eine zwar deutlich gleichzeitige, aber verblaßte Keramik.

Zu diesen südlichen Eigenschaften tritt dann die einheimische Form, das große bauchige Gefäß, mit senkrechtem Rande und als Verzierung der Kerbschnitt. Auf den Urnen läßt er etwas an Schönheit und sorgfältiger Arbeit nach: XI A 2 ist nur eingekratzt, XI, 5 schlecht eingestochen, 9 sehr nachlässig eingeschnitten. Dafür aber entwickeln sich jetzt die prachtvollen Schüsseln bis zu 60 cm Dm, die das Schönste darstellen, was der Kerbschnitt geleistet hat. Ihr Gebiet reicht vom Neuwieder Becken (Mayen, Museum Köln und Mayen) bis in die Kölner Gegend, XI A 8 von Delbrück. Eine Besprechung der einzelnen Formen erübrigt sich. Aufmerksam machen möchte ich aber auf den Zylinderbecher 2 mit schlechtem Kerbschnitt von Haltern als Nachfolger eines der frühen Zeit entstammenden Typs und 15, eine Form, die sich genau in den Urnenfeldern z. B. Frankreichs (Pougues-les-Eaux, Allier) wiederfindet. Gelegentlich findet sich ein gerieftes Armband oder eine Vasenkopfnadel.

Mit dieser Stufe geht am Niederrhein der Kerbschnitt zu Ende.

Die nächste, H_2, ist sehr anders. Von Süddeutschland macht sich der Einfluß der Gündlinger Stufe bemerkbar. Die Gefäße bekommen den Schrägrand, Graphitbemalung, auch rote, tritt auf, das eiserne H-Schwert erscheint. Unter diesen Einflüssen formt sich langsam die Keramik am Niederrhein um und wieder geht der deutliche Einfluß bis etwa Düsseldorf, Duisburg und weiter nicht. Aus Twisteden bei Kevelaer gibt es einen graphitbemalten Topf, aus der Eifel einen Scherben! Dasselbe ist mit den ausgeprägten Schrägrandgefäßen der Fall. Während sie für die Kölner Gegend typisch sind, finden sie sich an der holländischen Grenze nur ganz selten. Der Kelchbecher und der Spitzbecher, auch der zylindrische, kommen noch vor. Merkwürdig sind die Schalen auf 4 Füßchen, die man auf zonenkeramische Vorbilder zurückführen muß; leider sind die Zwischenstufen noch sehr dürftig. Über Bemalung, Ornamentik, sowie die Formen sei auf Mannus 1912 verwiesen. Über die Beigaben desgleichen. Einige Stücke von langen Eisenschwertern sind vorhanden. Mit dieser Stufe beginnt übrigens auch das Feld von Haulzy in der Champagne. Auch in Belgien ist sie reich vertreten. Besonders zu erwähnen ist das Gefäß XI B 23. Es zeigt den verblaßten Typ der holländischen Grenze, der Rand noch fast senkrecht, dabei aber der dickere, etwas plumpere Bauch der H-Urnen. Die Verzierung ist mit einer Nadel eingestochen. Es scheinen stilisierte Menschenfiguren zu sein, wozu sich aus dem Hallstattkreise Gleichnisse beibringen ließen.

Im ganzen ergibt sich für die zweite H-Stufe ein ähnliches Bild wie für die erste: Um eine stark südlich beeinflußte, auch wohl durch kleine Züge mit neuen Menschen bereicherte Gegend, die bis nördlich Köln reicht, liegt ein großes Gebiet, das nur sehr verblaßte und örtlich abgeänderte Typen zeigt. An große Wanderungen kann ich wieder, im Gegensatz zu Schumacher, nicht glauben.

Die Abblassung der Typen tritt gegen Ende der mittleren HZ am ganzen Niederrhein auf. Die stark südlich beeinflußte Rheingegend zeigt jetzt — in H_3 — in großer Zahl eine sehr einfache, verwaschene, oft schlechte Ware, die Veranlassung war, von einer verblaßten H-Kultur am Rhein zu reden, die möglicherweise bis in die Römerzeit reichen sollte. Taf. XII A zeigt einige Formen. Im übrigen sei wieder auf das Mannus 1912 verwiesen. Diese Gräber sind sehr zahlreich und man würde sie nicht zeitlich von H_2 abteilen, sondern sie als die schlechte H_2-Ware ansehen, wenn sie nicht große Stellen

der Hügelfelder in Nachfolge zu H_2 ganz für sich hätten. Einmal kommt mit einer schlechteren Urne wie 6 und Schale wie 10 ein dicker gegossener Wendelring vor (Königsforst, s. später).

Das wäre in kurzen Zügen die Entwicklung von H_{1-3}. Am Nordende mancher Felder schließt sich nun an H_3 unmittelbar H_4 an. Zu dessen Verständnis muß ich nun zuerst auf das Südwärtsdringen der Germanen während dieser Zeit eingehen.

5.

Das Vordringen der Germanen am Niederrhein ist wohl unser wichtigstes Thema. Die hierher in Betracht kommenden Museen sind Bielefeld, Dortmund, Köln, Trier, Birkenfeld und endlich die Sammlungen der Champagne. In Bielefeld und Dortmund zeigen uns keltische, spätbronzezeitliche Funde mit Kerbschnitt (Coesfeld bei Münster), Rasiermessern u. a., dann bauchigen Gefäßen der H_2-Stufe, daß nach 1000 vor Chr. die Kelten bis an den Teutoburger Wald wohnten. Museum Dortmund zeigt dann sehr schön die Ablösung dieser keltischen Ware durch helltonige, doppelkonische und andere Gefäße, d. h. um 800 ist das Lippegebiet germanisch. Nur in der Ecke nördlich Rhein-Lippe gibts noch unsere gewohnten Hügelfelder mit schon etwas germanischem Einschlag. Auf Tafel VI links habe ich die beiden Germanengrenzen für 1000 und 800 so eingezeichnet. Tafel VI rechts zeigt, wie etwa im 6. Jahrhundert die Germanen am rechten Rheinufer bis etwa Duisburg drängen; ich möchte wenigstens manchen Befund von der Wedau, den Harpstedter Typus, so deuten. Diese Linie macht wenig aus, wichtig ist aber jetzt die nächste; die zeigt, daß kurz nach 500 der holländische Niederrhein und die ganze Kölner Bucht von Kelten frei werden. Es hören nämlich um diese Zeit ganz plötzlich sämtliche Felder auf, während sie sich südlich (Eifel, Hunsrück) desto zahlreicher weiter erhalten. Dieses Vordringen der Germanen hat nun auch auf unseren Hügelfeldern manche Spuren hinterlassen, die ich auf Tafel XI und XII rechts angedeutet habe. Tafel XI zeigt doppelkonische Urnen, klein, grau von Riethoven (Nordbrabant) und Kevelaer. Es sind keine germanischen Fabrikate, nur Einfluß. Von einigen wirklichen, schon in die Keltenmasse eingedrungenen Germanenfamilien könnte der Fund 26, 27, 28 sein, eine ledergelbe, gut polierte Urne bekannter Art, desgleichen das Beigefäß und ein schönes germanisches Bronzerasiermesser. Das Grab stammt von dem Hügelfeld von Diersfort bei Wesel. Das germanische Rasiermesser 29 stammt mit Tafel XI A 2 von Haltern. Kossinna sieht in diesen Dingen schon westwärts wandernde Germanen, was in manchen Fällen ja sicher ist, da einer Westwärtsbewegung von solchem Umfange wie die hier besprochene immer kleinere Züge vorausgehen werden. In anderen Fällen aber möchte ich nur an Einfluß in keramischer oder sonstiger Beziehung denken. So sind ja doch die Wendelringe auch ohne große Wanderung von Volksteilen von den Kelten aufgenommen worden.

In späterer Zeit — H_3 und H_4 — finden dann die Taf. 8 rechts abgetrennten Dinge ihren Weg in unsere Hügelfelder. Zunächst in großer Zahl in der Gegend von Wesel bis Duisburg und westwärts bis zur Maas die germanische Eimerurne, auf deren Verbreitung ich hier nicht weiter eingehen kann. Sodann einige Beigaben, ein germanischer Ösenring von Üdem, eiserne Rollen- und Kropfnadeln — nur rechtsrheinisch bis in die Kölner Gegend hinein, ebendort eiserne Hals- und Armringe, Gürtelhaken von derselben Art, wie sie in der Wessenstedt u. d. folg. Stufen in Menge sich zeigen.

Dazu tritt dann noch der Wendelring, den ich bei der Wichtigkeit des durch ihn mit charakterisierten letzten Abschnittes der HZ, der Mehrener Stufe besonders behandeln muß.

Die Mehrener Stufe der Hallstattzeit.

Die von Schumacher nach Mehren benannte Endzeit der rheinischen HZ, die wegen ihrer Ausdehnung besser einfach Wendelringstufe genannt werden könnte, ist bis heute eigentlich ein Hindernis für das Vorwärtsgehen unserer Erkenntnis gewesen. Sie wurde für einen Rest bronzezeitlicher Herrenbevölkerung angesehen. 1912 glaubten wir manches aus ihren Gräbern aus dem Sieg-Wuppergebiete durch Einfluß aus dem Westen erklären zu müssen (S. Chronologie, Mannus IV, 3, S. 208). Zuletzt hat sie Schumacher als eine besondere Welle von Hirten und Jägern angesehen, die aus dem Osten Frankreichs gekommen wären. (S. Kult.- u. Siedl.-Gesch. S. 89; Hallstattkultur am Niederrhein, Präh. Zeitschr. XI u. XII, S. 163ff.; Besiedlungsgeschichte des Hunsrücks, Präh. Zeitschr. VIII, S. 140ff.; gallische und germanische Stämme und Kulturen, Präh. Zeitschr. VI, S. 262ff.).

Ich muß mich auch hier wieder gegen die Ansicht wenden, daß irgendeine Änderung in dem Nachlaß gleich eine völlige Neueinwanderung bedeutete. Man denke an geschichtliche Zeiten! Da änderten sich Kunststile und Bauweisen, Kunstgewerbe und Handwerk oft und dauernd, ja wir erkennen hier, daß sie sich ändern müssen, wenn sie lebendig bleiben wollen, und doch saß bodenständig immer dieselbe Bevölkerung so ziemlich überall. Nun sind ja freilich die vorgeschichtlichen Zeiten anders, aber eben anders auch darin, daß sie uns die wirklichen großen Völkerverschiebungen doch sehr deutlich erkennen lassen, nämlich auf unserem Gebiet die Einwanderung der Urnenfelderleute von Süden und das Vorstoßen der Germanen von Nordosten. Die Wendelringstufe gehört nicht dazu.

Versuchen wir kurz ein Bild zu bekommen. Wie Tafel VI rechts zeigt, ist die sog. Mehrener Kultur im südlichen Teile unseres verbrennenden Hügelkreises anzutreffen. Hauptsächlich Hunsrück, die Naheufer, Taunus, Südrand der Eifel, des Westerwalds und des Rothaargebirges sind seine Verbreitungsgebiete. Begrenzt wird er von dem Salemer und Koberstadter Kreise. Seine Verbreitung ist nach Schumacher, Siedl. u. Kulturgesch., Taf. 7 gezeichnet. Sie geht bis in die Kasseler Gegend — an die Eder und Fulda und reicht westlich bis zur Saar. Gekennzeichnet ist die Wendelringstufe durch folgendes: Grabhügel, Skelettbestattung, viel Schmuck, namentlich eben die Wendelringe, gegossen und gehämmert, blattförmig und drahtförmig, mit verschiedensten Verschlußhaken, andere schwere Ringe, Ohrringe mit blauen, weißen und (meist) Bernsteinperlen, Steigbügelringe, viele Armringe mit seitlichen Kerben, Fußringe, beide letzteren auch öfter von Eisen. Die Keramik verhältnismäßig selten, teils offenbar von Mittelhallstattformen abgeleitet (Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, S. 169 oben), teils gehen sie in die Formen der LTZ 1 über (Schumacher ebendort). Besonders kennzeichnend sind: Anordnung der Verzierung auf tiefer Schulter der Gefäße, deren Rand sich zu einer geschweiften Lippe auszubilden strebt; ein abgesetzter konischer Hals (Taf. 8 B 14, 15), sog. falsches Schnurornament (Abb. 5, 6, 7), eingedrückt mit einem gedrehten Bronzering und sogar oft mit einem Wendelring vom Typ 18 (Museen Köln und Bonn). Weiter ist ein Überwiegen von sanft geschwungenen Linien (Abb. 1, 3) sehr deutlich[1]).

[1]) Für die Herleitung der Keramik sei auf die neuen und neugeordneten Funde im Kölner vorgeschichtlichen Museum aufmerksam gemacht.

Die Entstehung dieser Kultur ist, wie Schumacher selbst betont, noch ungeklärt. Lothringen zeigt nur Ähnlichkeit. (S. Kult.- u. Siedl.-Gesch., S. 89).

Sehr wesentlich für die Betrachtungen Schumachers ist Haulzy (s. Karte Taf. VI links) am Zusammenfluß der Aisne und Tourbe. Haulzy, über das ein vorzüglicher Bericht von Goury in den „Étapes de l'humanité" vorliegt, hat entschieden Unglück. Schon Déchelette behauptet in seinem Mannel II, 2, S. 658, Z. 5, daß Haulzy durchgängig Bestattung habe und zieht wichtige Schlüsse daraus. Dabei sind sämtliche 78 Hügel ohne Ausnahme Brandgräber! Schumacher glaubt, Goury habe nachgewiesen, daß die Leute von Haulzy, die dem späteren H_4 und T_1 angehört hätten, kurz vorher noch Erdbestattung ausgeübt hätten. Diese Vorgänger versetzt er auf das Plateau von Langres oder in die Côte-d'Or und läßt von diesen den Zug seiner Jäger und Hirten als Mehrener Volk nach Osten ziehen.

Diese Auffassung von Haulzy ist sicher irrig. Der Befund ist folgender: 78 Hügel liegen im Walde, auf einer Hochfläche. 70 davon, die nördlichen, enthalten Hallstattbrandgräber in der Art des niederrheinischen Kreises, die sowohl durch Belgien nach Holland, als auch über Diedenhofen (im Kölner Museum) nach dem Taunus hin Verwandtschaft haben. Sie beginnen in der mittleren HZ mit langen Eisenschwertern und halbmondförmigen, bronzenen Rasiermessern mit Durchbrechungen. (Gefäße, Abb. Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, S. 166.) Dann folgt H_4 mit Eimerurnen ähnlich Taf. XII B4, aber ohne Ornament. Hierauf erst folgen die acht südlichsten Hügel, die auch Brand haben, aber die Knochenurnen in einer 2 m langen, 60 cm breiten und 40—50 cm tiefen Grube beigesetzt. Der Inhalt: Späte Antennendolche, mit Doppelösen, fast schon LT 1, Petschaftringe, Eimerurnen, eine Urne im Stil von Taf. XII, B 15 mit weiß aufgemalter Zickzackverzierung, und im letzten und südlichsten Hügel eine ebensolche Leichengrube, in deren Brandresten eine echte LT 1 Fibel.

Dieser Befund bedeutet meines Erachtens nur eines: Die Leute der niederrheinischen Brandhügelkultur saßen friedlich um $H_3/_4$ in Haulzy. Da drang von Süden her — denn nur da gab es damals noch Bestattung! — aus dem Kreise der Salemer Gruppe eine neue Grabsitte vor: Das Begraben. Sie machten sie nicht mit, aber sie schnitten doch die Leichengruben in den Boden. Dann zogen sie ab. Daß man aus diesem Befund keine Vorfahren der rheinischen Wendelringstufe herausdeuten kann, ist meines Erachtens sicher.

Weder in Lothringen noch im östlichen Frankreich findet sich sonst eine Kultur, die als Ausgangspunkt dienen kann; das steht fest!

Was aber nun? Und da meine ich zunächst, daß von ganz anderer Seite an die Frage herangegangen werden muß und kann! Es ist nämlich nicht etwa die rheinische „Mehrener Kultur" Schumachers die ganze Wendelringstufe!

Auf Tafel 9 habe ich nach Schumacher die „Mehrener Kultur" von der Saar bis zur Eder und Fulda eingezeichnet. Wenig östlich davon ist ein zweites großes Gebiet dieser Wendelringstufe, um dessen Aufklärung sich besonders Kossinna bemühte. Auch Reinecke berichtete 1900 in den Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. Urgesch., S. 487ff. über derartige Funde. Später folgten Götze-Höfer-Zschiesche, und dann zusammenfassend E. Wahle in der „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder", 10. Bd., 1911, in seinem Aufsatz: „Die Kulturen und Völker der ältesten Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. (Unsere Gruppe, S. 127ff.). Zuletzt noch Kossinna, Mannus VII, 1915, S. 113ff. in: „Die illyrische,

germanische und keltische Kultur der früheſten Eiſenzeit. Nachtrag: Mannus 11/12, S. 413f. Karte: Koſſinna, Herkunft der Germanen, 2. Aufl., 1920. 7/II.

Auch hier haben wir Hügel, Beſtattung, Wendelringe, Steigbügel- und ſonſtige Ringe u. a. m. Daß dieſe Kultur mit der ſog. „Mehrener" gleich iſt, iſt ſicher. Karte XIII zeigt nach den angegebenen Quellen ihr Verbreitungsgebiet. Es fehlt nur noch etwas Derartiges aus dem Werratal, ſo können wir die Wendelringſtufe von der Saar bis zur Saale durchziehen[1]). Im übrigen bin ich überzeugt, daß wir es jetzt ſchon tun können und müſſen. Damit ſtellt die Karte uns dar, was die Wendelringſtufe iſt: Nichts anderes als einfach die der Germanengrenze nächſtgelegene Keltenzone der Späthallſtattzeit. Und ſomit dürfen wir logiſcherweiſe erwarten, daß aus den Eigentümlichkeiten der beiden großen Kulturen ſich die Einzelheiten der Wendelringſtufen erklären. Auf alles kann ich hier nicht eingehen, nur einiges Allgemeine ſei erwähnt, und dann an dem Wichtigſten, dem Wendelring, das Wandern des Kulturgutes nachgewieſen.

Im Süden lag das keltiſche Land. Da baute man Hügel und begrub darin die Toten. Das tat die Wendelringſtufe auch und zeigt dadurch, daß ſie ſtark unter ſüdlichem Einfluß ſtand. So erklärt ſich Haulzy, ſo erklärt ſich Keſſenich bei Bonn, wo Skelette und Brandgräber durcheinander vorkamen, ſo erklärt ſich die Tatſache, daß alle die Dinge, die für die eigentliche beſtattende H_4-Stufe typiſch ſind, im Sieg-Wuppergebiet in den Brandhügeln vorkommen. S. Taf. XII B (mit Ausnahme von 7 und 20) alles aus Brandhügeln, und zum Teil gleichfalls auch aus Skelettbeſtattungen. Hier iſt in der Brandſitte der Einfluß des verbrennenden Nordens zu ſpüren.

Dieſer germaniſche Norden entfernt ſich während dieſer Zeit vom Hügelbau und blieb bei ſeinem alten Verbrennen. Aus dem ſtarken Einfluß von Norden her erklärt ſich das vollkommen ſtarre Feſthalten des großen niederrheiniſchen Brandhügelkreiſes am Leichenbrand, ſehr im Gegenſatz zu den ſüdlicheren Kelten. Vielleicht hängen auch die ſchweizeriſchen Brandgräber wie Lunkhofen (Aargau), ferner das Vorkommen der ſo eigenartigen falſchen Schnur in der Schweiz bei Subingen und Obergösgen mit unſeren Verhältniſſen zuſammen. (Vgl. Schumacher, Hallſtattkultur am Mittelrhein, Präh. Zeitſchr. Bd. XI und XII, S. 169). Es handelt ſich hier wohl um von den Germanen im 6. Jahrhundert abgedrängte Kelten, die nach Süden zogen, und dann nach Weſten abbogen (ſ. ſpäter).

Nun wäre noch das wichtige Kapitel der Wendelringe zu beſprechen. Ihre beiden Formen, den blattförmigen und den drahtförmigen zeigen Taf. XII B 17 und 18. 17 kommen in früherer Zeit ſchwer gegoſſen, ſpäter ſauber und dünn gehämmert vor.

Der Wendelring gehört urſprünglich der V. Periode der nordiſchen BZ an: 1050—750. Das Gebiet ſeiner Einzelfunde iſt durch wagrechte Schraffur auf Tafel XIII bezeichnet. Wichtig iſt ſein Auftreten in germaniſchen Brandhügeln der Periode V. Seddin, um 900—800 (ſ. Koſſinna, Anſprache über die kulturgeſchichtliche Stellung der Prignitz in der Vorzeit, Mannus II, S. 234 und beſonders die eingehende Behandlung des geſamten Stoffes: Mannus VIII (1917), S. 24—47).

Wieder etwas ſpäter, in der Weſſenſtedtſtufe (750—500) findet er ſich in der Altmark (vgl. Kupka, Die frühe Eiſenzeit in der Altmark, Jahresſchrift

[1]) Ein Verzeichnis der Skelettgräber der Wendelringſtufe zwiſchen Werra und Saale bringt demnächſt meine Schrift „Der Urſprung der Germanen". G. Koſſinna.

für die Vorgesch. der sächs.-thüringischen Länder, Bd. 10, 1911, S. 37ff.) und Westfalen bei Hamm (vgl. Krebs, Die ersten Germanen im Süden der Osnung; im 4. Bericht des Naturwissenschaftl. Vereins zu Bielefeld, 1914 bis 1921, S. 313).

Das weitere, zeitlich spätere Vorkommen ist dann das in den keltischen Skelettgräbern der Wendelringstufe, das überall in die Zeit von 600—500 fällt. Besonders bemerkenswert für die Art, wie die Kelten die Form übernehmen, ist ein aus vier Drähten zusammengewundener von Tarthun, vgl. Förtsch, Jahresschr. Bd. 3, 1904. Zu erwähnen wäre noch, daß östlich von Karte 9 in Schlesien, der Wendelring ebenso von der nichtgermanischen Bevölkerung übernommen wurde (s. Wahle, Kultur und Völker. Jahresschrift, S. 130) und besonders Kossinna, Mannus VIII, S. 33ff. und 40ff.). Nun kommt der Wendelring auch noch in den niederrheinischen Brandhügeln der Kölner Gegend vor. Schumacher ist der Ansicht, daß diese Stücke von Süden gekommen seien, ich bin aber nach den neuesten Funden anderer Ansicht. Im Königsforst bei Köln, wo ein großes Hügelfeld von der Spätsteinzeit bis H_3 reicht, fand sich in einem der späteren Gräber eine Urne wie Taf. XII A 6, mit Schale XII A 10, und dabei ein sehr dicker, gegossener Wendelring. Mehrfach kommt er auf anderen Plätzen in dünnblätterigen gehämmerten Stücken mit echtem H_4 vor. Dieses Vorkommen in H_3 bei Köln ist das sicher früheste im Rheinland und läßt in Verbindung mit dem westfälischen Vorkommen die Frage offen, ob nicht die Übernahme auch hier aus dem Germanengebiet nach Süden ging. Ganz besonders, weil hier die Kropfnadeln, Rollennadeln, Gürtelhaken, eiserne Arm- und Halsringe in H_4 neben dem Beibehalten des Leichenbrandes eine starke germanische Einwirkung auf die Hügelbauer zeigten. Es ist aber unwesentlich. Aus der Karte geht jedoch hervor, wie aus dem germanischen Norden die Form langsam nach Süden sinkt und daß sich als erster Übergangspunkt die Gegend nördlich des Harzes darbietet.

Von diesen Gedanken ausgehend, muß später auch die Möglichkeit untersucht werden, die Eigentümlichkeit der H 4-Keramik mit der germanischen zu vergleichen. Die Eimerurnen in beiden Kulturen sind schon erwähnt; man vergleiche Schumacher, Präh. Zeitschr. XI u. XII, S. 138; dann Mannus X, Walther Schulz, Urnenfundhöhe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nördlichen Westfalen.

In der Duisburger Gegend scheinen sie im 6. Jahrhundert ohne weiteres den Anmarsch der Germanen zu bedeuten.

Die eingangs erwähnten Beziehungen zu Ostfrankreich, die wir 1910 und 1912 anzunehmen uns veranlaßt sahen, sind falsch, wie schon erwähnt. Je weiter die chronologischen Untersuchungen gingen, desto deutlicher wurde das. Nur ein Beispiel. Im Mannus IV, S. 207 wurde ein Gefäß der Sammlung Morel, ähnlich Taf. XII B 4 angezogen. Diese Gefäße sind aber echtes „Marnien", d. h. LT 1 und jünger als unsere Form. Wenn ein Zusammenhang besteht, so geht die Kulturbewegung also vom Rhein zur Marne!

Ebenso unrichtig waren die Datierungen für einen Einfluß der niederrheinischen Wendelringstufe in das Germanengebiet, und zwar in die Stufe von Wessenstedt hinein. Siehe Mannus IV, S. 208. Auch hier ist klar geworden, daß der Einfluß umgekehrt läuft und wahrscheinlich sogar keramische Formen — und zwar die ähnlich Tafel XII B 14, 15 — übernommen worden sind. Darauf deuten außer häufigen Typen von Wessenstedt —, — Jastorf u. a. auch die frühesten germanischen LT-Gefäße unserer Gegend.

Übrig bleibt jetzt noch, das Verhalten des ganzen niederrheinischen Brandhügelkreises zu berücksichtigen, von dem wir ja erst den südlichen Teil betrachtet haben. Da, wo nicht die Wendelringstufe einsetzte, bleiben die verblaßten H 3-Typen weiter. Vgl. Haulzy, dann Taf. XII B 13 mit 21 von Goch. Hier am eigentlichen Niederrhein mischt sich schon Germanisches — besonders Eimerurnen — herein, vielleicht ist ein Abzug nach Süden und Westen im Gange. Der Rest des Brandhügelkreises ist auf Taf. VI rechts durch die stark ausgezogene Linie links gezeichnet. Zu erwähnen ist von Eygenbilsen bei Maastricht eine italische Rippenzista aus einem Brandgrabe, die als Knochenbehälter diente. Um 500 hören sämtliche keltischen Gräber am Niederrhein auf.

6.

Latène-Zeit.

Aus dem Besprochenen geht das langsame Annähern der LT-Zeichen schon genugsam hervor. Haulzy, Goch, Siegburg mit Gefäßen XII B 14, 15, dann auch 2 sprechen deutlich. Das Annähern der keramischen Typen der Wendelringstufe an LT-Gefäße ist schon erwähnt.

Echtes LT aber gibt es nördlich der Linie Andernach, Kartstein (Eifel), Eschweiler nicht. Mit der besprochenen H 4-Reihe hören die Hügelfelder sämtlich auf, während sie südlich dieser Linie sehr stark sich fortsetzen und unmerklich in LTZ übergehen. Hier ist das Museum Trier von der größten Bedeutung. Es lehrt den Übergang in der vollkommensten Weise kennen. Hier kann ich darauf nicht mehr eingehen.

Für dieses Abbrechen unserer Hügel gibt der Vormarsch der Germanen die Erklärung.

7.

Schluß.

Das wäre kurzgedrängt das Wichtigste über unsere niederrheinischen Hügel. Verallgemeinern auf das südlichere Rheingebiet läßt es sich nicht ohne weiteres, da dort die Hallstadtelemente stärker sind. Für den Beginn der Hügel ist aber das Rheinland ziemlich einheitlich. Aus Leuten der Glockenbecherkultur, der Schnurkeramik und vielleicht auch aus rein nordischen Elementen (Holland) floß eine bodenständige Bevölkerung zusammen, die dem südlichen, urkeltischen Kreise angehört (BZ). In der HZ ist der niederrheinische Brandhügelkreis deutlich herausgehoben. Es stößt an Norden und Nordosten an die Germanen; im Süden an die Salemer und Koberstadter Kreise. In ihn hinein waren von Süden um 1200—1000 die Urnenfelderleute eingedrungen, deren Einfluß genau wie später der der zweiten H-Stufe bis etwa nördlich Köln stark war und von dort nördlich und östlich immer schwächer wurde. Wo diese südlichen Einflüsse minder stark sind, treten die verblaßten Typen auf, die soviel Schwierigkeiten gemacht haben.

Ethnologisch möchte ich bis zum Ende der BZ von Urkelten sprechen und erst seit der Aufsaugung der Urnenfelderleute von echten Kelten, weil diese einen Hauptzug des Keltentums: Das fortwährende, starke Hinneigen nach dem Mittelmeerkreis, erst begründet haben. Es spielt aber auch wohl das hallstättische Element dabei noch eine Rolle.

Ich komme zum Schlusse. An Ergebnissen und Folgerungen war das Berichtete schon reich; aber es tut trotzdem not, das Gewonnene noch einmal kritisch zu überschauen.

Als Wesentlichstes stellte sich der Zusammenhang der Hügelfelder von der Spätsteinzeit bis zum Ende der HZ heraus, bewiesen durch lückenloses Fortbestehen durch die ganze Zeit.

Das Zweite war die erste, noch sehr dürftige Möglichkeit einer Chronologie der Spätsteinzeit, Kupferzeit und BZ am Niederrhein, nachdem durch die Grabungen das Vorhandensein vieler beigabenloser früher Bestattungen — Hocker — in unseren Hügeln bewiesen war.

Dieses letztere Ergebnis erfährt eine völlige Bestätigung durch die Einzelfunde, die in den Museen zu Köln, Bonn, Trier, Coblenz, Niederlahnstein, Wiesbaden und Mainz zu finden sind, und auf die ich hier nicht eingehen konnte. Es genügt zu sagen, daß alle Zeiten von der frühesten Flachbeilstufe an gut vertreten sind. Besonders wichtig sind für frühe Beile die Funde der Sammlung Kam in Nymwegen, wo sich allerdings meines Erachtens viele nicht dorthin gehörige, eingeschmuggelte Dinge befinden. Dann ist hervorzuheben, daß entgegen allem Bekannten die niederrheinische BZ, besonders in den früheren und mittleren Stufen durchaus der ober- und mittelrheinischen gleich ist (Kerbschnittkeramik). Als nicht bekannt möchte ich eine schöne Stabdolchklinge von 16—18 cm Länge angeben, die ich 1920 bei Herrn Reg.-Baurat Angres in Simmern sah. Sie war zwischen Simmern u. Kirn an der Nahe gefunden.

Als drittes wichtiges Ergebnis hat sich die Herausschälung des niederrheinischen Brandhügelkreises in seiner großen Ausdehnung ergeben, der den Rhein nördlich vom Salemer und Koberstadter Kreis umfaßt und für die HZ eine Sonderentwicklung darstellt. Dabei ist seine Zugehörigkeit zu dem südlichen, urkeltischen und keltischen Gebiete keinen Augenblick zu bezweifeln. Sehr vieles bleibt hier noch zu tun. So lassen sich Andeutungen für eine Unterteilung in Stämme schon jetzt gewinnen (Maasgebiet — Kölner Gegend — Nordeifel u. a. m.).

Bei der Betrachtung dieses Kreises werden wohl einige Worte über die Vorgänger unserer Hügelbauer am Platze sein: Auf den Lößgebieten saßen Donauvölker, Band- und Spiralkeramiker, so z. B. Kreuznach bis Neuwieder Becken, am Vorgebirge bei Roisdorf, Köln, Düren, Belgien. In Köln ist auch ein Scherben Großgartacher Art gefunden. Ein Hügel am Vorgebirge — der älteste von allen — barg als älteste und unterste von seinen drei Bestattungen ein Rössener Brandgrab mit großem typischem Gefäß (wie die großen von Friedberg in Hessen), dann kamen eine Skelettbestattung mit Scherben zweier Zonenbecher und ein sog. Pfeilstrecker, dann eine LT-Brandbestattung. Es muß allerdings gesagt werden, daß die Möglichkeit besteht, daß das Rössener Grab schon als Flachgrab vor Anlage des Hügels der Zonenbecherleute im Boden lag.

Im Gegensatz zu diesen Donauvölkern haben wir auf den Wald- und Heideterrassen, den Nordhängen der Eifel und einmal am Rhein (Urmitz) die Untergrombacher Stufe.

Für die Ausbreitung der gesamten steinzeitlichen Kultur, die bei uns nach Süden und Westen weist, ist wichtig die Feststellung bei Nils Åberg, daß die Beile vom westeuropäischen Typus bis zum Teutoburger Wald, und sogar stellenweise etwas darüber hinausgehen (schon erwähnt).

Daraus folgt, daß unser Befund für die Spätsteinzeit, KZ und BZ durchaus nichts Unerwartetes ist.

Das letzte und wichtigste Ergebnis aber liegt in dem Aufschluß über die vorgeschichtlichen Völkerverschiebungen. Hier meine ich nicht geringe

Züge Einzelner oder Weniger, die sich durch Kultureinflüsse oder einzelne Gerätformen verraten, sondern Bewegungen der Bevölkerung im Großen. Wir sahen, daß um 2000 ein Mischvolk aus Glockenbecherleuten und Schnurkeramikern entstand. Erstere kamen von Westen: Ihr nächstes typisches Grab ist ein Höhlenskelettgrab mit unverziertem Glockenbecher und Armschutzplatte (Museum Köln) vom Kartstein bei Mechernich (Nordeifel). Die letzteren kamen für unseren Niederrhein von Süden (nach Schumacher, Kult. u. Siedl.-Gesch. S. 46, die Sieg entlang). Genau dieselbe Mischung geht bis zur Schweiz; auch mit Brandgräbern.

Von diesen Völkerbewegungen abgesehen haben wir drei große Verschiebungen feststellen können: Die Einwanderung der Urnenfelderleute alpiner Rasse, die geschlossen nur bis in die Kölner Gegend führte; der Vorstoß der Germanen von Nordosten, und die dadurch bedingte Süd- und Westwärtsbewegung der Kelten.

Die erste führte zur Auffaugung der zugewanderten Volksteile und damit zur Aufnahme fremder Kultur- und Sittenelemente.

Die zweite führte in ihren ersten Anfängen wohl zu demselben Verlauf, indem erste, kleine Züge in der Keltenmasse aufgingen — ich denke an die Funde von Dinslaken: Germanisches Griffzungenschwert Taf. IX B 6; die doppelkonischen Urnen und andere Formen, Rasiermesser der V. Periode der nordischen BZ, Taf. XI, 24—29 von Riethoven (24), Goch (25), Haltern (Lippe 29), Diersfort (26—28); die germanischen Eimerurnen im Maasgebiet und Nordbrabant (De Hamert und Riethoven), Kropfnadeln, Ösenring und Eisenzeug von Maasgebiet bis zur Siegmündung (Taf. XII, 28, Üdem (29), 30—32 an der Sieg). Immer aber nur soweit, als es sich nicht um Handelsware handelte oder sonstige Formübernahme (Wendelringe) aus dem germanischen in den nordkeltischen Kreis.

Aber diese ersten Vorstöße künden nur das Endergebnis an: Die Kelten ziehen ab, um 800 aus Westfalen, um 600 ist das rechte Rheinufer bis zum Sauerland anscheinend frei, um 500 die Kölner Bucht (Taf. VI). Und das geht so weiter, wenn es hier auch nicht mehr betrachtet werden kann. In der Mittel-LTZ sind sie in Coblenz (Fund von Arzheim mit Mittel-LT-Schwert im Coblenzer Museum); Eifel- und Moselgebiet verlieren ihre ganzen reichen Hügel-Bestattungsgräber mit dem Ende der ersten LT-Stufe, wie im Museum Trier sehr schön zu erkennen ist, wo die niedrigen, breitfüßigen, stark geschweiften weiten Schüsseln zu LT 2-Formen wie Marson (Marne) überleiten. Südlich der großen Befestigungskette: Steinwälle u. a. von Kastel, Otzenhausen bis Münster a. Stein gibt es noch Mittel-LT (Birkenfeld, Museum dort). In diesem ganzen Gebiet bis Mainz hin treten dann im 2. u. 1. Jahrh. vor Chr. schon zahlreich Germanenfunde auf.

Über die Germanenfunde ist folgendes zu sagen: Im Lippetal rücken die Germanen sofort nach (Museum Dortmund), am Rhein scheint fast eine Siedlungslücke zu liegen, die an den von lateinischen Schriftstellern erwähnten freien Grenzstreifen denken läßt, doch sind hier die germanischen Funde noch zu wenig zahlreich. Über diese Dinge vergleiche meine Arbeit im Mannus 14, Heft 3/4: Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln, S. 237 ff. und 192 ff. Hier ist S. 247 über die Wanderungen und über die Kämpfe dabei, die uns die zahllosen, oft riesigen Befestigungen der Kelten andeuten, gesprochen.

Einen kleinen Zug hierzu, der mir auf dem schönen Hügelfeld am Eingange des Königsforstes östlich Köln (auf der Karte Heumar; das Feld ist

jetzt zum Teil abgetragen) einfiel, möchte ich hierher ſetzen: Ich ſah von der Hardt nach Süden und da lagen blau und geheimnisvoll in weiter Ferne die Siebenberge, der größte links, dann faſt ſtändig abnehmend, die anderen rechtshin in völlig regelmäßigem Zuge. Nun ſieht man von allen anderen Seiten mehr als ſieben Berge, weil es in Wirklichkeit erheblich mehr ſind. Aber nur von Norden geſehen decken die größeren die kleineren im Süden ab und die heilige Siebenzahl kommt zum Vorſchein.

Man denke weiter an das Geheimnisvolle und Märchenhafte (Schneewittchen), das dieſe Siebenberge umgibt, die in der rheiniſchen Ebene am weiteſten nach Norden ſich vorſchieben, und die nur dem von Norden kommenden ſo bemerkenswert ſind. Und zu der Entſtehung dieſes Sagenhaften war nur nötig, daß der Bewohner der Kölner Gegend nicht zu den Bergen hinkonnte, weil dort andere Völker hauſten. Und das war ſo. Im Sülztal

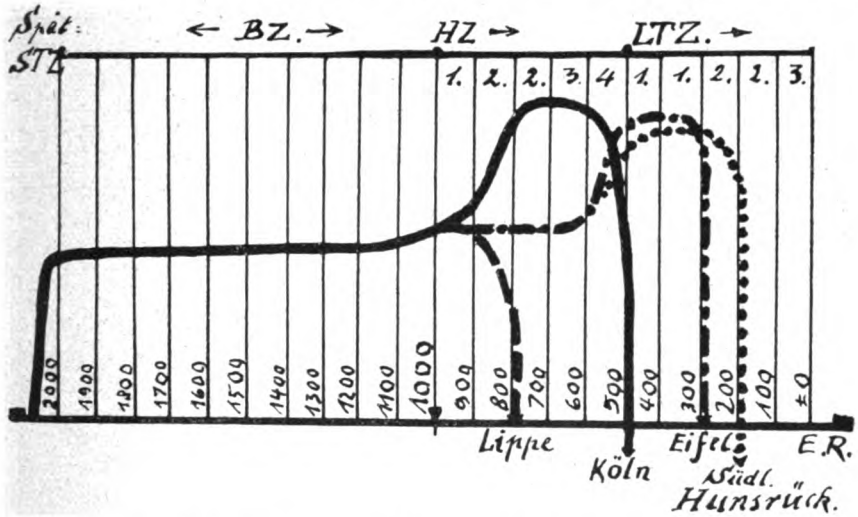


Abb. 1. Relative Bevölkerungszu- und Abnahme in vier von Nord nach Süd gehenden Gebieten.

bei Altenrath lag der Güldenberg mit einer gewaltigen Wallanlage, der das Sülztal ſperrte, und die Nordberge unter den Sieben tragen ſelbſt große Wallburgen (Petersberg). Mit dieſen Befeſtigungen konnten die Kelten ſich noch eine Weile halten. So war für den Germanen alles gegeben, was ſeine Phantaſie an die blauen Berge hängen konnte und aus dem Namen und den Sagen erhellt, daß die Germanen, die den Namen gaben, von Norden kamen, rheinaufwärts; — und auch wohl, welches Alter vielleicht Grundzüge unſerer Märchen haben können!

Eines iſt zu den Wanderungen noch zu erwähnen, was öfters überſehen wird: das Wohin der Abgedrängten. Nun löſt ſich zwar ein Teil — der früh liegende — dieſer Frage von ſelbſt. In nachſtehendem Diagramm habe ich die ungefähre relative Häufigkeit der Gräber der einzelnen Stufen, ſoweit es mir möglich war, roh geſchätzt.

Die Kurven ſtellen die Gebiete: Lippetal, Kölner Gegend, Eifel und das Nahegebiet dar. Immer nur roh; Angrenzendes einbegriffen. Es folgt,

z. B. dem Abzug aus der Lippegegend ein Anschwellen im Kölner Gebiet; dem Abziehen aus diesem ein Ansteigen in Eifel und Hunsrück u. s. f. Manches von dieser Erscheinung ist sehr augenfällig, ein Vergleich der Häufigkeit der verschiedenen Stufen in den Museen Köln und Trier hat völlige Beweiskraft (vgl. die vorher angegebene Germanenchronologie S. 247).

Somit halte ich ein Zusammendrängen der Kelten nach Süden für annehmbar und glaube dadurch auch erklären zu können weshalb die Höhen – Eifel, Hunsrück, Taunus — erst spät zahlreich besiedelt wurden. Damit stimmt, daß die Siedlungen hier in den Gebirgen durchgängig auf den waldfreien Hochflächen liegen, nach Maßgabe der Grabfelder, die sich in den angrenzenden Wäldern finden, so daß die Lage genau dieselbe wie bei unseren Wald- und Heideterrassen ist und sowohl Jagd als Viehzucht und Ackerbau möglich waren. Meines Erachtens brauchen wir uns mit der Annahme von ausschließlichen Jägern und Viehzüchtern keine Mühe zu machen, und dürfen bedenken, daß wir damit eine Bevölkerung auf eine Art Nomadenzustand herabdrücken, den sie schon vor langer Zeit überwunden hatte.

Nun aber kommt zum Schlusse eine schwierige Frage. Reichen wir mit dem Zusammendrängen der Kelten auch eine Zeitlang aus, so muß doch offenbar um das 6. Jahrhundert, wo die Kölner Bucht frei zu werden begann, ein großer Zug angenommen werden. Das ist ohne jede Frage.

Wohin sind nun in dieser Zeit Keltenzüge als möglich anzunehmen? Zunächst wohl nach Osten bis in das Harzgebiet, wo ja verwandte Stämme saßen. Dann ebenso rheinaufwärts, Richtung Italien, wie ja später so viele Züge gingen. Daß aber keine Kelten in dieser Zeit nach Italien gelangten, wissen wir. Und da fällt zunächst eine Gruppe in der Nordschweiz auf mit Brandgräbern (Lunkhofen im Aargau), Gefäße mit falscher Schnur (mit tordierten Ringen eingedrückt) von Subingen und Obergösgen. Vergleiche Heierli, Arch. Karte von Solothurn, 1905, Taf. II, IV. S. auch Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, Präh. Zeitschr., XI und XII, S. 169. Des Weiteren eine große Gruppe von Grabhügeln mit Brand und Gefäßen, die sehr an die niederrheinischen erinnern, östlich der Pyrenäen. Hier sind die Übereinstimmungen sehr groß. Einige Abbildungen s. Déchelette, Manuel II, 2, S. 669 von Garin. Die Gefäße könnten glatt in der Maasgegend gefunden sein. Diese westfranzösische Gruppe hat nun Bosch-Gimpera, Barcelona, nach Spanien verfolgt, und in ihnen die im 6. Jahrhundert nach Spanien eindringenden Kelten erkannt. Es sind nach Ausweis der spanischen Literatur die keltischen Stämme der Saefer, Cempser und Berybraker. Bosch-Gimpera setzt auch auseinander, weshalb diese nach Westen zogen: Weil sie durch die damals noch sehr starken ligurischen Reiche im südlichen Frankreich nicht durchdringen konnten, wurden sie nach Westen, Spanien abgedrängt. S. Bosch-Gimpera: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. Mannusbibl. 22, 1922.

Vergleicht man nun damit eine bisher als falsch angesehene Stelle bei Livius, 5, 31, 1, in der erzählt wird, daß Ambigat, der damals Herrscher im Keltenreiche war, zwei Züge aussandte, einen unter Segovesus in den Herzynischen Wald, einen unter Bellovesus nach Italien, so könnte man für die Zeit des Tarquinius Priskus, um 600, einen Zug nach Osten, zum Harz annehmen (innerhalb der Wendelringstufe), und einen nach Süden, der in der Nordschweiz Teile zurückließ, nicht nach Italien durchdrang; von den Ligurern immer weiter nach Westen geschoben wurde —, — zunächst östlich der Pyrenäen Halt machte, dann diese überschritt und sich in Spanien nieder-

ließ. Auf diese Weise kämen wir sogar auf Stammesnamen. Alles dies bedarf aber noch sehr sorgfältiger Überprüfung und kann vorläufig nur mit allem Vorbehalt gegeben werden.

Daß noch unendlich vieles weiter zu erforschen und zu sichern ist, springt klar in die Augen. Und trotzdem hat das, was wir bisher als gesichert hinstellen können, schon manche Aufklärung über die schwierigen ethnologischen Verhältnisse am Niederrhein gebracht, vor allem über das früher so im Dunkel liegende Vordringen der Germanen. Über diese selbst habe ich im Mannus 14, Heft 3/4 ausführlich berichtet. Man vergleiche hierzu auch die im Text angegebenen Arbeiten Kossinnas.

Wir sehen das Rheingebiet die verschiedensten Wechsel durchmachen; viele und heftige Völkerbewegungen sind hier aufeinandergeprallt, und zum Schluß bleibt der Germanenbesitz unbestritten. Auch als die Römer dann wieder die germanischen Bewohner bedrängten, jahrhundertelang, fand sich immer wieder die Kraft auf germanischer Seite, die Fremden zu verdrängen und die Gebiete aufs Neue zu germanisieren.

So ist gerade der Niederrhein eines von den Gebieten, die am deutlichsten zeigen, wozu wir Vorgeschichte betreiben: Sie liefert die Wurzeln für die Geschichte und damit den Urgrund für das Verständnis des historischen Geschehens und für unsere Auffassung von dem vergangenen und zukünftigen Ereignen.

Bezüglich der Literatur sei verwiesen auf die Zusammenstellung von C. Rademacher in Mannus IV, 3, S. 187 und demselben: Literaturübersicht und Stand der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in der Rheinprovinz von 1900—1922, Mannus 15 (1923), Heft 1 und 2, S. 147 ff.

Die abgebildeten Funde sind mit den angegebenen Ausnahmen alle im Kölner Museum und wie die Karten von mir selbst gezeichnet.

Köln, 6. September 1924.

C. Rademacher.

Zusatz nach Fertigstellung des Satzes:

Der genaue Fundort von XI B 1 (Museum Köln) und X A 2 liegt nördlich Kevelaer. — Für das Hügelgrabfeld von Emmerich ist außer den H-Stufen die B 2 mit schönem Kerbschnitt bezeugt (Prov.-Museum Bonn). — Eine schöne Kugelschale mit echtem Kerbschnitt aus BZ $^{2}/_{3}$ stammt aus einem Hügel von Langenlonsheim (Nahe), wo mehrfach die Hügel neben reichen H- und LT-Gräbern ältere Bestattungen mit Bronzen u. a. bargen (Prov.-Museum Bonn). — Ein Hügel in Dellbrück bei Köln ergab eine kerbgeschnitzte Urne von H 2-Form mit Graphitbemalung; das erste so späte Vorkommen, das unsere Kerbschnittreihe an das späte Vorkommen in Baden anschließt. Damit ist die Kerbschnittentwickelung von der Kupferzeit bis zur mittleren H 2 lückenlos.

Zur Entstehung der sogenannten lausitzischen Kultur.

Von B. v. Richthofen-Breslau.

Mit 2 Textabbildungen und 10 Abb. auf Tafel XIV.

Kurzer Auszug[1]).

Von der älteren Bronze- bis in die frühe Eisenzeit herrschte in fast ganz Ostdeutschland und einem Teil seiner Nachbargebiete die sogenannte lausitzische Kultur. Ihren Mittelpunkt hatte sie in der Lausitz und in Schlesien. So ist denn die noch immer stark umstrittene Frage nach der Herkunft dieser Kultur für die deutsche Vorgeschichtsforschung von hervorragender Wichtigkeit. Um hier Klarheit zu gewinnen, muß in erster Linie das Entstehen des älter-lausitzischen Stils erklärt werden. Seinen wohlausgeprägten Formenkreis kennen wir hauptsächlich durch die Funde aus den Urnenfeldern der III. Periode der Bronzezeit. Es gilt nun, frei von Vorurteilen dem Werden dieses Stils nachzuspüren und nicht etwa durch Verknüpfung einzelner Äußerlichkeiten das Verständnis zu suchen. Ein Mosaik gründlichster Einzelforschungen besonders typologischer also letzten Endes stilgeschichtlicher Art ist erforderlich. Nur damit können wir einen festen Boden für die Erklärung der Herkunft der ganzen lausitzischen Kultur gewinnen. Den reichsten Stoff bietet uns hierfür die älter-lausitzische Tonware. Sie zeigt zugleich in ihrer festumgrenzten stilistischen Eigenart, die besonders in den typischen Buckelgefäßen der Periode III (vgl. Taf. XIV, Abb. 10) hervortritt, am besten die Selbständigkeit der lausitzischen Kultur. Die Entstehung dieses Stiles soll also untersucht werden. Dabei ist naturgemäß die erste Frage: welcher andere hat vorher im gleichen Gebiet geherrscht. Hier kann es sich zunächst nur um die unmittelbar vorhergehenden Abschnitte der älteren Bronzezeit handeln. Es wäre also methodisch unzulässig, bei der Bearbeitung unseres Problems von Gebieten auszugehen, wo vorläufig Funde aus dieser Zeit ganz oder fast ganz unbekannt sind. Hierdurch entstünde der Fehler, daß man die Entstehung des lausitzischen Stils mit Hilfe eines Vergleichens von Gefäßen aus der mittleren Bronzezeit mit neolithischen zu ergründen suchte. Über 500 Jahre trennen aber die jüngsten steinzeitlichen Stilgruppen von der älteren lausitzischen Kultur

[1]) Die hier nicht näher ausgeführten Einzelheiten werden in anderem Rahmen eingehend behandelt werden in: Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien = 3. Lieferung des 1. Bandes der „Vorgeschichtlichen Forschungen", Verlag de Gruyter & Co., Berlin.

und gerade auf diese Zwischenzeit zunächst vor allem auf ihren Endabschnitt kommt es an! Wer das Entstehen eines Kunststils erklären will, darf nicht ohne weiteres auf mehr als ein halbes Jahrtausend ältere Erscheinungen zurückgehen ohne den Versuch, sich erst gründlich mit den Formen der Zwischenzeit auseinanderzusetzen! Wenn solche in einer Gegend nicht in genügender Menge vorhanden sind, ist dort kein sicherer Aufschluß für die gestellte Frage zu erwarten. Nur Altertümer aus einem anderen Teil des gleichen Kulturgebiets können dann vielleicht weiter helfen.

Schon 1908 hat zuerst Seger die Meinung geäußert, daß die lausitzische Kultur in Schlesien auf die Aunjetitzer der frühen Bronzezeit zurückgehe. Kossinna (1911) und Wilke (1919) leiteten dann weitergreifend die gesamte lausitzische Kultur aus der Aunjetitzer her [2]). Ihrer Ansicht haben sich inzwischen auch andere Vertreter der Vorgeschichtswissenschaft angeschlossen [3]). Die Richtigkeit dieses Standpunkts ist allerdings bisher noch nicht ausreichend begründet worden.

In der Forschung über die lausitzische Kultur sind jetzt vor allem noch Sonderuntersuchungen notwendig, die den Fundstoff einzelner Landschaften und Zeitabschnitte eingehend behandeln. So soll auch die Kenntnis vom Werden des lausitzischen Stils durch eine Sonderuntersuchung in sichere Bahnen gelenkt werden.

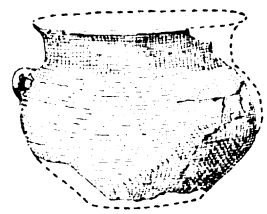


Abb. 1. Ottwitz, Kr. Strehlen. 1/5.

Zur Prüfung des Verhältnisses der älteren lausitzischen Kultur zur Aunjetitzer eignet sich Schlesien besonders gut. Beide Stufen sind in der Provinz durch reiche Funde vertreten. Die früher dort bekannten Gefäße aus der dazwischenliegenden II. Periode reichten nicht aus, eine klar faßbare keramische Stilgruppe aufzustellen. Eine Neubearbeitung der schlesischen Funde der Perioden II und III mit besonderer Berücksichtigung der Altertümer aus der Periode I in Schlesien und aus allen drei Stufen in den Nachbargebieten erreichte nunmehr dieses Ziel. Im einzelnen kennzeichnen die Gefäße dieser neu herausgearbeiteten Gruppe Besonderheiten in der Form, Verzierung und Handhabenausbildung. Ein gutes Beispiel ist der abgebildete Topf aus Nettschütz Kr. Freystadt (Taf. XIV, Abb. 6). Er zeigt uns zugleich, daß diese Keramik bereits über die wichtigsten Stilelemente der längst bekannten älterlausitzischen Ware der Periode III verfügte. So sehen wir vor allem neben der noch wenig entwickelten Buckelverzierung eine straffe Gliederung des Gefäßkörpers. Das ausladende Halsprofil ist aus der I. Periode überkommen und findet sich später auch in der III. Die kleine Henkelöse auf der Schulter [4]) bildet ebenfalls ein deutliches Erbe aus der Aunjetitzer Keramik (vgl. Textabb. 1). Ganz allmählich entsteht aus diesem Stil der Periode II der typische der älteren lausitzischen Kultur. Die Beweise lassen sich in Schlesien mit voller Sicherheit führen. Auch andere Gründe zeigen, daß wir es hier mit einer ungestörten Kulturentwicklung zu tun

[1]) Zentralbl. f. Anthropol. 1908. S. 50.

[2]) Kossinna, Mannus III, S. 318f. und Die Herkunft der Germanen. 2. Aufl., S. 30. — Wilke, Mannus IX, S. 30ff.

[3]) Vgl. z. B. Kostrzewski, Rocznik tow. przyj. nauk Posen Bd. XLIII (1912), S. 205 und Wielkopolska w czasach przedhist. 2. Aufl. 1923, S. 55. — Kozłowski in Wiadomości Archeol. Warschau, Bd. V, 1920, S. 54.

[4]) Auf der Abb. links, z. T. durch das eine Buckelchen verdeckt.

haben. Wichtig ist dafür besonders die allmähliche Entstehung des Bestattungsbrauches der Urnenfelderzeit und die Umbildung verschiedener Bronzetypen.

Schon in der II. Periode kommt die Brandbestattung auf. Unter den Gefäßen aus den ältesten Urnengräbern können wir deutlich eine Gruppe aussondern, die mindestens zum Teil noch in die II. Periode gehört und aus deren Formen sich langsam die typischen der III. Periode entwickeln. Vor allem handelt es sich hier um mit kleinen Buckeln verzierte Gefäße. Besonders bedeutsam ist, daß diese früheste Brandgräberkeramik lausitzischen Stils nicht nur in Schlesien vorkommt. Als Beispiel für diese Gruppe seien hier ein Gefäß aus der Niederlausitz und eins aus Mittelschlesien abgebildet (Taf. XIV, Abb. 8 u. 9).

Wie oben schon an dem Beispiel des Topfes von Nettschütz dargelegt wurde, bestehen in Schlesien auch mannigfache Verbindungen zwischen der vorlausitzischen Keramik der Periode II und der Aunjetitzer. Wohl ist bei dem zur Zeit vorhandenen Fundstoff in den Einzelheiten der Formenentwicklung noch manches unklar, der Zusammenhang läßt sich jedoch bereits jetzt sicher beobachten.

Besonders gut zeigen dies die Tassen. Aus der II. Periode stammen schlesische Gefäße dieser Art (Taf. XIV, Abb. 2—4), die ohne Zweifel auf den Leittyp der Aunjetitzer Kultur (Taf. XIV, Abb. 1) zurückgehen. Bei der Tasse von Groß-Tschansch (Taf. XIV, Abb. 2) ist nur der Henkel etwas höher hinaufgerückt und der Boden fußförmig abgesetzt. Sie stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer Körperbestattung. Aus einem Skelett- oder Brandgrabe[1]) rühren die beiden Tassen von Breitenau (Taf. XIV, Abb. 3 und 4) her. Der Henkel reicht hier im Gegensatz zur Aunjetitzer Keramik vom Umbruch bis zum Rande. Außerdem beginnt bereits die Ausbildung eines zweiten Knicks im Gefäßumriß. Ausgeprägter ist er für eine Tassenform der Periode III typisch. Dieser gehört z. B. ein Gefäß von Wangern an (Taf. XIV, Abb. 5). Die Henkelstellung ist von der bei einhenkligen Gefäßen der Periode III häufigsten Art. Mitunter treten aber auch in dieser Stufe bei solchen Schultertassen noch nach Aunjetitzer Weise kleine Henkel am Umbruch auf (Textabb. 2).

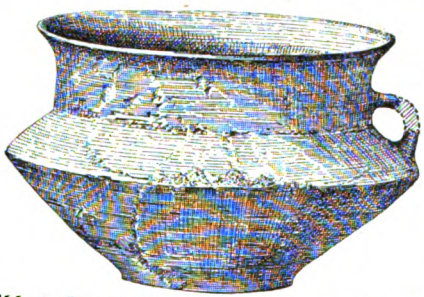


Abb. 2. Tepliwoda, Kr. Münsterberg. 1/5.

Auch die Ergebnisse der siedlungsarchäologischen Forschung stehen nicht im Widerspruch zu dieser Annahme. Gestützt wird sie ferner wieder durch die vorlausitzischen Bronzetypen der Periode II. Diese haben sich zum großen Teil aus solchen der Aunjetitzer Kultur entwickelt. Das gilt nicht nur für Schlesien, sondern das gesamte Verbreitungsgebiet der ganzen Kultur[2]). Alles in allem ergibt sich zunächst in Schlesien mit Sicherheit, daß hier die lausitzische Kultur aus der Aunjetitzer entstanden ist und von den Nachkommen der alteinheimischen Bevölkerung der frühen Bronzezeit getragen worden sein muß.

---

[1]) Die Bestattungsform ist nach dem Fundbericht zweifelhaft. Das dritte zum gleichen Grabe gehörige Gefäß, einen abgerundet doppelkegelförmigen Topf hat, wie die eine der beiden Tassen, schon Mertins abgebildet; s. Wegweiser d. d. Urgesch. Schlesiens, S. 99.

[2]) Wie von Kossinna in einem bei Eröffnung des Hallischen Provinzialmuseums gehaltenen Vortrag ausführlich gezeigt worden ist; s. Mannus, Bd. 11/12, S. 232; Aunjetitzer und Illyrier. Vgl. hierzu ferner Richthofen a. a. O.

Es ist nun von vornherein anzunehmen, daß ein so einheitlicher Stil wie der ältere lausitzische nur eine Hauptgrundlage gehabt haben kann. Wenn unsere Annahme richtig ist, dürfen wir also überall da, wo Funde der älteren lausitzischen Kultur und der Aunjetitzer vertreten sind, mit großer Wahrscheinlichkeit den gleichen einen Übergang vermittelnden Gefäßstil der Periode II erwarten wie in Schlesien. Erfreulicherweise gibt es entsprechende Beispiele aus Sachsen, Anhalt und der Mark. Taf. XIV, Abb. 7 stellt ein typisches Gefäß dieser Gruppe aus der Gegend von Cöthen in Anhalt dar, das sich in der Sammlung des Cöthener Heimatmuseums befindet. Maßgebend für die Zeitbestimmung ist vor allem die Art und Stellung der Henkelösen. Bei der Form des Gefäßes lassen sie keine andere Datierung zu. Ein ähnliches Stück ist auch in Schlesien gefunden worden [1]).

Wieweit der Besiedlungsverlauf in den einzelnen Teilen des Verbreitungsgebietes der lausitzischen Kultur von der Periode I bis zur Periode III ebenso ungestört war wie in Schlesien, ist zum Teil erst zu klären. Jedenfalls berechtigt ein vorläufiges Fehlen oder Spärlichsein entsprechender Funde aus den Perioden I und II, z. B. in der Lausitz, nicht schlechthin dazu, für solche Gegenden andere Verhältnisse anzunehmen. In Schlesien kannte man vor Beginn der neuen Untersuchungen erst sehr wenig Altertümer der Periode II. Jetzt beträgt aber die Zahl der festgestellten Fundorte bereits über 70 und damit mehr als für die Periode I, aus der hier schon lange zahlreiche Gräberfelder entdeckt waren. Wenn sich in einem verhältnismäßig gut durchforschtem Gebiet unser Wissen von der älter-bronzezeitlichen Besiedlung in kurzer Zeit so stark ändern konnte, wird dies vielleicht erst recht einmal in Gegenden geschehen, in denen Jahrzehnte lang so wenig für die systematische Forschung getan wurde, wie in der Lausitz. Schon jetzt sind die Funde der vorlausitzischen Kultur der Periode II auch außerhalb Schlesiens zahlreicher, als nach der bisherigen Literatur allgemein bekannt ist. Es wird nun in Zukunft genau zu prüfen sein, wo wir vielleicht wirklich eine Ein- oder Zuwanderung der in Frage kommenden Bevölkerung in der Periode II oder III festzustellen vermögen und wo die ältere lausitzische Kultur der Periode III ebenso bodenständig aus der Aunjetitzer erwachsen ist wie in Schlesien.

[1]) Mus. Breslau, Fundort unbekannt.

Ethnologische Streitfragen in Ostdeutschland.

Von Kurt Tackenberg, Breslau.

(Kurzer Auszug.)

Tschechische und polnische Forscher stellen immer wieder die Behauptung auf und suchen sie durch sogenannte Beweise zu erhärten, daß die lausitzische Kultur der Bronze- und frühen Eisenzeit Ostdeutschlands den Vorfahren der Slawen zuzuschreiben sei.

Als einer der Führer der Bewegung ist auf polnischer Seite der Posener Universitätsprofessor Kostrzewski anzusehen. Ihm ist es vor allem darum zu tun nachzuweisen, daß die lausitzische Bevölkerung ihre Sitze in Polen, Posen und Schlesien nicht verlassen habe, als die Wandalen einrückten, sondern daß sie, von den Germanen unterjocht, hier weiter gelebt hätte, um beim Abzuge dieser in der Völkerwanderungszeit befreit aufzuatmen. Für diese Ansicht ist Kostrzewski — wenn auch weniger klar — schon in seiner Spätlatènearbeit[1]) und später eingehender in Wielkopolska II[2]) eingetreten.

Im folgenden gehe ich nur auf die Punkte ein, die Kostrzewski für die Spätlatènezeit zur Begründung vorbringt.

In der materiellen Kultur wäre die namenlose Masse der Urnenfelderleute schwer zu erfassen. So gelingt es Kostrzewski nicht, Gerät- und Gefäßformen der wandalischen Spätlatènezeit auf ältere Elemente zurückzuführen. Aber einzelne auf den Gefäßen angebrachte Ornamente glaubt er ableiten zu können. Im wandalischen Kulturkreis sind Linien- und Zickzackbänder sehr beliebt. Auch in der Urnenfelderzeit treffen wir sie häufig an. Beide Verzierungsarten sind aber so einfach, daß man den Wandalen wirklich zutrauen darf, sie ohne fremden Einfluß angewendet zu haben. Falls sie übernommen wären, ist merkwürdig, daß nur diese einfachen Motive, nicht aber typische Verzierungsarten der älteren Epoche, wie Dreiwirbel und Sonnenmuster, nachgeahmt worden sind.

Das dritte heilige Zeichen der Urnenfelderleute, das Hakenkreuz, findet sich auch auf wandalischen Gefäßen. Dabei aber an eine Übernahme zu denken, ist nicht nötig. Ist es doch damals schon allenthalben verbreitet. Man könnte dann sowieso nicht verstehen, weshalb dies Heilszeichen allein, nicht aber auch die anderen beiden übernommen worden sind. — Auch zwei Metopenmuster werden zur Begründung angeführt. Beide werden auf Spät-

---

[1]) Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Mannus-Bibliothek 18/19, vor allem S. 237 u. 238.

[2]) Wielkopolska w czasach przedhistorycznych. II. Aufl. Posen 1923, S. 166ff.

latènegefäßen je zweimal nachgewiesen. Ein Exemplar von jeder Art gehört aber bei näherem Zusehen ins burgundische Gebiet, so daß für die wandalische Kultur zum Vergleich nur je eins übrig bleibt! Hoffentlich sieht Kostrzewski nicht in dem Vorkommen der Metopenmuster bei den Burgundern eine Beeinflussung der lausitzischen Kultur sogar auf die burgundische!

Den Hauptwert legt Kostrzewski auf die Einwirkungen, die sich auf geistigem Gebiet bemerkbar machen sollen. So sei der Einfluß des unterworfenen Volkes auf die Grabbräuche des Siegers als bestimmend zu bezeichnen. Die Wandalen hätten nach der bei den Urnenfelderleuten üblichen Sitte oft viele Beigefäße mitgegeben und die Bestattung in Urnengräbern zum größten Teil beibehalten. Der neue Brauch der Brandgrubenbestattung habe sich nicht durchsetzen können.

Diese Angaben bedürfen der Richtigstellung. Im gesamten Wandalenlande sind Brandgruben und Urnengräber etwa in der gleichen Anzahl vertreten. Von einem Überwiegen der letzteren ist keine Rede.

Beide Arten von Gräbern sind nicht gleichmäßig über das Gebiet verteilt. In der Niederlausitz und in den anschließenden Teilen der schlesischen Kreise Freystadt und Glogau sind beinahe nur Urnengräber anzutreffen. In Polen, Posen und dem größten Teil von Schlesien sind die Brandgruben vorherrschend. Nicht richtig ist es, wenn Kostrzewski angibt, in Mittelschlesien kämen zahlreiche Urnen- und Brandschüttungsgräber vor. Das Gegenteil ist der Fall. Neben neunzehn gesicherten Brandgruben (zu denen noch mehrere aus Kaulwitz hinzuzufügen sind) gibt es nur ein Urnen- und zwei Brandschüttungsgräber. — Die Zweiteilung des Wandalenlandes hat Kostrzewski vorgenommen. Man vermißt aber bei ihm die Folgerungen, die unsere Frage angehen. Die Urnengräber enthalten meist keine Beigefäße; in den Brandgruben finden wir dagegen gewöhnlich Reste mehrerer Gefäße. Urnengräber und viele Beigefäße sind also kaum zusammen anzutreffen, obwohl Kostrzewski möglichst beides als Einheit hinstellen möchte. Vollständig undenkbar ist es aber, daß der Einfluß der lausitzischen Bevölkerung sich in einem Gebiet nur in Urnengräbern zeigen sollte, und im anderen Gebiet nur in vielen Gefäßresten. Der sich ergebende Gegensatz — einerseits Urnengräber ohne Beigefäße und anderseits viele Gefäßreste, aber nicht in Urnengräbern — offenbart deutlich die Unhaltbarkeit eines der Hauptbeweise, die Kostrzewski für das Fortleben der lausitzischen Bevölkerung angegeben hat.

Was die Besiedlungsfrage anbetrifft, läßt sich gegen seine Ansichten ebenso Stellung nehmen. Nach allem, was man bei ihm liest, sind die Funde der Spätlatènezeit rein wandalisch. Eine Hinterlassenschaft der Urnenfelderleute ist demnach nicht vorhanden. Infolgedessen müßten die Unterworfenen so bedrückt worden sein, daß sie nicht einmal Töpfe herstellen und ihre Toten beerdigen durften! Kostrzewski scheint wirklich dieser Meinung zu sein, was aber wieder nicht damit vereinbar ist, daß ja gerade die religiösen Bräuche die Anwesenheit der lausitzischen Bevölkerung bezeugen sollen.

Die geringe Anzahl der Spätlatènefunde führt Kostrzewski auf die Herrenschicht zurück. Die Wandalen sind aber sicher bedeutend zahlreicher gewesen, als es augenblicklich scheint. v. Richthofen hat in Mertschütz, Kr. Liegnitz, und in nächster Nachbarschaft — also auf engem Raume — acht Fundstellen der Spätlatènezeit festgestellt. Die Gegend ist nicht etwa für eine Besiedlung besonders geeignet, so daß wir hierin ein gutes Beispiel für die Besiedlungsstärke besitzen, das durch weitere systematische Boden-

forschung um viele vermehrt werden wird. — Daß bisher so wenig Grabfunde der Spätlatènezeit bekannt sind, ist nicht verwunderlich. In etwa 100 Jahren, die für diesen Abschnitt in Frage kommen, sind von einer an Zahl an die Urnenfelderleute wohl nicht heranreichenden Bevölkerung nicht derartige Friedhöfe entstanden, wie in der älteren Epoche, die ja auch viel länger gedauert hat. Treffen die Landleute beim Ackern oder Sandholen einige Gräber an oder gar bloß dunkle Flecke mit einzelnen Scherben darin, so werden sie in den meisten Fällen nicht beachtet. Wird aber ein Friedhof der Urnenfelderzeit angeschnitten, so fällt es schließlich jedem auf, wenn immer wieder, oft jahrelang, Gefäße zum Vorschein kommen. Und Kunde davon gelangt schließlich doch — meist erst auf Umwegen und nach längerer Zeit — an die zuständigen Stellen.

Auf die Belege, die Kostrzewski für die Zeit nach Christi Geburt anführt, gehe ich nicht ein, da seine Gründe für die Anwesenheit der Urnenfelderleute (= der Vorfahren der Slawen) unter den Wandalen in der Spätlatènezeit im vorhergehenden zurückgewiesen sind und meines Erachtens damit schon die gesamte Lehre zu Fall gebracht ist.

Schlesien zur Völkerwanderungszeit.

Von M. Jahn.

Mit 3 Tafeln (XV—XVII), 1 Karte sowie 1 Abbildung im Text[1]).

Die Frühgeschichte Schlesiens ist, solange sich die Geschichtsforschung allein mit ihr beschäftigte, recht dunkel und ungeklärt geblieben. Die geschichtlichen Quellen über diese Zeit, Berichte antiker Schriftsteller, sind gering an Zahl, ungenau, zusammenhanglos und nicht ohne Widersprüche. Seit langem sind diese wenigen Bausteine bekannt und ausgewertet, seit langem hat man aber auch erkannt, daß sie für einen sicheren Aufbau der germanischen Frühgeschichte nicht ausreichen. In den letzten Jahrzehnten hat nun die Vorgeschichtswissenschaft sich dieser Epoche angenommen. Dank der von Kossinna ausgebauten siedelungsgeschichtlichen Forschungsmethode ist die ursprünglich rein auf kulturgeschichtlichem Gebiete arbeitende Vorgeschichtsforschung in die Lage versetzt worden, Völkergeschichte zu treiben und auch das Dunkel der schlesischen Frühgeschichte immer mehr zu erhellen. Eine langwierige und umfangreiche Vorarbeit hierfür war die möglichst vollständige Zusammentragung und Bearbeitung aller germanischen Funde Schlesiens. Das Breslauer Museum, das schon seit mehr als 100 Jahren die schlesischen Bodenfunde planmäßig gesammelt hat, stellte sich die Aufgabe, sämtliche Germanenfunde der Provinz im Zusammenhange ausführlich und mit vielen Abbildungen zu veröffentlichen, um den Fundstoff der Forschung in einer handlichen Quellensammlung zugänglich zu machen. Die überreiche Zahl der Funde machte es notwendig, diese Arbeit in mehreren Abschnitten durchzuführen. In den Jahren 1919 und 1922 konnten die Funde Oberschlesiens herausgegeben werden[2]). Im Jahre 1925 erscheint die eingehende Behandlung der niederschlesischen Funde als selbständiges Buch[3]). Es harrt daher nur noch der freilich sehr wichtige mittelschlesische Fundstoff der Bearbeitung, um dieses Unternehmen zum Abschluß zu bringen. Von den zahlreichen Ergebnissen, die schon jetzt diesen Bearbeitungen zu verdanken sind, will ich hier nur solche herausgreifen, die neues Licht auf die Schlußstufe der germanischen Siedlungsepoche in Schlesien werfen.

---

[1]) Für die freundliche Überlassung der Abbildungen bin ich Herrn Professor Seger zu großem Danke verpflichtet.

[2]) M. Jahn, Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit. Präh. Zeitschrift X, S. 80—149 und XIII/XIV, S. 127—149.

[3]) K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Berlin 1925.

Schlesien war in den Jahrhunderten um Christi Geburt von Wandalen besiedelt, einer germanischen Völkerfamilie, deren weites Gebiet vom östlichen Teil Brandenburgs über Schlesien, Südposen, Polen, Galizien bis nach Nordungarn reichte. Der Hauptstamm der schlesischen Wandalen waren die Silingen. Nach der Annahme der Historiker, namentlich Ludwig Schmidts, soll nun der Hauptteil der schlesischen Wandalen um die Mitte des 3. Jahrhunderts nach Christus ausgewandert sein. „Als die Burgundionen um die Mitte des 3. Jahrhunderts ihre große Wanderung nach Südwesten antraten, hat wahrscheinlich der größte Teil des (silingischen) Volkes Schlesien verlassen und sich jenen angeschlossen. Denn Zosimus, dem wir die einzige erhaltene Nachricht darüber verdanken, erzählt, daß der Kaiser Probus mit Burgundionen und Wandalen an einem Flusse (nach Mommsen am Lech, also in Rätien) in feindliche Berührung gekommen sei[1])." Nach diesen Kämpfen hätten die schlesischen Wandalen sich in der Gegend des mittleren Mains niedergelassen und von hier aus sich dem großen Wanderzuge der ungarischen Wandalen nach Westeuropa zu Beginn des 5. Jahrhunderts angeschlossen. „Doch sind nicht unbedeutende Reste der Silingen in Schlesien zurückgeblieben[2])." Diese Darstellung hat zwar einen richtigen Kern, da eine Abnahme der schlesischen Funde um die Mitte des 3. Jahrhunderts in der Tat festzustellen ist. Doch können die damaligen Auswanderer, wie die späteren Funde bezeugen, nicht die Mehrzahl des schlesischen Volkes ausgemacht haben, sondern nur einen nicht bedeutenden Bruchteil. Die Masse der Wandalen verblieb in Schlesien während des 3. Jahrhunderts. Mit dem Beginn des 4. Jahrhunderts jedoch schienen bisher die schlesischen Funde aufzuhören. Die drei reichen Fürstengräber von Sacrau, Kr. Oels[3]) bildeten allem Anscheine nach einen ebenso glänzenden wie plötzlichen Abschluß der wandalischen Siedlungsepoche. Doch neuere Forschungen erwiesen auch diese Annahme als irrig. Es liegt jetzt eine so große Zahl von wandalischen Funden des 4. Jahrhunderts vor, daß die Fortdauer der germanischen Besiedlung bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts als gesichert anzusehen ist. Um die Wende des 3. Jahrhunderts setzte sich bei den schlesischen Wandalen die Sitte durch, ihre Toten unverbrannt zu bestatten. An Stelle der meist seicht stehenden Graburnen wurden nun Körpergräber sehr tief in den Boden eingegraben, die der Pflug des Bauern nur ausnahmsweise erfaßt; man stößt auf sie bei Anlegung von Sandgruben oder ähnlich tiefgehenden Schachtungen. Ihre Auffindung und Erhaltung ist daher immer nur ganz besonderen Glücksumständen zu verdanken. Dies ist der Hauptgrund, weshalb Gräber des 4. Jahrhunderts bisher verhältnismäßig selten beobachtet worden sind. Die Siedlungen dieser Zeit hingegen verkannte man bisher und sprach ihnen ein viel zu junges Alter zu, da der in ihnen übliche keramische Stil der slawischen Töpferware recht ähnlich ist. Zwei planmäßige Grabungen, die Herr Major Drescher in Ellguth, Kr. Grottkau veranlaßte, ermöglichten es erst, den Formencharakter der germanischen Keramik des 4. Jahrhunderts zu erkennen und herauszuarbeiten. So ist jetzt die Zahl der bekannt gewordenen Fundstellen des 4. Jahrhunderts schon auf ein halbes Hundert angewachsen, und es ist bereits möglich, unter ihnen eine ältere Gruppe aus der Zeit um 300—350 und eine jüngere, die etwa den Zeitraum von 350—400 umfaßt, zu scheiden.

[1]) L. Schmidt, Geschichte der Wandalen. S. 10f.
[2]) L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme. I, S. 359f.
[3]) Grempler, Der Fund von Sacrau. Berlin 1887; Grempler, Der II. und III. Fund von Sacrau. Berlin 1888.

Die ältere Gruppe, die ich nach den Sacrauer Funden benennen möchte, ist durch eine Anzahl Skelettgräber belegt, die ich soeben in Altschlesien I, 2 (1924) S. 86 ff. veröffentlicht habe. Es sind außer den drei Gräbern aus Sacrau, Kr. Oels, zwei Gräber aus Thiemendorf, Kr. Steinau, eins aus Kasawe, Kr. Militsch, zwei aus Neuhof, Kr. Liegnitz, und eins aus Rathen, Kr. Neumarkt. Dazu kommt ein ebendort bekannt gegebenes Brandgrab von Nährschütz, Kr. Steinau. Als wichtigste Siedlung dieser Stufe erwähne ich Mertschütz, Kr. Liegnitz (Altschlesien I, 1 (1922), S. 13 ff.).

Die jüngere Gruppe hat bisher erst ein gesichertes Grab geliefert, das durch seine reichen Beigaben ein treffendes Gegenstück zu Sacrau bildet und am besten geeignet ist, dieser Stufe den Namen zu geben: Höckricht, Kr. Ohlau[1]). Als ein weiteres Skelettgrab möchte ich jetzt auch den schlecht beobachteten Fund von Jernau, Kr. Leobschütz, ansehen, den ich früher wegen der Fundangaben, wenn auch nur mit Widerstreben, unter den Siedlungsfunden behandelte[2]). Die vier ganzen Gefäße und die übrigen Beigaben, die Ausmaße (2 × 2 m) und die große Tiefe (1,25 m) der Grube, in der sie lagen, sprechen am ehesten für ein Skelettgrab. Wenn sich in der Grubenfüllung Kohlestückchen, einige kleine verbrannte Steine und winzige Reste gebrannten Lehms vorfanden, so könnte sich dieses Hereinspielen von Siedlungsresten auch dadurch erklären lassen, daß das Grab zufällig innerhalb einer älteren, verlassenen Siedlung ausgehoben wurde. Ob diese Annahme zutrifft, ließe sich auch jetzt noch durch weitere Grabungen im Umkreis der Fundstelle nachweisen. Weit häufiger als Gräber sind Siedlungen der Höckrichter Stufe festgestellt worden. Die wichtigsten von ihnen sind die beiden Wohnplätze bei Ellguth, Kr. Grottkau, auf die bisher nur ganz kurz hingewiesen worden ist[3]).

Nördlich der Neißeniederung und gut 1,5 km westlich vom Dorfe Ellguth liegt der zum Dominium Ellguth gehörende Nakelberg (Punkt 224,9 des Meßtischblattes 3247). Dem Besitzer des Gutes, Herrn Major Drescher, war es seit langem aufgefallen, daß auf dieser Erhöhung vorgeschichtliche Scherben ausgepflügt wurden. Im Jahre 1913 beschloß er, durch eine planmäßige Grabung nähere Aufschlüsse über die Fundstelle zu erlangen. Er deckte an zwei dicht nebeneinander liegenden Stellen mehr als 1200 qm auf und fand die Überreste einer Siedlung mit Stein- und Lehmherden, Gruben, großen Mengen von Lehmbewurfstücken mit Abdrücken von Rundhölzern und Balken, vielen Tongefäßresten und mehreren Tonpyramiden. Pfostenlöcher hingegen zeigten sich nur ganz vereinzelt, so daß über die Größe und Form der Häuser keine Beobachtungen gemacht werden konnten. Herr Drescher stellte 1922 seine Funde dem Breslauer Museum für eine Bearbeitung zur Verfügung und schenkte ihm eine Auswahl besonders kennzeichnender Stücke (Inv.-Nr. 180—187 : 22). Abgesehen von einer verhältnismäßig geringen Zahl steinzeitlicher Fundsachen, von denen Seger einige in Altschlesien I, 2, S. 67 abgebildet hat, und einiger geschichtlicher Scherben etwa aus dem 15. Jahrhundert ist die Fundmasse zeitlich einheitlich. Die Siedlungsscherben gliedern sich wie gewöhnlich im 4. Jahrhundert nach Chr. in solche von einer schönen, glatten, dünnwandigen gedrehten Ware, die schwarz gefärbt ist, und solche von einer roheren, dickeren Ware mit körnig rauher Oberfläche und schwärzlichgrauer oder rötlicher Färbung, die oft aus

[1]) Schlesiens Vorzeit. N. F. III, S. 46ff.
[2]) Präh. Zeitschr. X, S. 111ff; XIII/XIV, S. 134 und 138ff.
[3]) Präh. Zeitschr. XIII/XIV, S. 134; Altschlesien 1, 2, S. 86.

freier Hand geformt sind. Das wichtigste Verzierungsmotiv ist die Wellenlinie, die auf der glatten Ware selten auftritt und sich hier nur durch Einglättung vom stumpfen Untergrunde abhebt (Taf. XV, 4). Häufiger treffen wir sie auf den körnigen Scherben. Auch auf ihnen ist sie oft nur ganz schwach eingetieft, so daß sie manchmal kaum zu erkennen ist. Gewöhnlich sind die Wellen einzeilig, d. h. jede Wellenlinie ist einzeln gezogen, auch wenn mehrere übereinander auf dem Gefäßkörper angebracht sind. Häufig werden sie von Horizontalfurchen begleitet. Selten sind mehrzeilige, mit einem kammartigen Instrument gleichzeitig eingeritzte Wellenlinienbündel (Taf. XV, 10—13). Die Gestalt der Wellenlinien ist ganz verschieden. Von ganz flachen Wellenbögen, die eine fast wagerechte, unregelmäßige Linie ergeben (Taf. XV, 6 u. 9), bis zu den steilen Zickzackwinkeln (Taf. XV, 4) sind alle Zwischenformen vertreten. Außerdem kommen als Muster sich kreuzende Strichgruppen (Taf. XV, 19 u. 21), Reihen von Strichelchen oder Tupfen (Taf. XV, 14—15) und endlich eingestempelte Sternfiguren (Taf. XV, 16—17) vor. Mit einem vierzinkigen Kamm, wie er mitunter zum Ziehen mehrzeiliger Wellenlinien verwendet wurde, ist in dem Gefäßteil auf Taf. XV, 18 schräg gestochen worden, so daß ein Band von vierstichigen Eindrücken entstand. Von der großen Zahl der gefundenen Scherben konnten trotz aller aufgewendeten Mühe nur verhältnismäßig wenige zusammengesetzt werden. Immerhin kann man die Hauptformen der vorkommenden Gefäße zur Genüge erkennen. Die glatten, dünnwandigen Gefäße, von denen die wichtigsten Randprofile auf Taf. XVI, 11—16 wiedergegeben sind, haben gewöhnlich die weitmündige Form der Gefäße von Jernau (Präh. Zeitschr. X, Taf. 14, 2), Rathen (Altschlesien I, 2, S. 93, Abb. 5, 8), und Domslau (Wiener anthrop. Mitteil. 1923, S. 53, Abb. 6). Bei ihnen sind als häufigstes Muster die ausgedrehten umlaufenden Rippen beliebt. Bei den gerauhten Gefäßen herrscht die einfache Topfform mit ausladendem Rand vor (Taf. XVI, 4—5). Ein gelblicher Topf von 30 cm Höhe konnte rekonstruiert werden (Taf. XVI, 20). Er ist bis auf den Oberteil und eine schmale Zone am Boden schwach gerauht und erinnert stark an die rohen Töpfe des 3. Jahrhunderts (Schles. Vorz. N. F. VII, S. 117, Abb. 24). Auch Durchbohrungen der Wandung wie bei dem Topf von Kasawe (Altschlesien I, 2, S. 91, Abb. 4, 8) kommen vor (Taf. XVI, 5). Selten sind kleine Näpfe mit einwärts gebogenem Rande (Taf. XVI, 2). Die Charakterform der Zeitstufe ist eine große rohe Krause mit schmalem Fuß, kuglig gewölbter Schulter, engem Hals und ausladendem verdicktem Rande, wie wir sie schon aus Jernau kennen (Präh. Zeitschr. X, Taf. 14, 1). Ein schönes Stück dieser Art konnte aus vielen Teilen zusammengesetzt und ergänzt werden (Taf. XVI, 17). Es war etwa ½ m hoch, außen schwarzgrau, innen hellgrau, und trägt eine wahre Mustertafel der wichtigsten Ornamente dieser Stilgruppe. Zwischen drei Horizontalfurchen laufen zwei einzeilige Wellenlinien; darüber zieht sich ein Band sich kreuzender Strichgruppen entlang, das von zwei Reihen eingestempelter Sterne gekrönt ist. Ein wichtiges Kennzeichen der Krausen ist an dem Gefäß nur unvollständig erhalten. Es ist der stark verdickte, oben platte Rand (Taf. XVI, 6—8), auf dessen Ebene oft eine Wellenlinie entlangläuft. Auf Taf. XV, 13 ist solch ein Rand auf dem Kopf stehend wiedergegeben worden. Er trägt ausnahmsweise ein mehrzeiliges Wellenband und an seiner Außenkante noch eine Reihe viereckiger Eindrücke. Von den Tonpyramiden fanden sich vier von rundem Querschnitt (Taf. XVI, 19) auf einem Lehmherd, zwei viereckige (Taf. XVI, 18) in einer Herdgrube. Das abgebildete Stück ist oben mit einem eingeritzten gleicharmigen Kreuz verziert.

Durch diese Grabung Dreschers lag zum ersten Male ein planmäßig gehobenes Scherbenmaterial vor uns, das den Nachweis einer geschlossenen, selbständigen Stilgruppe des 4. Jahrhunderts erbrachte. Unter dem reichhaltigen Fundstoff konnte ich trotz genauer Durchsicht keinen einzigen typisch slawischen Scherben entdecken. Dieses wichtige Ergebnis wußte Drescher noch zu erweitern. Nur 3 km östlich vom Nakelberg, noch auf Ellguther Gemarkung, entdeckte er an der Schneiderlehne am Norduser der Neiße eine ganz gleichartige Siedlung. Das Breslauer Museum legte mit ihm zusammen im April 1922 einen Teil der Siedlung frei und konnte eine reiche Ausbeute an Siedelungskeramik bergen, die das auf dem Nakelberg gewonnene Bild aufs beste bestätigte. Das Norduser der Neiße, von dem bisher germanische Funde überhaupt nicht bekannt waren, ist also im 4. Jahrhundert von Wandalen stark besiedelt gewesen[1]).

Nachdem erst einmal diese Stilgruppe richtig erkannt war, konnte sie unter den Beständen des Breslauer Museums an einer ganzen Reihe von Fundplätzen wiedergefunden werden, die man bisher für spätslawisch angesehen hatte. Ich bilde einige mittelschlesische Beispiele der so typischen verdickten Krausenränder ab. Der recht körnige Gefäßteil auf Taf. XVI, 21 hat einen unverzierten Rand, während die Ränder der auf Taf. XVI, 23—25 abgebildeten Scherben mit einzeiligen Wellenlinien, des auf Taf. XVI, 26 wiedergegebenen Stückes mit Bogen- und Strichmustern überzogen sind. Der glatte, dünnwandige, gedrehte Scherben aus Ludwigsdorf, Kr. Oels (Taf. XVI, 22) bildet offensichtlich ein Vorbild der wandalischen Krausenränder. Sein Rand ist oben nach provinzialrömischer Art ausgekehlt und verbreitert sich zu einer vorspringenden Lippe. In die Kehle ist eine Wellenlinie eingetieft. Der nachahmende germanische Töpfer ließ nur die Auskehlung weg und arbeitete den Rand breiter und massiver aus.

Der eben erwähnte Scherben von Ludwigsdorf, der auf Taf. XVII, 2noch einmal von der Seite abgebildet ist, stammt aus einer 2 m tiefen Grube von 2 m Durchmesser, die Grempler 1901 in der östlich vom Kirchhof gelegenen Sandgrube untersuchte. Sie enthielt schwarze Erde, Holzreste, Holzkohle und besonders im unteren Teil viele hartgebrannte Scherben, von denen einige auf Taf. XVII, 1—11 zusammengestellt sind. Es überwiegen Reste dünnwandiger, glatter, gedrehter Gefäße von provinzialrömischem Schlage; aber die verhältnismäßig häufigen Verzierungen sprechen dafür, daß es von Germanen gearbeitete Stücke sind. Der handgemachte eckige Henkel (Taf. XVII, 8) ist auch echt ostgermanisch. Die drei untersten Gefäßteile stammen von rauhen Krausen des besprochenen Typus. Das Randstück auf Taf. XVII, 10 bildet eine gute Überleitung von der Urform (Taf. XVII, 22) zu den echten, wandalischen verdickten Rändern. Es läßt die Einkehlung des Randes nur noch schwach erkennen. Die beiden daneben stehenden Scherben (Taf. XVII, 9 u. 11) zeigen einzeilige und mehrzeilige Wellenlinien übereinander, nur getrennt durch Horizontalrillen.

Besonders schöne Reste von Krausen mit körniger, rauher Oberfläche stammen auch aus Laugwitz, Kr. Brieg. Hier wurde 1882 beim Sandschachten eine Siedlung angeschnitten. Der Aufmerksamkeit des eifrigen Altertums-

[1]) In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß auf der Gemarkung Ellguth ein kleiner Teich innerhalb eines Wäldchens liegt, der im Volksmunde „Die Wandale" genannt wird. Der Stelle haftet etwas Besonderes, fast Unheimliches an; im dreißigjährigen Krieg sollen dort die Schweden gelegen haben. Sollte der Name noch aus germanischer Zeit stammen und hier vielleicht ein heiliger Hain der Wandalen gewesen sein?

freundes, des Paſtors Senf, verdanken wir es, daß eine 1,86 m weite und 0,50 m tiefe Herdgrube ſorgfältig unterſucht, genau beſchrieben und ihr Inhalt gerettet wurde. Er ſandte die bezeichnendſten Scherben ans Berliner Muſeum, deſſen damaliger Direktor Voß ſie für wichtig genug hielt, ſie in einer Sitzung der Berliner ethnologiſchen Geſellſchaft vorzulegen und Senfs Fundbericht in der Zeitſchrift für Ethnologie 1883 (Verhandlungen S. 269 bis 272) zu veröffentlichen. Nach Voß ſchließen ſich die Scherben der Keramik der ſlawiſchen Burgwälle an, wenn ſie auch in Einzelheiten abweichen, und Senf glaubt, die Fundſtücke ins 11. Jahrhundert nach Chr. ſetzen zu ſollen. Dieſe Fehldeutung iſt bei dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft ganz erklärlich. Uns ſagen ſchon die drei auf Taf. XVII, 13—15 wiedergegebenen Scherben, daß wir es mit ganz kennzeichnenden Beiſpielen der wandaliſchen Krauſen des 4. Jahrhunderts nach Chr. zu tun haben. Eingeſtempelte Sterne, Horizontalfurchen, ein- und mehrzeilige Wellenlinien finden ſich wieder vereint auf ein und demſelben Gefäß. Auch ein Oberteil einer ebenſo verzierten Krauſe ließ ſich vollſtändig zuſammenſetzen, deren Rand jedoch nicht verdickt iſt. Unter den Laugwitzer Scherben, die mit einem großen Teil der Senfſchen Sammlung 1893 ins Breslauer Muſeum gelangten, befinden ſich einige wenige wirklich ſlawiſche, wie der auf Taf. XVII, 12 abgebildete. Stammen ſie in der Tat von dem Laugwitzer Fundplatz, dann muß die Stelle in ſlawiſcher Zeit abermals beſiedelt worden ſein. Der Scherben (Taf. XVII, 12) ſowie ein ſlawiſches Randſtück aus Grüningen, Kr. Brieg (Taf. XVII, 16), ſind zum Vergleich abgebildet. Vielleicht iſt auch ſchon auf dem Bilde der Unterſchied der etwas glatteren und viel ebeneren ſlawiſchen Ware von dem derbrauhen, körnigen germaniſchen Scherbenmaterial zu erkennen. An den Originalen iſt er wohl zu erkennen und noch deutlicher zu fühlen.

Abb. 1. Kalinowitz. 1/2.

In den letzten Jahren iſt es Fräulein Sage (Breslau) gelungen, in der nächſten Umgebung ihres Geburtsortes Klein Gläſen, Kr. Leobſchütz durch bloßes Sammeln von Oberflächenfunden außer vielen Zeugen anderer Epochen eine ganze Reihe von Siedlungen des 4. Jahrhunderts in den Gemarkungen Schönau und Klein Gläſen feſtzuſtellen. Soeben abgeſchloſſene Grabungen des Beuthener Muſeums beſtätigten dieſe Beobachtungen. Es iſt überraſchend, wie häufig und dicht nebeneinanderliegend germaniſche Weiler hier am Südufer der Hotzenplotz angetroffen wurden.

Dieſe wenigen Beiſpiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die durch die Ellguther Grabungen nachgewieſene geſchloſſene Stilgruppe des 4. Jahrhunderts über weite Teile Schleſiens verbreitet war. Nur einen zylinderförmigen Becher aus Kalinowitz, Kr. Gr.-Strehlitz, bilde ich noch ab (Abb. 1), weil ich ihn in meiner Veröffentlichung der oberſchleſiſchen Germanenfunde (Präh. Zeitſchr. X, 1918, S. 94) als „eine nicht vorgeſchichtliche Kruke“ unberückſichtigt gelaſſen habe. In der Tat iſt die Krukenform bisher recht ver-

einzelt, aber die Machart und vor allem die eingeglättete, winklige Wellenlinie zwischen Drehrippen läßt nach meiner jetzigen Kenntnis kaum noch Zweifel zu, daß das Gefäß zur glatten, gedrehten, der provinzialrömischen Keramik nachgebildeten Gruppe des 4. Jahrhunderts gehört. Dazu stimmen auch die übrigen Stücke des Fundes 2 von Kalinowitz, die ich in der Prähistorischen Zeitschrift Bd. XIII/XIV, 1922, S. 142 zu früh ins 3. Jahrhundert setzte.

Auf die Verbreitung der eigenartigen Keramik außerhalb Schlesiens einzugehen, ist hier nicht der Raum. Auch sind meine Studien hierüber nicht abgeschlossen, da mir die Bereisung der Museen der Donauländer noch nicht möglich war. Bisher habe ich besonders ähnliche Ware in Südposen, Böhmen, Mähren und Ungarn feststellen können, während die Keramik Nordposens, Polens, Galiziens und Siebenbürgens schon einen etwas anderen, gotisch-gepidischen Charakter zu tragen scheint. Die wandalischen Krausen gehen wohl auf die besonders im Ostalpengebiet gewöhnlichen provinzialrömischen, birnförmigen Gefäße zurück, die am häufigsten in den frührömischen Gräberfeldern von Reichenhall in Oberbayern und vom Birgelstein bei Salzburg gehoben wurden, aber auch in den niederösterreichischen Hügelgräbern und in Ungarn nicht fehlen.

Auf der Fundkarte (Abb. 2) habe ich die schlesischen Funde des 4. Jahrhunderts nach Chr. zusammengestellt und dabei die Fundorte, die nur Münzen lieferten, mit einem besonderen Zeichen versehen. Kurze Angaben über die Funde finden sich in dem Verzeichnis am Schluß der Arbeit. Die Reichhaltigkeit der Fundkarte für eine Zeit, die bisher für fast fundleer angesehen wurde, ist erstaunlich. Der westliche Teil von Niederschlesien, der im 3. Jahrhundert von Burgundern besiedelt war, ist jetzt bis auf einige, zum Teil nicht einmal sehr gesicherte Münzen frei von Funden. Das übrige Schlesien hingegen ist recht gut besiedelt. Die fundleeren Streifen sind meist Gebirgs- und Waldlandschaften, die während der ganzen Vorzeit kaum Kulturreste hinterlassen haben. Mittelschlesien scheint dichter bewohnt gewesen zu sein als Oberschlesien, wenn nicht die bessere Fundüberwachung in der näheren Umgebung von Breslau das Bild hier fälscht. Kein Zufall ist es aber wohl, daß der Silingengau zwischen Breslau und dem Zobten so besonders fundreich ist. Ebenso ist die Fortsetzung eines dichteren Fundstreifens über Breslau hinaus bis zur Grenze im Militscher Kreise wohl in den damaligen Siedlungs- und Verkehrsverhältnissen begründet. Eine Verlängerung dieser Linie trifft auf die Weichselmündung und bildet die nächste Verbindung zwischen Breslau und dem im germanischen Verkehrsleben so wichtigen Weichseldelta. Planmäßige Untersuchungen auch in den Nachbarländern werden die Haupthandelsstraßen mit größerer Klarheit herausholen können.

Im 5. Jahrhundert nach Chr. sind Funde in Schlesien bisher nur ganz vereinzelt nachweisbar. Der bekannte Goldring von Ransern, Kr. Breslau, die Tierkopffibel von Gurtsch, Kr. Strehlen, eine Goldmünze Valentinians des Dritten (425—455), die in Ravenna geprägt wurde, deren näherer Fundort aber nicht bekannt ist, und zwei große Gefäße, wohl Fortbildungen der Krausen des 4. Jahrhunderts, aus Weidenhof, Kr. Breslau, die ganz dicht bei der Fundstelle des Ranserner Ringes gehoben wurden, sind bisher die einzigen Reste dieser Zeit. Die Hauptmasse der Wandalen hat um 400 Schlesien verlassen und die große Wanderung nach dem Westen angetreten. Die antiken Schriftsteller melden, daß die Silingen in Spanien, wo sie sich niedergelassen hatten, von den Westgoten unter Wallia in schweren Kämpfen zwischen 416 und 418 vernichtet wurden und ihr König Fredbal den Römern ausgeliefert

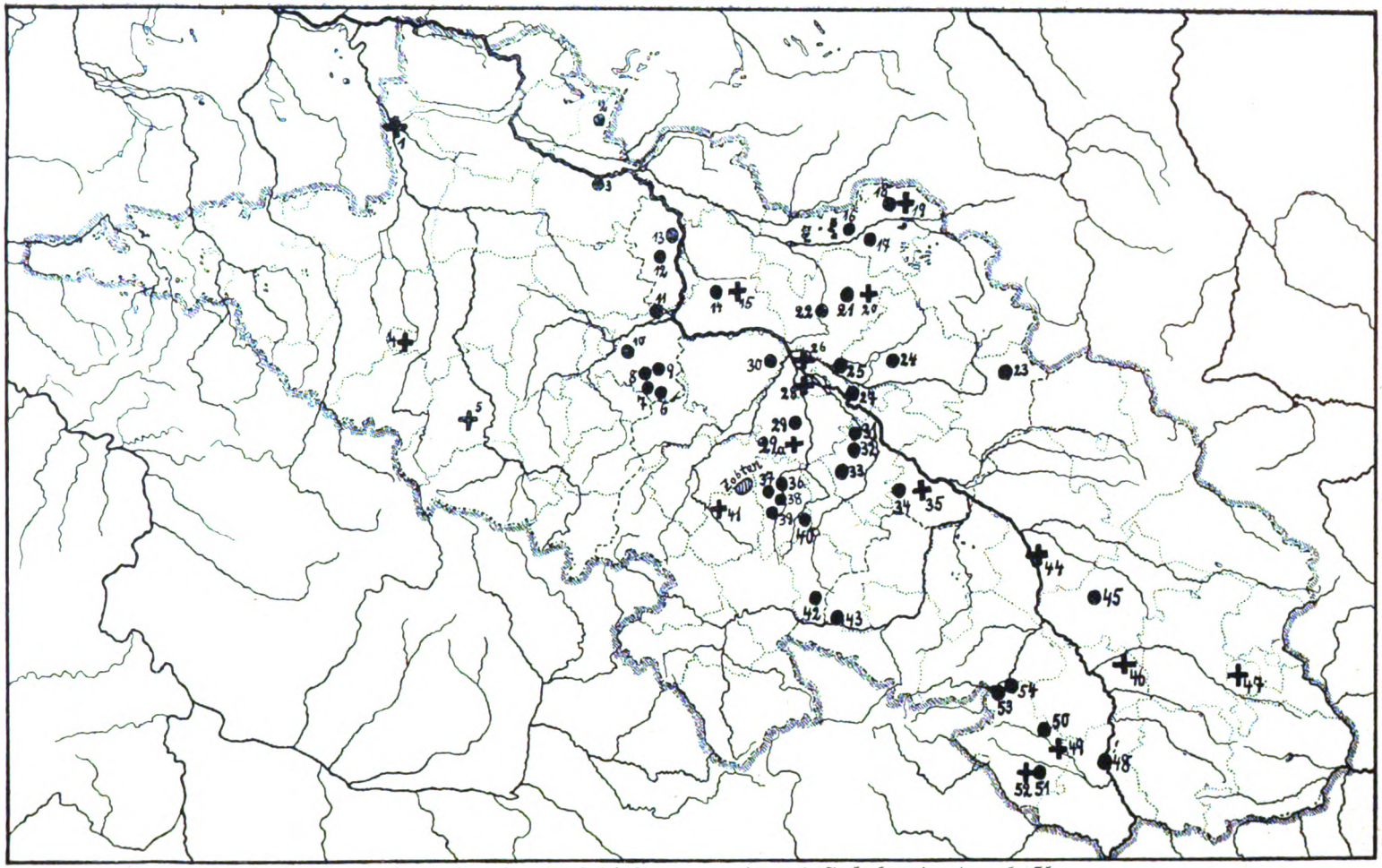


Abb. 2. Karte der Funde Schlesiens aus dem 4. Jahrhundert nach Chr.

● = Gräber oder Siedlungen. † = Münzen.

wurde. Damit fand der schlesische Volksstamm, losgelöst von der Heimat, ein schnelles Ende. Der in Schlesien verbliebene Rest der Silingen muß jedoch länger sein Volkstum bewahrt haben. Denn der Stammesname blieb auch während der Zeit der slawischen Besiedlung des Landes erhalten. Thietmar von Merseburg berichtet um 1000 nach Chr., daß die Gegend des Zobtens noch pagus silensis (Schlesiergau) heißt, eine Bezeichnung, die ebenso wie der alte, noch 1280 belegte Name des Zobtens slenz, nur eine Übersetzung von silingisch ist. Möge uns die Zukunft zahlreichere Funde dieser heimatstreuen Silingen bescheren, damit wir ihre weiteren Schicksale klarer erkennen können.

Verzeichnis der auf der Karte Abb. 2 eingetragenen Fundorte[1]):

1. Naumburg a. Bober, Kr. Sagan. Konstantinische Münzen.
2. Eichberg Kr. Glogau. Unsicherer Grabfund.
3. Glogau Kr. Glogau. Goldring. Mertins Wegweiser Abb. 308.
4. Tschirne Kr. Bunzlau. Konstantinische Münze.
5. Wünschendorf Kr. Löwenberg. Konstantinische Münzen.
6. Gränowitz Kr. Liegnitz. Scherben.
7. Mertschütz Kr. Liegnitz. Siedlung. Altschlesien I, S. 13ff.
8. Klein-Wandriß Kr. Liegnitz. Scherben.
9. Würchwitz Kr. Liegnitz. Scherben.
10. Neuhof Kr. Liegnitz. Skelettgräber.
11. Leschwitz Kr. Liegnitz. Scherben.
12. Thiemendorf Kr. Steinau. Skelettgräber. Altschlesien I, S. 87ff.
13. Nährschütz Kr. Steinau. Brandgrab. Altschlesien I, S. 99ff.
14. Mönchmotschelnitz Kr. Wohlau. Feuerschlagstein. Nachrichten 1890, S. 29f.
15. Polgsen Kr. Wohlau. Konstantinische Münzen.
16. Sulau Kr. Militsch. Brandgrab. Mus. Breslau.
17. Kasawe Kr. Militsch. Skelettgrab. Altschlesien I, S. 91f.
18. Jawor, Kr. Militsch. Münze des Diocletian (284—305). Goldarmring. Schlesiens Vorzeit VI, S. 56.
19. Strebitzko Kr. Militsch. Goldmedaillon. Altschlesien I, S. 102.
20. Bothendorf Kr. Trebnitz. Geöhrte Goldmünzen. Altschlesien I, S. 102f.
21. Massel Kr. Trebnitz. Goldener Eimeranhänger. Maßlographia. Taf. VI m.
22. Trebnitz Kr. Trebnitz. Röhrenförmiger Goldanhänger. Mus. Breslau.
23. Reichthal Kr. Namslau. Gefäßreste. Mus. Breslau.
24. Ludwigsdorf Kr. Oels. Siedlungsgrube. (Siehe oben).
25. Sacrau Kr. Oels. Skelettgräber.
26. Oswitz Kr. Breslau. Konstantinische Münze.
27. Wüstendorf Kr. Breslau. Siedlungsreste.
28. Schmiedefeld Kr. Breslau. Konstantinische Münze.
29. Domslau Kr. Breslau. Brunnen. Wien. Mitteilungen. 1923. S. 49ff.
29a. Jackschönau Kr. Breslau. Goldmünze des Konstantius.
30. Rathen Kr. Neumarkt. Skelettgrab. Altschlesien I, S. 93ff.
31. Jungwitz Kr. Ohlau. Scherben. (Siehe oben Taf. XVI, 26).
32. Zottwitz Kr. Ohlau. Siedlungsgruben. (Siehe oben Taf. XVI, 23 u. 25).
33. Höckricht Kr. Ohlau. Skelettgrab. Schlesiens Vorzeit. N. F. III, S. 46ff.
34. Laugwitz Kr. Brieg. Herdgrube. (Siehe oben).
35. Kreisewitz Kr. Brieg. Konstantinische Münzen.
36. Jordansmühl Kr. Nimptsch. Scherben.
37. Kanigen Kr. Nimptsch. Scherben.
38. Rudelsdorf Kr. Nimptsch. Scherben.
39. Heidersdorf Kr. Nimptsch. Scherben. (Siehe oben Taf. XVI, 21 u. 24).
40. Karschau Kr. Nimptsch. Scherben.
41. Hennersdorf Kr. Reichenbach. Goldmünze Valentinian I. Zeitschr. f. Ethnol. 1872, S. 165.

[1]) Über die niederschlesischen Fundorte 1—11 bringt nähere Angaben: Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Berlin 1925; über die oberschlesischen Funde vgl. auch Jahn, Präh. Zeitschr. Bd. X und XIII—XIV.

42. Neu-Altmannsdorf Kr. Münsterberg. Scherben. Samml. Dreścher in Ellguth.
43. Ellguth Kr. Grottkau. 2 Siedlungen. (Siehe oben).
44. Oppeln Kr. Oppeln. Konstantinische Münzen. Mus. Oppeln.
45. Kalinowitz Kr. Gr.-Strehlitz. Grabfund. (Siehe oben).
46. Slawentzitz Kr. Cosel. Konstantinische Münze. Privatbesitz.
47. Hindenburg Kr. Hindenburg. Konstantinische Münze.
48. Ratibor Kr. Ratibor. Gefäß. Goldmünze.
49. Rakau Kr. Leobschütz. Geöhrte Goldmünze. Altschlesien I, S. 103.
50. Jernau Kr. Leobschütz. Skelettgrab.
51. Bieskau Kr. Leobschütz. Skelettgrab mit Schwert.
52. Rosen Kr. Leobschütz. Konstantinische Münze.
53. Klein Gläsen Kr. Leobschütz. Siedlungen.
54. Schönau Kr. Leobschütz. Siedlungen.

Nachtrag zu Nr. 28. Soeben hat Herr stud. ing. Raschke auf den Feldern Schmiedefelds, von denen die konstantinische Münze stammt, außer zahlreichen kaiserzeitlichen Scherben auch einen mit einem typischen Muster des 4. Jahrhunderts aufgelesen. Dort hat offenbar eine germanische Siedlung gelegen.

Die Begräbnisstätte der Karolingerzeit an der Boxhornschanze, Stadtkreis Quedlinburg.

Von Dr. Walther Schulz, Halle.

Mit 15 Abbildungen.

Östlich von Quedlinburg jenseits der Bode liegt eine Anhöhe, die auf ihrem östlichen Teile einen künstlichen Hügel, die Boxhornschanze[1]), trägt. Hier wurde von dem Provinzialmuseum in den Jahren 1913 und 1914 ein Friedhof des früheren Mittelalters untersucht[2]) (Abb. 14). Außer den meist in Reihen angelegten Skelettgräbern wurden zwei größere Grabanlagen aufgedeckt (Lageplan Abb. 1).

Die Reihengräber.

Zu den 39 von dem Museum ausgegrabenen Reihengräbern kommt eine Anzahl, die bereits vorher bei Bauarbeiten gefunden wurden. Der Hauptteil des Friedhofes scheint durchgegraben zu sein. Über die Anordnung siehe Lageplan Abb. 1.

Die Gräber sind in der Regel von W (Kopf) nach O gerichtet, bedeutend weichen nur Grab 1 und Grab 29 mit der Richtung SSW (Kopf) nach NNO ab. Dem gestreckt auf dem Rücken liegenden Skelett gab die Grabgrube bequem Raum, länger war nur die Grube wiederum von Grab 1 (2,70 m) und Grab 22 (3 m). Die Tiefe der Gräber war verschieden. Bei Grab 29 wurde neben dem linken Becken der Stumpf eines Holzpfahles beobachtet, vielleicht der Rest eines Grabmales. In einigen Gräbern ließ sich unterhalb, mitunter auch oberhalb des Skelettes eine Brettspur feststellen. Nur ein Teil der Gräber enthielt Beigaben. Näheres geht aus dem Verzeichnis hervor.

Grab 1: erwachsene Person, Tiefe 0,8 m. 5 Perlen am Halse, Messer zwischen den Oberschenkeln (Kat.-Nr. 14:3024).
Grab 2: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. Messer neben und Schnalle unter dem rechten Becken (Kat.-Nr. 14:3025).
Grab 3: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. (Kat.-Nr. 14:3026).
Grab 4: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. (Kat.-Nr. 14:3027).
Grab 5: Kind, Tiefe 1,0 m. (Kat.-Nr. 14:3028).

---

[1]) Boxhorn und verwandte Bezeichnungen haften an verschiedenen Stätten Niederdeutschlands. Vielfach wird hier das Osterfeuer abgebrannt, so auch an der Boxhornschanze von Quedlinburg.

Näheres über die Boxhornschanze und über ältere Funde dort: C. Jänicke, Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg. 2. Abt. Halle 1882. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Bd. 5, S. 44.)

[2]) Zwischen den Grabstätten fanden sich Siedlungsgruben der beginnenden Eisenzeit.

Grab 6: erwachsene Person, Tiefe 1,4 m. Messer unter linkem Unterarm. (Kat.-Nr. 14:3029).
Grab 7: Kind, Tiefe 1,1 m. (Kat.-Nr. 14:3030).
Grab 8: kleines Kind, Tiefe 0,6 m. (Kat.-Nr. 14:3031).
Grab 9: Kind, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3032).
Grab 10: Kind, Tiefe 0,9 m. 5 Perlen am Halse. (Kat.-Nr. 14:3033).
Grab 11: erwachsene Person, Tiefe 1,6 m. Messer am linken Unterarm, Eisenstück (Schnalle?) in Beckengegend und am rechten Unterschenkel (Kat.-Nr. 14:3034).
Grab 12: Kind, Tiefe 1,4 m. (Kat.-Nr. 14:3035).
Grab 13: erwachsene Person, Tiefe 0,6 m. (Kat.-Nr. 14:3036).

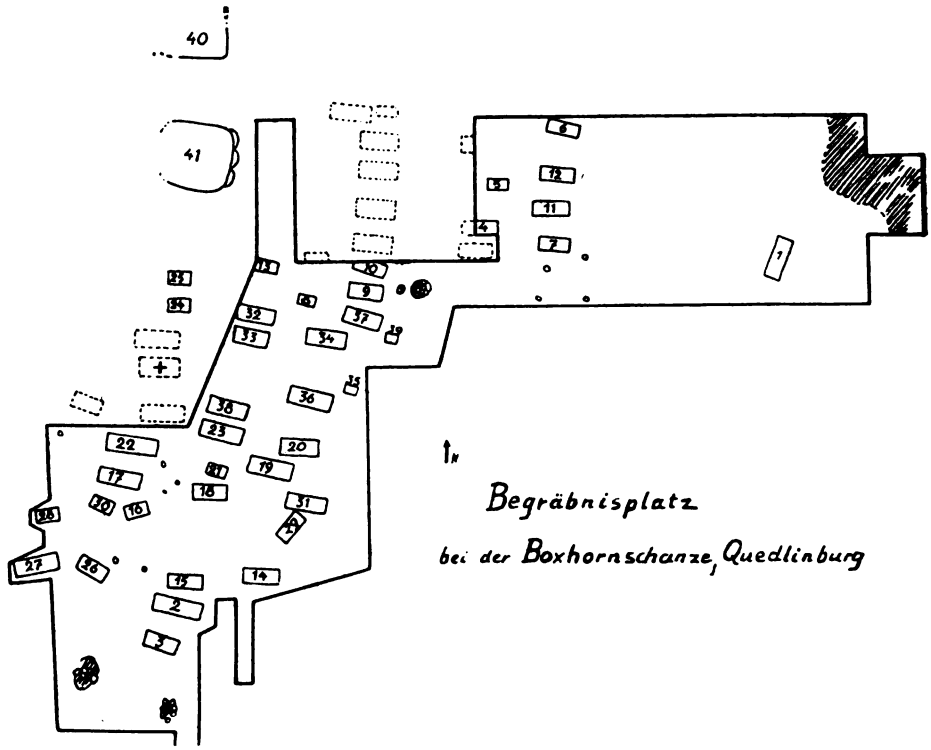


Abb. 1. Lageplan des Begräbnisplatzes an der Boxhornschanze, Stadtkreis Quedlinburg.

Grab 14: jugendliche Person, Tiefe 0,9 m. Bronzearmring am rechten Unterarm, Messer am linken Unterarm, Schnalle Beckenmitte. (Kat.-Nr. 14:3037).
Grab 15: erwachsene Person, Tiefe 0,7 m. Messer an Innenseite des rechten Oberschenkels. (Kat.-Nr. 14:3038).
Grab 16: kleines Kind, Tiefe 0,6 m. (Kat.-Nr. 14:3039).
Grab 17: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. (Kat.-Nr. 14:3040).
Grab 18: jugendliche Person, Tiefe 1 m. Messer an linker Handwurzel. (Kat.-Nr. 14:3041).
Grab 19: erwachsene Person, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3042).
Grab 20: erwachsene Person, Tiefe 0,7 m. (Kat.-Nr. 14:3043).
Grab 21: kleines Kind, Tiefe 0,8 m. (Kat.-Nr. 14:3044).
Grab 22: erwachsene Person, Tiefe 1,6 m. Eisenrest (wohl Schnalle) am rechten Becken. (Kat.-Nr. 14:3045).
Grab 23: Kind, Tiefe 1 m. 22 Perlen, Bronzekreuz am Halse. (Kat.-Nr. 14:3046).
Grab 24: Kind, Tiefe 0,8 m. (Kat.-Nr. 14:3047).

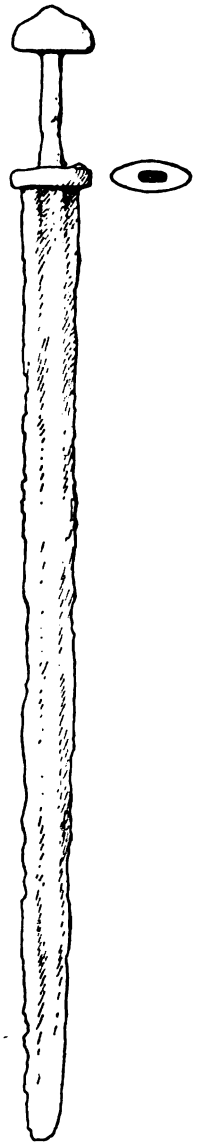


Abb. 2. Aus dem „Schwertgrabe". 1/6.

Grab 25: Kind, Tiefe 1 m. Schnalle (?) am linken Becken. (Kat.-Nr. 14:3048).
Grab 26: kleines Kind, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3049).
Grab 27: erwachsene Person, Tiefe 1,5 m. (Kat.-Nr. 14:3050).
Grab 28. kleines Kind, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3051).
Grab 29: erwachsene Person, Tiefe 0,3 m. Schnalle neben rechtem Oberarm. (Kat.-Nr. 14:3052).
Grab 30: Kind, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3053).
Grab 31: erwachsene Person, Tiefe 0,8 m. Messer unter linkem Unterarm. (Kath.-Nr. 14:3054).
Grab 32: erwachsene Person, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3055).
Grab 33: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. Schnalle am Becken, Eisenstück an rechter Hand. (Kat.-Nr. 14:3056).
Grab 34: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3057).
Grab 35: kleines Kind, Tiefe 0,7 m. (Kat.-Nr. 14:3058).
Grab 36: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3059).
Grab 37: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. Schnalle in der Füllerde des Grabes. (Kat.-Nr. 14:3060).
Grab 38: erwachsene Person, Tiefe 1,2 m. Messer unter, Schnalle am l. Becken. (Kat.-Nr. 14:3061).
Grab 39: Kind, Tiefe 0,5 m. (Kat.-Nr. 14:3062).

Beigaben. Die Toten waren bekleidet bestattet (Gewebereste hatten sich an einzelnen Eisenteilen erhalten), der Gürtel war mit Eisenschnalle versehen; die Messer mögen am Gürtel getragen sein. Schmuckausstattung war nur sehr vereinzelt.

Von den vor der amtlichen Grabung gefundenen Gräbern enthielt das mit + bezeichnete Grab ein Schwert, zwei Sporen und zwei Schnallen aus Eisen, ferner ein silbertauschiertes Eisenstück; aus anderen Gräbern wurden einige Messer aufgehoben (Museum Quedlinburg).

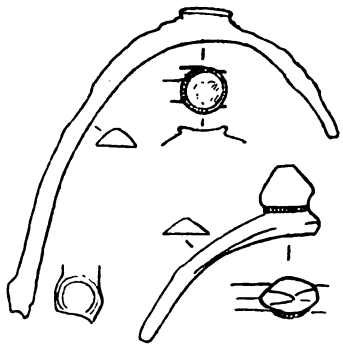


Abb. 3. Aus dem „Schwertgrabe". 1/2.

Schwert (Abb. 2): Gesamtlänge über 90 cm, Länge des Griffteiles 14½ cm, Knauf im Umriß kielbogenförmig, Basis des Knaufes und Parierstange langoval, Klinge, an der noch Reste von Holzbelag, mit Mittelrinne.

Sporen (Abb. 3): Nietsporen aus Eisen. Bei einem Sporen eine runde Endplatte erhalten, diese trägt Bronzescheibe mit wulstigem Rande. Der Dorn mit eingezogener Basis sitzt auf einer mit Randkerben versehenen Bronzescheibe.

Schnallen (Abb. 4a): meist einfache Rahmenschnallen, Rahmen oval bis vierseitig mit gerundeten Ecken. Schnallenrest des Grabes 18 mit vier-

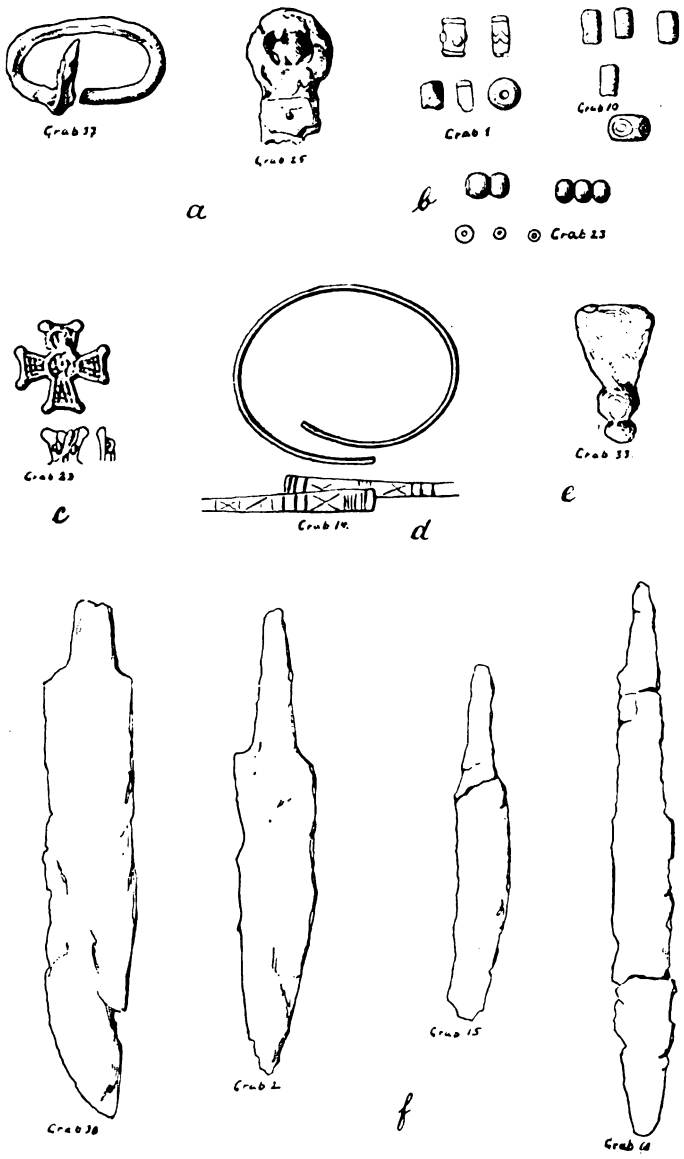


Abb. 4. Kleinfunde aus den Reihengräbern. a Eisenschnallen. b Perlen. c Bronzeansteckkreuz mit Eisennadel. d Bronzearmring. e Riemenzunge (?). f Eisenmesser. 1/2.

seitiger Beschlagplatte, die um die Rahmenbasis herumgreift; ebenso trägt die kleine Schnalle des Schwertgrabes rechteckige Ansatzplatte. Vielleicht ist

auch der stark verrostete Gegenstand des Grabes 25 eine Schnalle mit kreisrundem Rahmen und Ansatzplatte mit Stift in der Mitte.

Riemenzunge (?) (Abb. 4e): Eisen.

Perlen (Abb. 4b): Unter den Perlen sind folgende Formen vertreten:

Walzenförmig aus Glasfluß mit aufgelegter Verzierung: eine blau mit aufgelegten gelben Ringel an den Basen und gelben Tupfen (Grab 1); eine braunrot mit gelben Ringel an den Basen und gelbem Zickzackband (Grab 1); eine hellblau, an der erhaltenen Basis braunroter Ringel (Grab 1).

Walzenförmig aus Glas, schwach facettiert: 4 von grünlicher Färbung (Grab 10).

Rundlich abgeplattet: eine blau mit drei großen weiß umränderten Augen mit braunroter Mitte, Glasfluß (Grab 10); eine türkisfarbene, Glas (Grab 1).

Flächig zugeschliffen: eine aus dunklem Glasfluß, Flächen unregelmäßig dreiseitig, Ränder verwaschen (Grab 1).

Zwillingsperle, goldüberfangen (Grab 23); Drillingsperle, silberüberfangen (Grab 23).

Kleine aus Glasfluß, rundlich bis abgeplattet: drei Perlen von knapp ½ cm Durchmesser, gelb (Grab 23); Anzahl sehr kleiner Perlen, Durchmesser etwa 0,3 cm (Grab 23), davon eine ockerfarbene, vier grün, elf dunkelblau, eine hellgrünlich.

Bronzenes Ansteckkreuz (Abb. 4c): Eisennadel durch Scharnier befestigt, Scharnierachse Eisen, Nadelrast fehlt, am Scharnier oxydierte Gewandreste erhalten. Kreuz: gleicharmig, Form „eisernes Kreuz", an den Ecken der Arme kleine Knöpfe, in der Mitte Kreis, die Mittel- und Armflächen durch sich kreuzende Rillen verziert.

Bronzearmband (Abb. 4d): bandförmig, offen, Enden etwas verbreitert, übereinandergreifend, nach dem Ende zu Rillengruppe und liegende Kreuze.

Eisenmesser (Abb. 4f): mit Griffangel, Klinge zur Angel beiderseits in verschiedenen Winkeln mehr oder weniger scharf abgesetzt, Klingen von verschiedener Länge und Breite; auch Umriß verschieden, so Rücken gebogen oder nach der Spitze zu stumpfwinklig geknickt bei mehr gerader Schneide, oder Rücken gerade bei zurückgebogener Schneide; bei einen Messer (Grab 15) die gesamte Klinge schwach gebogen.

Unbestimmt: in dem Schwertgrab ein stabförmiges Eisenbruchstück von 3½ cm Länge, Durchschnitt halbkreisförmig, Basisbreite 1 cm, in Silbertauschierung quer gerieft; zum Teil mit Gewebereste bedeckt.

Zeitbestimmung. Für die Zeitbestimmung kommt vor allem das Schwert in Betracht, das dem frühesten Typus der Karolinger- und Wikingerschwerter angehört. Petersen „De norske Vikingesværd" (Kristiania 1919) Typus B, Abb. 55 steht unserem Schwerte, soweit der Rost erkennen läßt, am nächsten. Auch Sporen, die in Einzelheiten den Quedlinburger gleichen, sind in Reitergräbern dieser Zeit nicht selten.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf einen mitteldeutschen Fund von Dingelstädt, Kr. Heiligenstadt, hingewiesen, der aus verschiedenen Gräbern ein Schwert, ähnlich dem Quedlinburger, doch Knauf zweigeteilt in Knaufplatte und dachförmig abgerundeter Knaufkappe, einen Sax, 3 Sporen, 3 Messer, davon das eine ein Schnappmesser (auch in der Form der Klinge

wie Altertümer unserer heidnischen Vorzeit IV, 40, Abb. 6), alles aus Eisen, enthält (Museum Halle; Abb. 5).

Das silbertauschierte Eisenbruchstück erinnert an Tauschierarbeiten zeitlich entsprechender Funde, so an dem Sporn und Steigbügel mit Gold- oder Bronzetauschierung von Immenstadt, Dithmarschen (Altert. uns. heidn. Vorzeit IV, 23; Mestorf: Vorgeschichtl. Altertümer aus Schleswig-Holstein LVIII, 714; Mestorf: Mitt. Anthrop. Ver. Schleswig-Holstein I, 1888), oder den Sporn aus Eisen mit Messingtauschierung von Mommenheim, Rheinhessen (Altert. uns. heidn. Vorzeit II, 10, 5, Abb. 6).

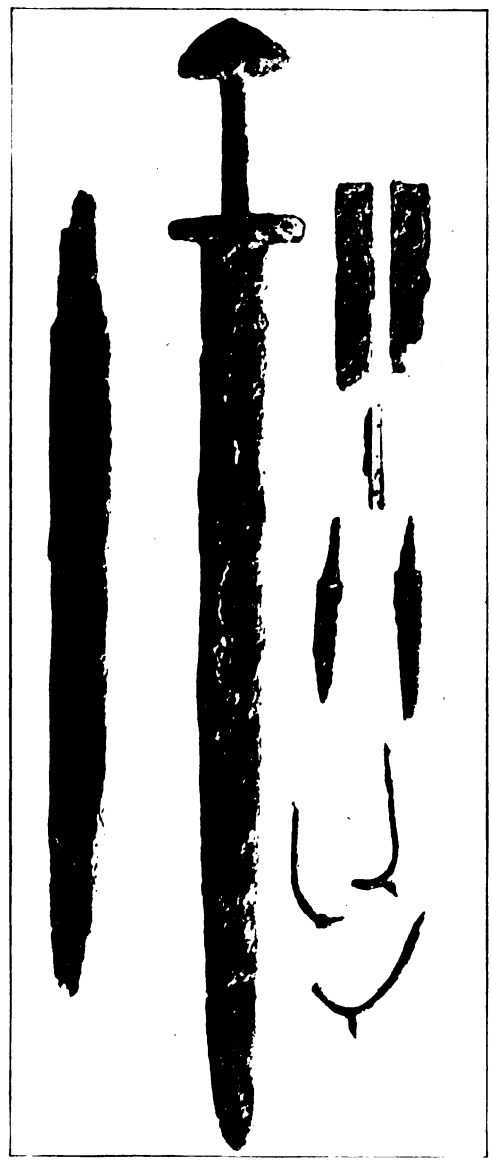


Abb. 5. Dingelstädt, Kr. Heiligenstadt. Grabfunde, Landesanstalt f. Vorgesch. Halle. Etwa 1/6 nat. Größe. (Länge des Schwertes 0,85 m).

Weniger lassen sich zur zeitlichen Bestimmung die einfachen Schnallen, die Perlen, die sämtlich schon in der römischen Zeit vertreten sind, das Armband — ein in Form und Verzierung übereinstimmendes liegt aus einem Merowingergrabe von Oberolm, Rheinhessen, vor (Altert. uns. heidn. Vorzeit I, 12, Abb. 11) — und die Messer verwenden.

Das Kreuz (Verbreiterung der Arme, Knöpfe an den Ecken) ist von orientalisch-frühchristlicher Form. Mitgabe von Kreuzen findet man in germanischen Gräbern seit der Merowingerzeit öfters. Besonders bekannt sind die Goldkreuze der langobardischen Gräber. Aus der späteren Merowingerzeit sei noch genannt: ein kleiner silberner, kreuzförmiger Schieber aus dem schon erwähnten Skelettgrab von Staufen, Kr. Dillingen, Schwaben (Altert. uns. heidn. Vorzeit V, Taf. 36, Nr. 587). In Mitteldeutschland wurde eine Scheibe aus Messing (?) mit eingraviertem Kreuz in einem der spätmerowingischen Gräber von Dehra, Kr. Weißensee, gefunden (Götze, Höfer, Zschiesche: „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens"

S. 162, Museum Halle 926). In der älteren Scheibenfibel von Weimar, aus Silber, vergoldet mit Almandinbelag (Abb. Götze: Die altthüringischen Funde von Weimar, Taf. VII, Abb. 8 u. 10) dürfte wohl nicht das Motiv eines christlichen Kreuzes zu suchen sein. Aus der Karolingerzeit liegt in Norddeutschland ein Bronzekreuz in einem Begräbnisplatz von Schinna, Kr. Stolzenau, vor (Arme gleichbreit, je zwei Knöpfe an den Enden) (Museum Hannover 2534); ferner ein silbernes Aufheftekreuz von Erle bei Dorsten, Kr. Recklinghausen, Westfalen (Stieren: „Mitteilungen der Altertumskommission Westfalen" VII, 1922, Taf. II, 2). Verwandte Anhängekreuze sind aus dem älteren Mittelalter in Ungarn bekannt, ferner zahlreiche aus der Wikingerzeit im Norden.

Unser Begräbnisplatz gehört also der Karolingerzeit an, belegt war er im 9. und vielleicht auch schon am Ende des 8. Jahrhunderts.

Es schließen sich z. B. folgende Friedhöfe des nördlichen Mitteldeutschland an[1]):

Minsleben, Kr. Wernigerode, sog. Kniggelhügel: 46 Skelette. Beigaben: 2 Messer, Eisenstück, Pferdeschädel zu Füßen eines Skelettes (Museum Wernigerode). (A. Friedrich: Beiträge zur Altertumskunde der Grafschaft Wernigerode II, 1868; Höfer: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichtsvereine 1891, S. 130 f.)

Wernigerode Wüstung Marklingerode: etwa 100 Skelettgräber mit geringen Beigaben. (Mötefindt: Montagsblatt der Magdeburger Zeitung 1913, 21. April; Zeitschrift des Harzvereins 46, S. 313.)

Hornhausen, Kr. Oschersleben, am Hange des Saalberges: Skelettgräber dieser Zeit, außerdem spätere Skelettgräber. Beigaben: Messer, Schnalle, ein Pferdeskelett sitzend (Museum Halle). (Hahne: Mannusbibliothek Nr. 22, 1922, S. 171 ff. und neuere Ausgrabungen 1921[2]).

Die beiden großen Gräber.

Nordwestlich von den besprochenen Gräbern konnten zwei schon bei Erdarbeiten angeschnittene große vierseitige Gruben noch teilweise untersucht werden. (Funde aus Grab 40 Museum Halle 14: 3064; aus Grab 41 14: 3063.)

Der erhaltene Teil der einen, bezeichnet als Grube 40, deren West- und Nordseite bereits durch Kanalgraben zerstört war, hatte eine Länge von über 2 m, eine Breite von 1,30 m und eine Tiefe von 1,40 m.

Auf dem Boden fanden sich zwei gegeneinandergelegte Pferdeskelette, Schädel nach Westen und an der Südseite am Hals und Becken des einen

[1]) Jünger dürften die Gräber von Calbe a. S. sein, über die Mötefindt, Nicolai und Schliz (Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 83ff.) berichten.

[2]) Zu diesen Gräbern gehören doch wohl auch die an derselben Stätte gefundenen Steinskulpturen, von deren Darstellungen die dreizipfelige Kreuzfahne und der Knebelspeer, vielleicht auch der Wirbelschild, für eine spätere Ansetzung sprechen. Zwar ist die Tierkopfstilisierung in dem vor allem in das 7. Jahrhundert gesetzten Stil II der germanischen Tierornamentik ausgeführt, doch beziehen sich Salins Untersuchungen auf Metallarbeiten, die einem schnelleren Wechsel des Stils unterworfen sein mochten, als die schwerfälligen Steinarbeiten. Damit würden die Hornhauser Skulpturen auch zeitlich den nach Inhalt und Stil verwandten Wikingergrabsteinen von Gotland näher gerückt. Hornhausen, am großen Grenzbruch im Nordthüringgau gelegen, dort, wo dieser Gau mit dem Harzgau und Schwabengau zusammenstößt, ist der Namenbildung nach eine der fränkischen Gründungen der Karolinger Zeit, die Höfer, Z. d. H. 1907, S. 138ff. behandelt hat (Hornhausen = Sumpfhausen). Mit dieser Gründung mögen auch die Funde in Zusammenhang stehen.

Pferdes zwei Hundeſkelette, das eine mit dem Schädel nach Weſten, der andere nach Oſten gerichtet (Abb. 6). Bei dem einen Hunde lag in der Bauchgegend eine Bronzeglocke.

Längs der Südwand zeigten ſich Spuren eines Holzbrettes, das die beiden Hunde und den Rücken des einen Pferdes überdeckte.

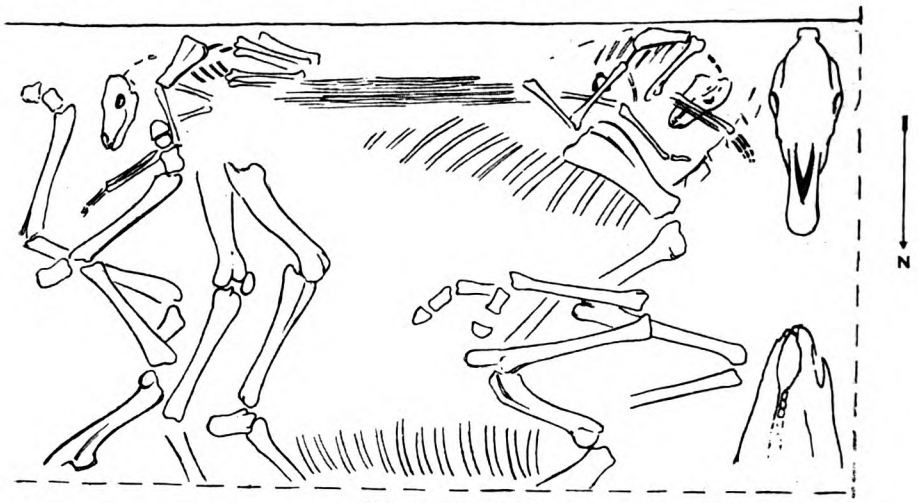


Abb. 6. Grab 40.

Die etwa halbkugelige Bronzeglocke (Abb. 7), mit einem Öffnungsdurchmeſſer von 4,1 cm, iſt oberhalb der Mitte mit zwei umlaufenden Riefen verſehen. Die angegoſſene Öſe bildet im äußeren Umriß ein unregelmäßiges

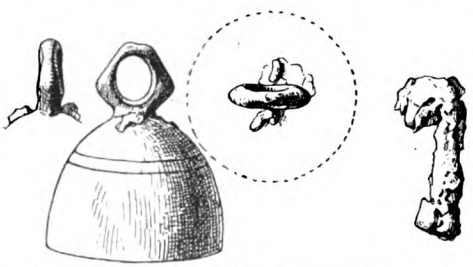


Abb. 7. Bronzeglocke mit Eiſenklöppel, Grab 40. 1/2.

Abb. 8. Grab 41, Niſchen an der Oſtwand.

Sechseck, im inneren ein Oval. Der ſtark verroſtete wohl vierſeitige Eiſenklöppel hing mit ſeinem oberen hakenförmigen Ende in einer Eiſenöſe, deren Enden nahe der Glockenöſe durch den Glockenmantel hindurchgeführt und umgebogen ſind.

Südlich von dieſer Grube lag die Grabanlage Grube 41, deren Weſtſeite bereits zerſtört war. Die Oſtwand maß oben 2,80 m. Die Tiefe der Grube betrug etwa 3 m.

In der Oſtwand waren in gleicher Höhe, in der Tiefe von etwa 1 m drei Niſchen hineingearbeitet, die eine in der Mitte der Wand, die andere an jeder Ecke (Abb. 8).

In den beiden seitlichen Nischen wurden Spuren von Holz beobachtet, so daß anzunehmen ist, daß diese Nischen, mit entsprechenden in der nicht mehr vorhandenen Westwand, als Lager für Holzbalken gedient haben, die Unterzüge einer Holzbedeckung der unterirdischen Kammer waren. Die Schichtung des Bodenkieses der Grube ließ erkennen, daß in ihr einmal Wasser gestanden hatte.

In der Höhe der Nischen fand sich im Südwestteile der Grube ein Hundeskelett unter einer Steinanhäufung, in größerer Tiefe in der Nordostecke ein zweites Hundeskelett, weiter unterhalb ein Rinderschädel, Knochen eines Raubvogels und eines Hechts, ferner Teile eines Menschenskelettes (wohl jüngere weibliche Person). Die Knochen dieses Skelettes lagen zum Teil ohne Zusammenhang, so der Schädel getrennt vom Rumpf, andere Knochen zerstreut bis zum Boden der Grube, hier z. B. die beiden Unterschenkel (Abb. 9).

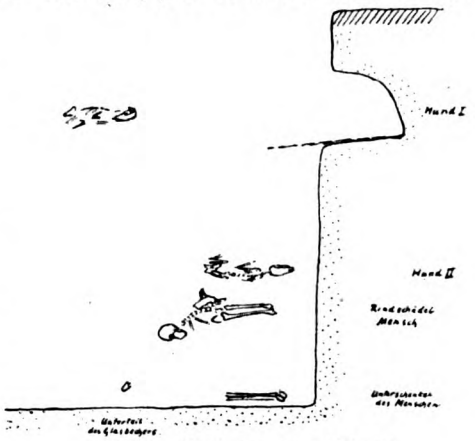


Abb. 9. Grab 41, Durchschnitt.

Ferner enthielt das Grab in verschiedener Tiefe verstreut:

Verschiedene Tongefäße (Abb. 10), nämlich eine Tonschüssel, dunkelfarbig, geglättet, Rand einwärts gebogen, Standfläche unscharf, Höhe 8 cm, Randdurchmesser 17 cm; zwei bauchige Tongefäße in Bruchstücken, Färbung rotbraun, weite Öffnung, ohne ausgeprägte Standflächen, unter-

Abb. 10. Tongefäße aus Grab 41. $^1/_8$.

halb des nach außen gerichteten Randes schwache Einziehung, Höhe des besser erhaltenen Gefäßes etwa 19 cm, Randdurchmesser etwa 20 cm.

Bruchstücke eines Glasspitzbechers (Abb. 11), Glas sehr dünn, hell irisierend, Rand ausladend, Wandung bis zu einer Bodenfläche von $1^3/_4$ cm sich verjüngend, mit aufgeschmolzenen Glasfäden, die den oberen Teil des Gefäßes umziehen und darunter langausgezogene Zickzacklinien bilden.

Eisenschnallen: Bruchstück einer größeren Schnalle, Rahmenbasis gerade (Abb. 12d); gerade Rahmenbasis, ähnlich der vorhergehenden (Abb. 12c); wohl großer Schnallenrahmen, etwa bogenförmig mit gerader

Basis, doch innerer Umriß mehr vierseitig, Durchschnitt des bogenförmigen Teils rechteckig (Abb. 12e); kleiner rundlicher Schnallenrahmen (Abb. 12g); kleiner breitovaler Schnallenrahmen (Abb. 12f); kleine Schnalle, Rahmen vierseitig, Ecken abgerundet, mit vierseitiger Riemenbeschlagplatte (Abb. 12h); gedrungener Schnallendorn, stumpfwinklig gebogen, mit vierseitigem Basisfeld (Abb. 12i).

Eisenkrampen: eine (Abb. 12a) an beiden Enden umgebogen, außerdem Bruchstück, beide mit Holzspuren.

Eisenbruchstücke: Außer zahlreichen, zum Teil stark von Rost angegriffenen Eisenstückchen, darunter auch solche, die Gewandabdrücke tragen

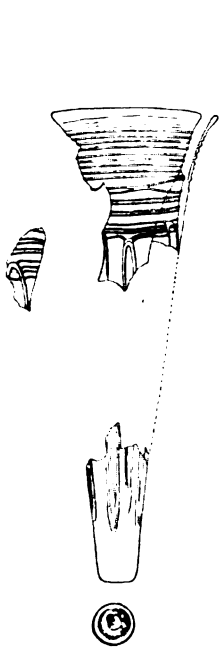


Abb. 11.
Glas aus Grab 41. 1/1.

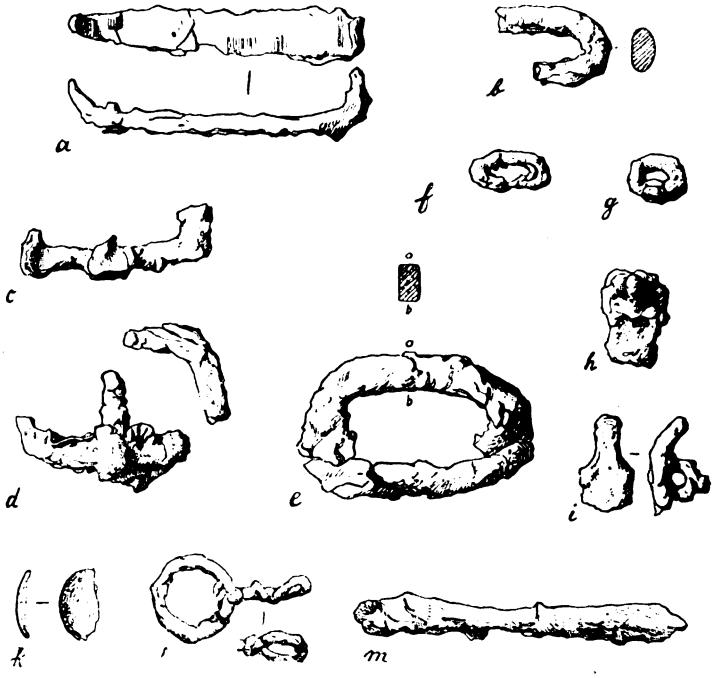


Abb. 12. Kleinfunde aus Grab 41. 1/2.

(Abb. 13): Ring mit Öse (Abb. 12b); Eisenbruchstück, hakenförmig gebogen, Durchschnitt oval (Abb. 12l); stabförmiger Eisengegenstand mit Einschnürung in der Mitte (Abb. 12m).

Als einzigstes Bronzestück wurde das Bruchstück einer kleinen, flach gewölbten Bronzeblechscheibe, einen Eisenkern umfassend, gefunden (Abb. 12k).

Zeitbestimmung der beiden Anlagen.

Die Bronzeglocke geht auf eine römische Form zurück. Mitunter ist sie in Gräbern gefunden, so in einem Frauengrab der früheren Merowingerzeit aus Leihgestern bei Gießen (Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission IV, 1911, S. 37), in einem fränkischen Gräberfeld des 7. Jahrhunderts von Horkheim, Neckarkreis, Württemberg (Heft VII des historischen

Vereins Heilbronn), in Ungarn z. B. Reiterbestattung, Szeghegy, Kom. Bács, dabei Goldmünze des Heraclius Constantius (613—641) (Hampel: Altertümer des früheren Mittelalters in Ungarn II, S. 842/43, III, Taf. 497), in Livland (Bähr: Die Gräber der Liven, Taf. XV, 8).

Von den Gegenständen in Grab 41 steht der hohe Spitzbecher am nächsten Spitzbechern der früheren Merowingerzeit, wie sie in Mitteldeutschland aus Weimar, Grab 31 (Götze: Weimar, Taf. XIV, Abb. 5), und aus Mühlhausen (Museum Mühlhausen) vorliegen. Die kugeligen Tongefäße dagegen sind für die Karolingerzeit kennzeichnend (so J. Mestorf: Vorgeschichtl. Altertümer aus Schleswig-Holstein VI, Abb. 696).

Die Tierbestattung 40 wird der Teil einer größeren Grabausstattung sein; das menschliche Skelett mag in dem zerstörten Teile der Grube gelegen haben. Tierausstattung findet sich bereits in älterer Zeit, doch unserer Anlage stehen manche Gräber der Karolinger und Wikinger Zeit am nächsten; so ein Grab von Otzendorf bei Leer, Kr. Steinfurt, Westfalen, hier das Pferd zu Häupten des Skelettes, seitlich zu Füßen zwei Hunde. W. Meyer: Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission 1915, S. 88 bis 92; Zeitschrift Westfalen IV, S. 67. (Zu der sitzenden Lage des Pferdes hier vgl. Pferd in gleicher Stellung in dem Gräberfeld von Hornhausen, Kr. Oschersleben); im Norden z. B. das im Mannus 4, 1912. S. 433 abgebildete Grab von Björkö im Mälarsee, Schweden.

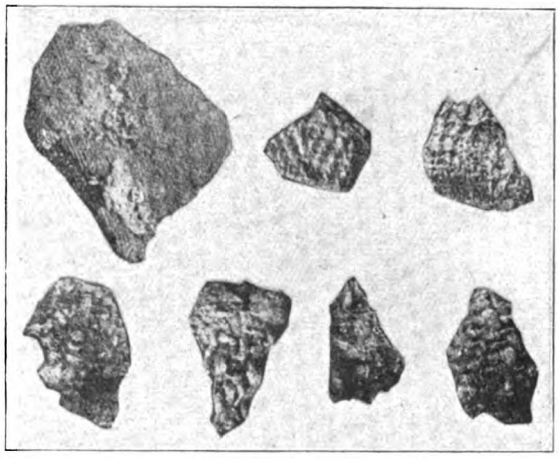


Abb. 13. Gewebereste aus Grab 41. $^1/_1$.

Man wird also auch die beiden großen Grabstellen gleichfalls der Karolingerzeit zuweisen.

Geschichtliches.

Bei einem Bestattungsplatz aus einer Zeit, in der geschichtliche Quellen schon reichlicher fließen und in der die im Mittelalter nachweisbaren Siedlungen schon meist bestanden, liegt es nahe, nach dem zugehörigen Wohnort der Bestatteten zu suchen. Es dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß die Siedlung die heutige Wüstung Groß-Orden ist, deren Lage östlich und nordöstlich unterhalb der Höhe genau festgestellt ist (Abb. 14). Die historische Forschung glaubt nun in Groß-Orden Villa Orda im Harzgau in der Provinz Saxonia wiederzufinden.

Von hier stammen die sächsischen Edlen Amalung und Hiddi, die nach einer Urkunde Karls des Großen von 811 und 813 ihre Heimat verlassen mußten, weil sie Karl treu geblieben waren (vielleicht 786)[1].

[1]) Brecht, Zeitschr. d. Harzver. 1869, 3, S. 1ff. u. S. 181. — Höfer, Zeitschr. d. Harzver. 1906, S. 160/61.

Der Sohn des Amalung Bennit aber ist der Stammvater der Billunger[1]).

Da die beiden großen Anlagen als Begräbnisstätten des in der Karolingerzeit in Großorden wohnenden edlen Geschlechts zu deuten sind, werden sie den Verwandten des Amalung und Hiddi, also den Vorfahren der Billunger, angehören.

Ein auffallender Gegensatz besteht bei Grab 41 in der Größe der Anlage und den Tieropfern einerseits und den recht geringen Metallbeigaben andererseits. Man möchte vermuten, daß das Grab nicht mehr in ursprünglicher Ausstattung auf uns gekommen ist, sondern daß hier eine Grabplünderung vorliegt, die in damaliger Zeit nach den zeitgenössischen Quellen offenbar nicht selten waren. Zurückgelassen sind nur die Knochen,

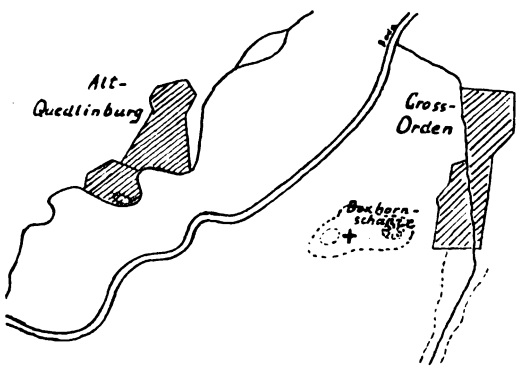


Abb. 14. Lage von Alt-Quedlinburg, Groß-Orden und des Begräbnisplatzes +. Nach Meßtischblatt 2381/82 und Reischel: Geschichtl. Karte des Kreises Quedlinburg. 1918.

die Tongefäße, die Scherben des Glasbechers, der gleichfalls eine ursprüngliche reichere Ausstattung annehmen läßt, und die wertlosen Eisenstücke.

Die angenommene Grabplünderung könnte gerade mit den geschichtlichen Ereignissen — der Flucht des Adelsgeschlechtes vor ihren eigenen Landsleuten — in Verbindung gebracht werden.

Zur Bestattungssitte der Karolingerzeit.

In Groß-Orden sind nun auch Bestattungen bei der Kirchstätte gefunden worden, die gleichfalls dem älteren Mittelalter angehören. Der Friedhof auf der Höhe wird danach bald aufgegeben und an die Kirche des Ortes verlegt sein[2]). Trotzdem die Gräber auf der Höhe zum Teil sicherlich christlich waren, wofür auch die Kreuzmitgabe spricht, so war die Sitte der Höhenbestattung noch eine heidnische Überlieferung. Wir finden öfters in dieser Zeit, daß die Begräbnisplätze auf natürlichen oder künstlichen Erhebungen (älteren großen Grabhügeln) angelegt sind[3]).

[1]) v. Heinemann, Zur Genealogie und Geschichte des Billungischen Herzogshauses. Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen. 1865. S. 138ff.

[2]) In Schwanebeck, Kr. Oschersleben, wurde ein Grab mit Schwert, Typus des Schwertes der Borhornschanze, Sax und Schildbuckelrest neben der Kirche gefunden (Museum Halberstadt).

[3]) Heute noch in Litauen.

Es seien folgende Beispiele genannt: Norddeutschland. Barendorf, Kr. Lüneburg: Köppekenberg oder Osterberg, darauf Hügelgräber mit Leichenbrand oder Skeletten (Lüneburger Museumsblätter 1912, S. 55). Ashausen, Kr. Winsen, Osterberg (Lüneburger Museumsblätter 7, S. 213ff.). Schinna, Kr. Stolzenau: auf Höhe flache Hügel (Müller-Reimers: Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. S. 27).

Mitteldeutschland. Minsleben, Kr. Wernigerode: Nachbestattungen im Kniggelhügel, einem älteren Grabhügel (Siehe oben.) Leubingen, Kr. Eckartsberga: Nachbestattungen im Fürstenhügel Höfer: Jahresbericht für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 5, 1906, S. 43 ff. Kalbsrieth, Sachsen-Weimar: Nachbestattungen im Dörfflinger Hügel bei Kalbsrieth A. Möller: Der Dörfflinger Hügel bei Kalbsrieth.

Auch in Süddeutschland sind die Gräber dieser Zeit mehrfach an hochgelegenen Punkten, aber in Zusammenhang mit Kirchen gefunden worden. (Altertümer uns. heidn. Vorzeit V, S. 199.)

Daß derartige Höhen vielfach wie unsere Fundstelle gleichzeitig zum Abbrennen des Osterfeuers dienten, mag nicht Zufall sein.

Karls des Großen Kapitular von Paderborn bestimmt nun Kap. 22: iubemus ut corpora Christianorum Saxanorum ad cimeteria ecclesiae deferantur et non ad tumulos paganorum. In letzteren dürften wir die geweihten Höhen erkennen, auf denen die Sachsen ihre Toten beerdigten.

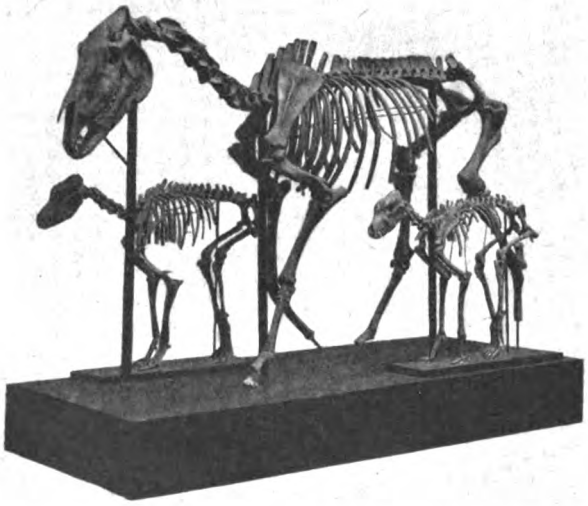


Abb. 15. Aufstellung des einen Pferdes und der 2 Hunde aus Grab 40 in der Landesanstalt f. Vorgeschichte Halle a. S.

Nachschrift: Eine besondere Bearbeitung der menschlichen Skelette, (wobei hier schon hervorgehoben werden soll, daß die vornehme Person des Grabes 41 in ihrer Schädelbildung, sie ist kurzschädelig, von den langschädeligen Reihengräberskeletten abweicht), der Tierfunde und der Gewebereste ist vorgesehen.

Einige bemerkenswerte Funde aus dem Zerbster Schloßmuseum.

Von Dr. Hinze und M. König in Zerbst.

Mit 10 Abbildungen.

In dem Bestreben, die in Anhalt an verschiedenen Stellen zerstreuten und vielfach schwer zugänglichen sowie unübersichtlich aufgestellten wertvollen Sammlungen kulturgeschichtlicher, naturwissenschaftlicher sowie vorgeschichtlicher Art zusammenzufassen, zu ordnen und nach wissenschaftlichen

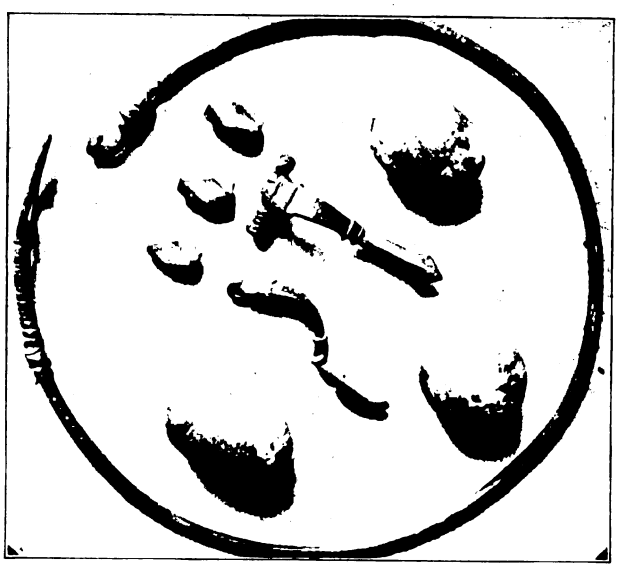
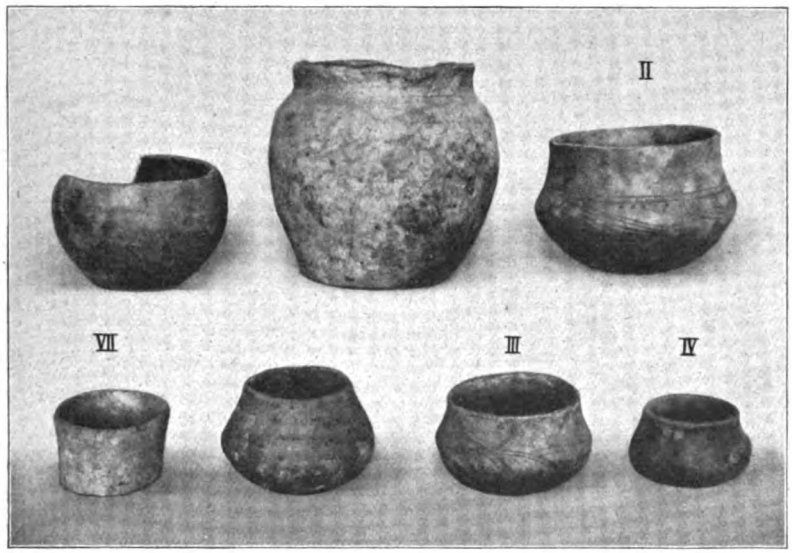


Abb. 1. Schackstedt, Kr. Bernburg.

Grundsätzen in gefälliger Weise einem weiteren Besucherkreise zugänglich zu machen, wurde im Jahre 1920 in dem Zerbster Schlosse ein anhaltisches Landesmuseum eingerichtet. Es stehen in diesem bedeutendsten Barock- und Rokokobau Anhalts rund 60 große, helle Räume dem Museum zur Verfügung. Während in den Räumen des Mittelgeschosses, die durch hochwertige Stuck-

decken und ſonſtige architektoniſche Ornamentik ausgezeichnet ſind, die kunſt-, kultur- und heimatgeſchichtliche Abteilung aufgeſtellt iſt, enthält das zweite Stockwerk die naturwiſſenſchaftlichen und vorgeſchichtlichen Sammlungen.

Den Grundſtock der vorgeſchichtlichen Sammlungen bilden die früher in dem Schloſſe zu Großkühnau bei Deſſau aufgeſtellten vorgeſchichtlichen Gegenſtände aus Anhalt, die völlig neu geordnet ſind. Dazu kamen die in



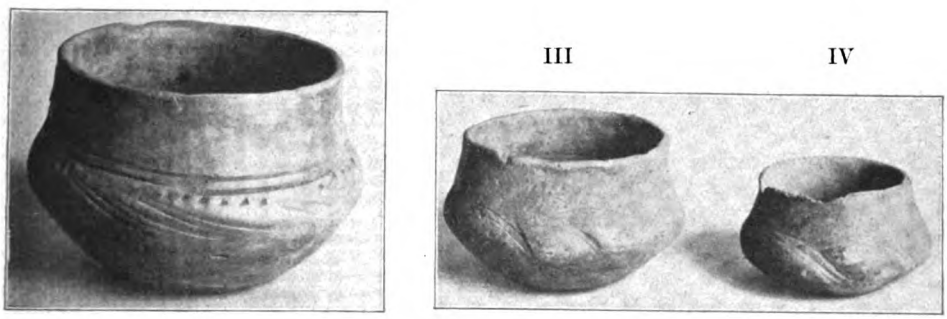


Abb. 2. Kliecken a. Elbe, Kr. Zerbſt.

dem Beſitz der Stadt Zerbſt befindlichen Gegenſtände ſowie durch Ankauf eine umfangreiche Deſſauer Privatſammlung Rehfeld; auch die Ergebniſſe der Grabung Becker bei dem Forſthaus Sorge bei Lindau-Anhalt ſind hier aufgeſtellt worden. Da verſchiedene von unſeren Funden bisher nicht veröffentlicht worden ſind, ſo folgen wir gern einem Wunſche derjenigen Teilnehmer an der Cöthener Tagung, die im Anſchluß an dieſe unſer Muſeum beſuchten, und bringen nachſtehend aus der Feder unſeres prähiſtoriſchen Mitarbeiters, des Herrn M. König, zunächſt eine kurze Beſchreibung einiger

besonders bemerkenswerter Funde, während andere Funde einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

1. Fund aus der Völkerwanderungszeit (Abb. 1). Der Katalog der Kühnauer Sammlung berichtet: „Vom Arbeiter Lindemann in Schackstedt (Kr. Bernburg) beim Erdeholen in Gräbern gefunden 1836:

Nr. 323. Ein silberner Halsring, 14 cm Durchmesser,
Nr. 324. Zwei silberne Fibulä, eine defekt,
Nr. 325. Eine kupferne Fibula (fehlt, M. König),
Nr. 326. Drei blaue Glasperlen,
Nr. 327. Drei ovale Kiesel."

Der silberne Halsring vom Typus III Kossinna[1]) hat den üblichen Verschluß des 4. Jahrh. n. Chr. Die Drahtbandumwicklung hört ohne besondere Verzierung auf. Am Knopfende ist ein dreimal gewundenes Band, welches seitlich um 1 cm verschiebbar ist. Die beiden Fibeln von Silber gleichen einander. Am Spiralende des Bügels sind zwei Perlkranzverzierungen um den Bügel; wo letzterer den Fuß erreicht, sind noch einmal zwei Perlkränze und zwischen ihnen auch flachere, perlkranzartige Verzierungen. Der Fuß ist oben in der Mitte etwas kantig. Das dreieckförmige Ende ist ein nicht ganz gleichseitiges Dreieck; die gedachte Grundlinie ist etwas länger. Genau in der Mitte steht nach unten senkrecht der Nadelhalter, 17 cm lang, 5 cm hoch, an der unteren Kante ganz wenig gebogen [Typus Almgren Nr. 175. G. K.]. — Die drei Perlen haben preußischblaue Färbung; innen röhrenförmig, machen sie im allgemeinen den Eindruck einer quadratischen Säule. Doch sind die Kanten dieser Säule dreieckig weggeschnitten, so daß die vier Seiten, welche noch in der Ebene der Säule liegen, lang rautenförmig sind. Alle drei Perlen sind vollständig gleich. [Sog. kuboktaedrische Perlen. G. K.]. Die drei Kiesel sind fast von derselben Farbe und Form (pflaumenähnlich), nur einer ist kugeliger.

Abb. 3. Elsnigk, Kr. Dessau.

2. Fund aus der Völkerwanderungszeit 400 n. Chr. (Abb. 2).

Der Katalog der Kühnauer Sammlung besagt: „Nr. 778. Sieben kleine Urnen, gefunden beim Abräumen der Kieselgurgrube in Klieken (Kr. Zerbst). Eingeliefert von der Norddeutschen und Dessauer Kieselgurgesellschaft Reinhold u. Co. Hannover." Alle Urnen haben einen schmutziggelben Ton mit dunkleren Flächen darin. (VII) ist rauh, während die anderen 6 glatt sind. Zwei haben am Bauchumbruch Wulste, die größere davon (III) hat 11, die kleinere (IV) hat 7. Über jeden Wulst laufen vom Halsansatz aus 2 Ritzen im Bogen, fast bis zur Standfläche, so bei IV; bei III enden sie am Bauchumbruch. Das Gefäß II hat am Halsansatz 2 Ritzen, über dem Bauchumbruch laufen 5 mal 4 Ritzen schräg, die aber hier sofort enden. In den Zwischenräumen unter den 2 Ritzen am Halsansatz sind jedesmal 6 bis 10 kleine Eindrücke, die mit einem messerspitzenartigen Gegenstande gemacht sind, so daß die Spitze tiefer eingedrückt ist.

[1]) Kossinna hat das Stück in seiner bekannten Abhandlung „über verzierte Lanzenspitzen" bereits in die Literatur eingeführt (Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 401).

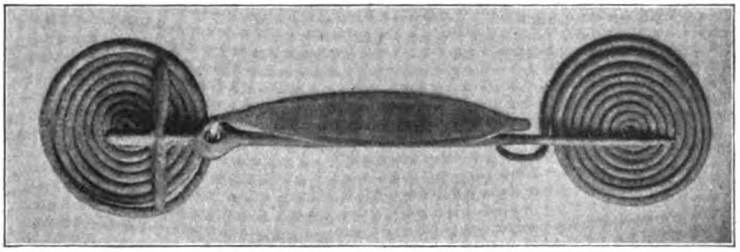


Abb. 4a.

Abb. 4a. Abb. 4b.

Abb. 4a, b. Amtsmühle bei Zerbſt.

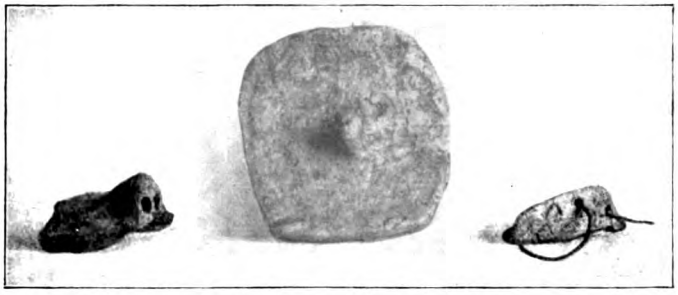


Abb. 5. Rietzmeck, Kr. Zerbſt. Geſichts- und Türurne.

Abb. 6. Deſſau, Friedhof III.

Abb. 7. Sandgrube „Platz“ bei Heideburg nahe Deſſau.

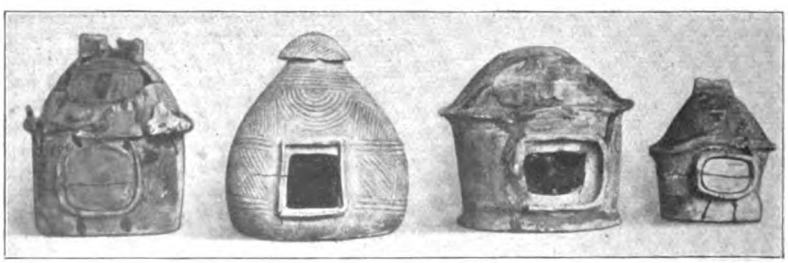


Abb. 8. Anhalter Hausurnen.
1, 3, 4 Hoym, Kr. Ballenſtedt. 2 Tochheim, Kr. Zerbſt.

3. Völkerwanderungsurnen, 400 n. Chr. (Abb. 3).

Dieſe Urne (Fundort Friedhof Elsnigk, Kr. Deſſau) hat auch die beiden Ritzen am Halsanſatz. Hier wechſeln dann aber 2 ſchräg über den Bauchumbruch laufende Ritzen mit einer etwas breiteren glatten Furche ab. Die ganze Urne iſt glatt, nußbaumbraun.

4. Bronzezeit (Abbildung 4).

Das Griffzungenſchwert (Anfang Mont. III) und die Spiralplattenfibel (Abb. 4a) ſind an der Amtsmühle (Nuthehang) bei Zerbſt gefunden. Das Schwert hat in dem Griff 3 Nieten, am Klingenanfang 4. Die Klinge hat keine Zeichnung, iſt aber in der Mitte gratförmig. Leider nicht mehr vorhandene Urnen haben dabei geſtanden.

Abb. 9. Hoym, Kr. Ballenſtedt. Hausurne mit Dachbemalung.

In der Nähe fand ſich auch das andere Griffzungenſchwert (Abb. 4b). Es unterſcheidet ſich von dem erſten dadurch, daß es im letzten Drittel etwas ausgeſchweift iſt. Der Griff hat 5 Nieten, der Klingenanſatz 4.

5. Geſichtsurne von Rietzmeck, Kr. Zerbſt (Abb. 5).

Abb. 10. Ballenſtedt a. Harz.

Während der Kriegszeit wurde bei dem Dorfe Rietzmeck a. Elbe in einer über 1 m langen Steinkiſte aus an einer Seite glatten Granitplatten eine Geſichtsurne gefunden. Leider war das Gefäß infolge zu haſtiger Bergung in Trümmer gegangen und iſt nicht einmal in Scherben erhalten geblieben. Es hat aber die Form der weſtpreußiſchen Geſichtsurnen gehabt; über den oberen Verſchluß war nichts zu erfahren. Die Tür iſt noch vorhanden, ſie iſt faſt quadratiſch mit abgerundeten Ecken, in der Mitte iſt ein Höcker. Die Naſe zeigt deutlich 2 Naſenlöcher. Ferner iſt noch ein Ohr erhalten; es hat 2 bronzene Ohrringe (dünne einfache Bronzeringe). — Vgl. Koſſinnas Bemerkung hierüber: Mannus 16, S. 173 Anm. 1.

6. Zwei schnurkeramische Becher (Abb. 6).

Fundort: Friedhof III, Dessau; früher Sammlung Rehfeld. Beide haben hellbraunen Ton, der rechte hat auch eine dunkelgraue Stelle, außerdem wulstet sein Boden etwas vor. Eigenartig ist die ganz nachlässig angefertigte Zickzackzeichnung.

7. Schnurkeramischer Becher (Abb. 7).

2 km entfernt von dem Friedhof III bei Dessau liegt die Kiesgrube Friedrich Platz bei Heideburg. Hier fand sich mit vielen anderen unverzierten Scherben in einer Herdgrube ein Becher. Er ist rotbraun gefärbt. 4 Zickzackbänder, wahrscheinlich mit einem abgebrochenem Stöckchen hergestellt, laufen um den hohen Teil (früher Sammlung Rehfeld, Dessau).

8. Hoymer Hausurne (Abb. 8, 9).

Bei der Hoymer Hausurne vom Luggendorfer Typus (Nr. 3 der Abbildung 8; Nr. 1 und 4 stammen ebenfalls aus Hoym, Nr. 2 aus Tochheim) machte Herr Dr. Hinze beim Reinigen des Gefäßes die Entdeckung, daß sich auf dem Dache eine Bemalung befindet. Es laufen über das ganze Dach (besonders schön zu sehen auf der unbeschädigten Rückseite der Urne, siehe Abbildung) breite Graphitstreifen von dem Firste nach dem Rande herab.

9. Hinkelsteingefäß (Abb. 10).

Fundort Ballenstedt. Das Begleitschreiben besagt: „Diese Urne wurde in der Lehmgrube der Getelziegelei bei Ballenstedt 1 Meter unter der Erdoberfläche am 21. April 1894 aufgefunden. In derselben befanden sich Knochenreste mit Humuserde vermengt und neben derselben die anliegenden Steingeräte (Axt, Keil und Opfermesser). Die Urne war mit Lehm sorgfältig geschlossen und stand umgestülpt, mit dem Boden nach oben." Axt, Keil und Opfermesser (?) sind nicht mehr vorhanden, der Lehmverschluß ist noch an Resten nachzuweisen, auch der Humuserde-Inhalt.

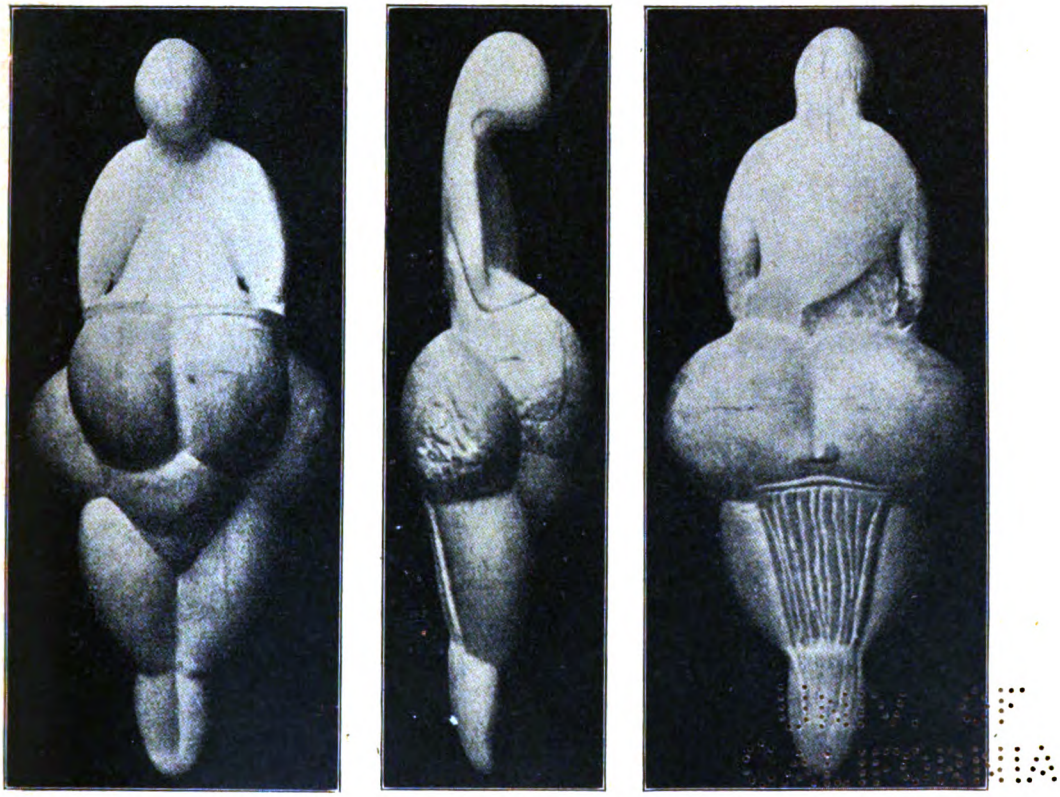


Abb. 1–3. Skulptur von Lespugue. Mammutelfenbein. Rekonstruktion. Nach René de Saint-Périer.

UNIV. OF
CALIFORNIA

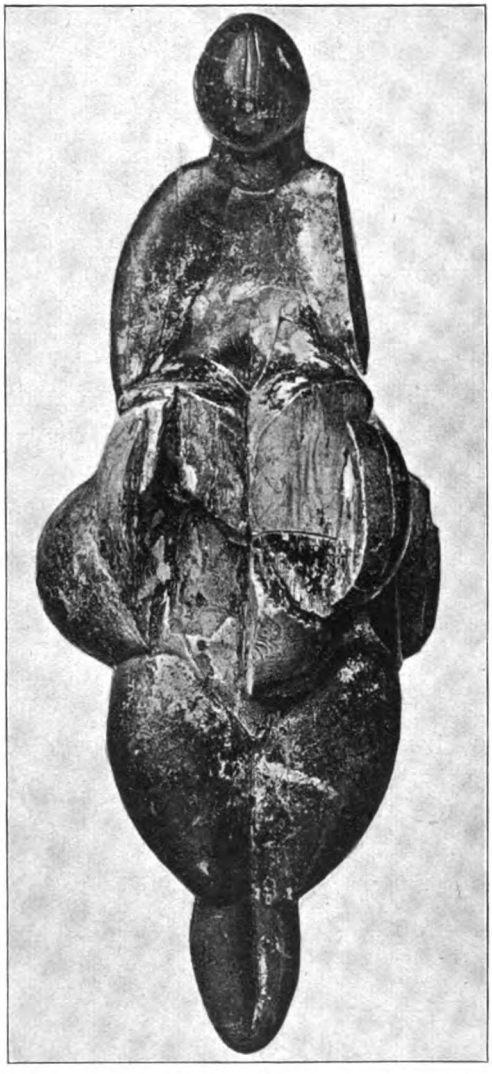


Abb. 4. Skulptur von Leſpugue. Vorderanſicht.
Nach René de Saint-Périer.
Ungefähr nat. Größe.

UNIV. OF CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

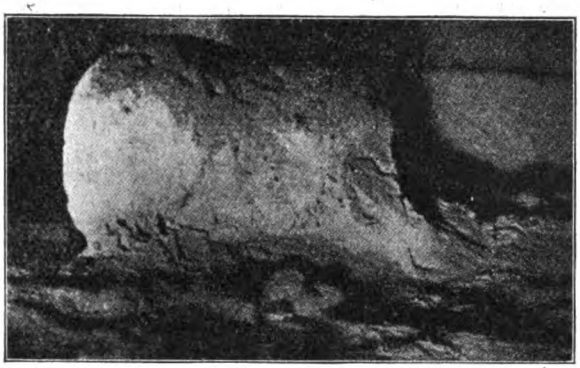


Abb. 13. Montespan, Haute-Garonne. Statue eines Bären ohne Kopf.
Nach L'anthropologie 1924. Höhe 0,60 m, Länge 1,10 m.

UNIV. OF CALIFORNIA

Abb. 15. Valltorta-Schlucht. Gegen die Cueva Saltadora. Aufnahme H. Obermaier.

Abb. 14. Montespan, Haute-Garonne. Felsritzung. Nach L'Anthropologie 1924.

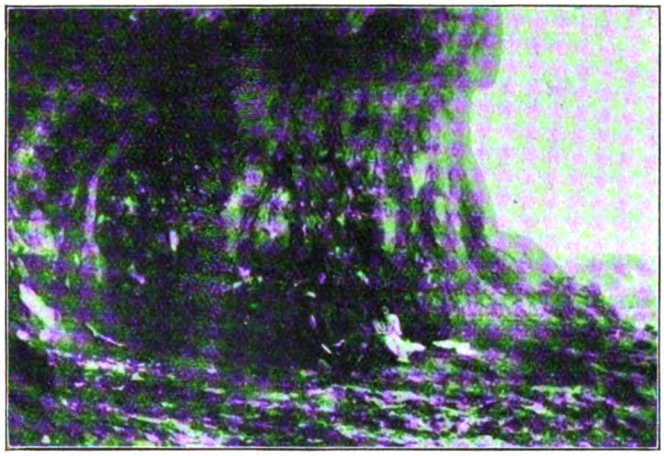
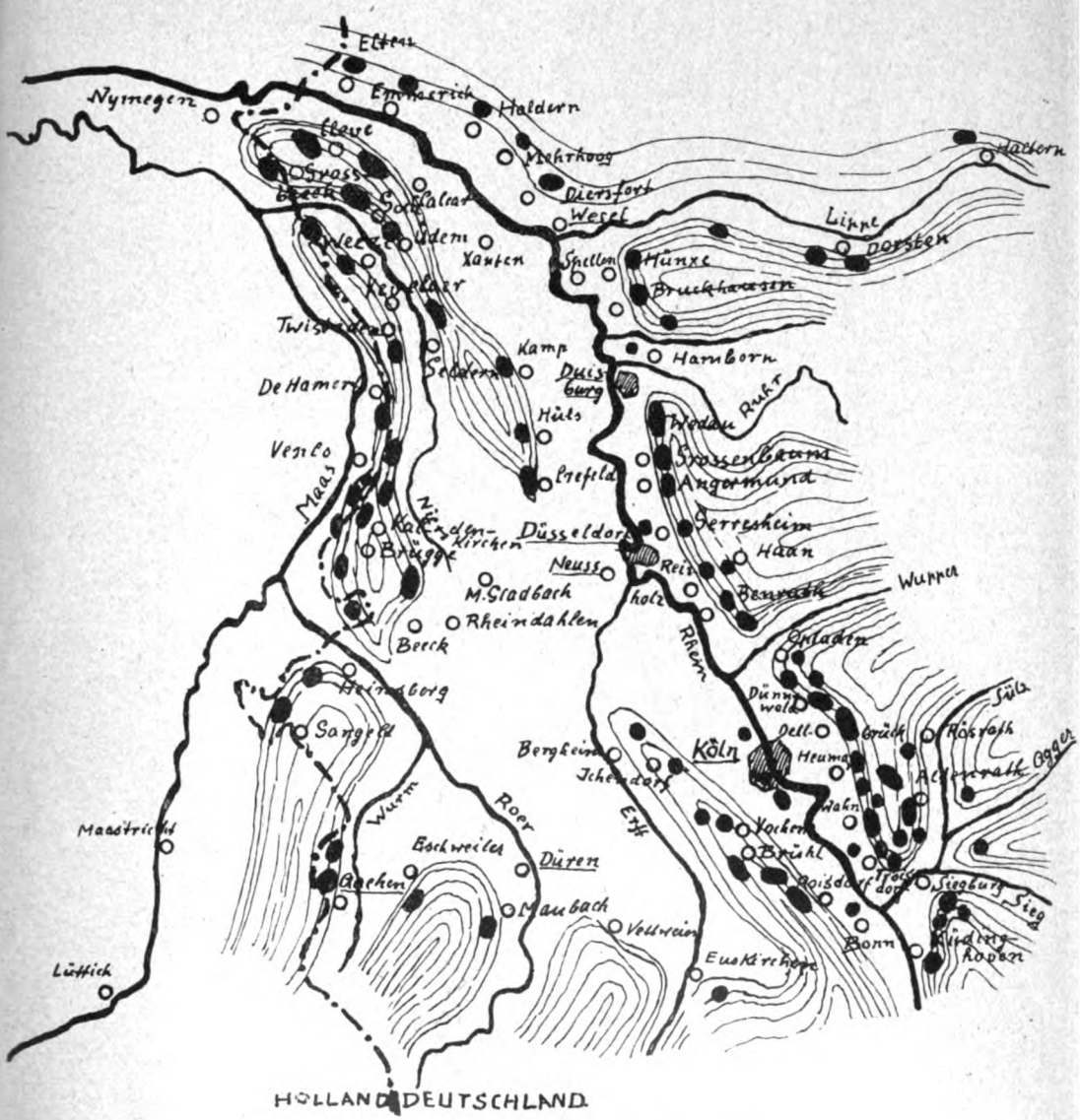


Abb. 16. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Aufnahme Herbert Kühn.

UNIV. OF CALIFORNIA

Abb. 20. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Nach Obermaier und Wernert. Etwa $^1/_5$ der nat. Größe.

UNIVERSITY OF MARYLAND

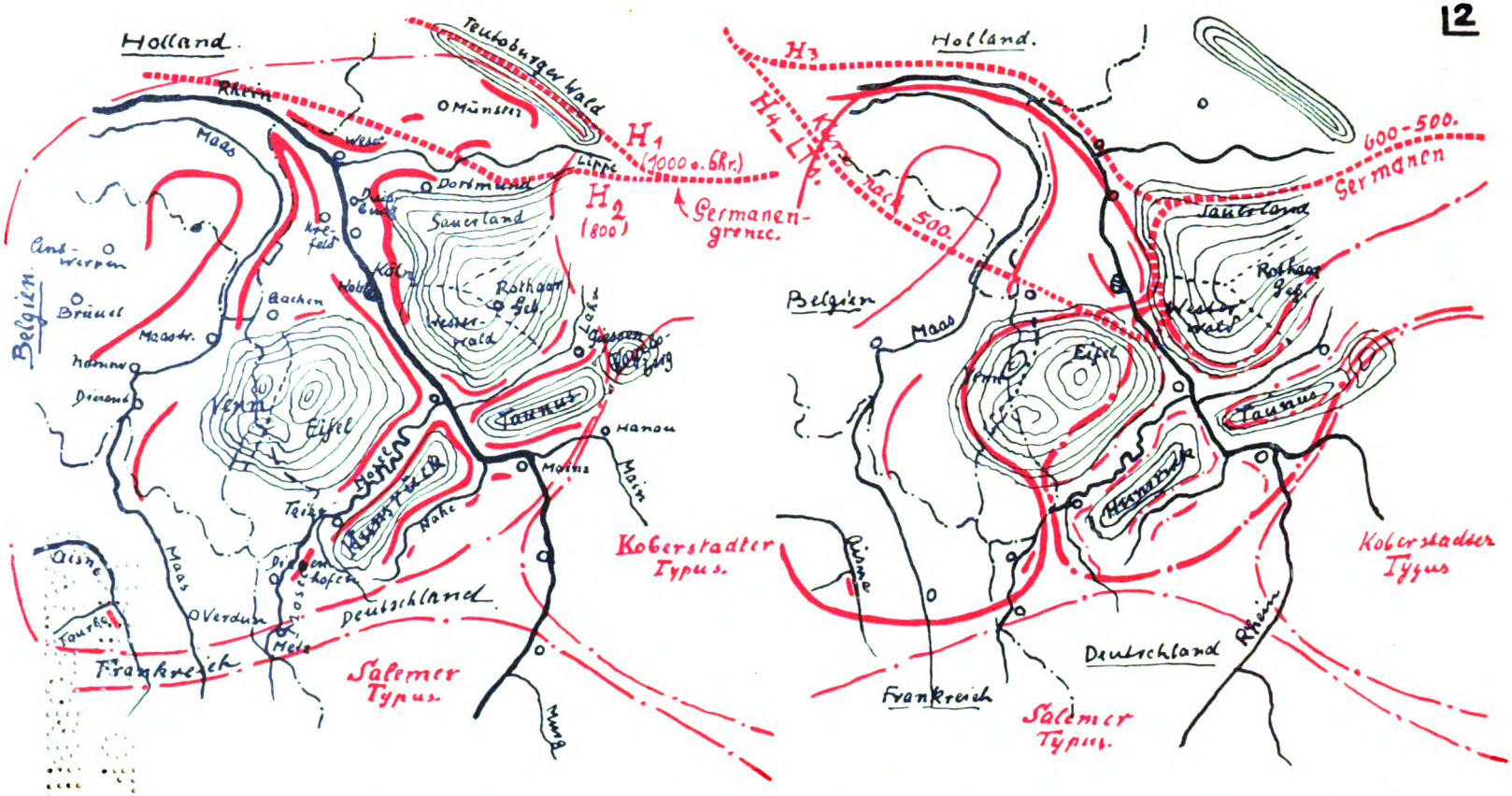


Der Niederrhein mit seinen Grabhügelfeldern.

Die Kreise sind die Orte; die Punkte die Hügelfelder. Die schraffierten Teile sind die Wald- und Heideterrassen. (Die Schraffen sind angenäherte Höhenlinien.) 1 : 1000000. Alle Felder haben Hallstattzeit; die bisher genauer untersuchten auch Spätstein- und Bronzezeit.

UNIV. OF CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA



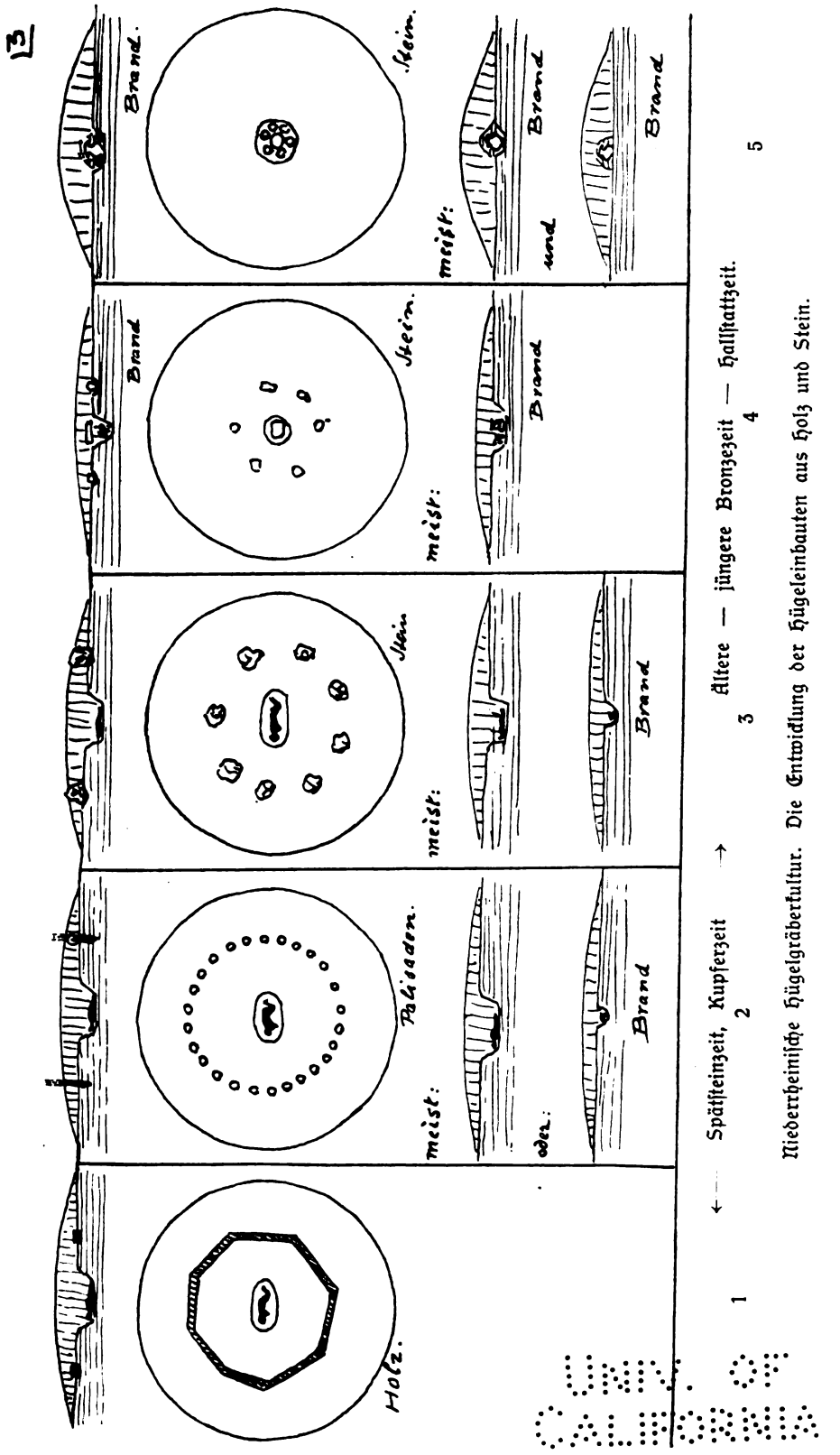
1. Der niederrheinische Hügelgräberkreis (Brandhügel — rot ausgezogen) während der frühen und mittleren Hallstattzeit. Rot strichpunktiert: Verwandte süddeutsche Kulturen.

2. Dasselbe in der Späthallstattzeit. Rot ausgezogen: Rest des Brandhügelkreises. Rot strichpunktiert: Die Mehrener Kultur. Rot gestrichelt: Fremde-germanische Kultur. 1 : 3700000.

E. Rademacher, Die niederrheinische Hügelgräberkultur.

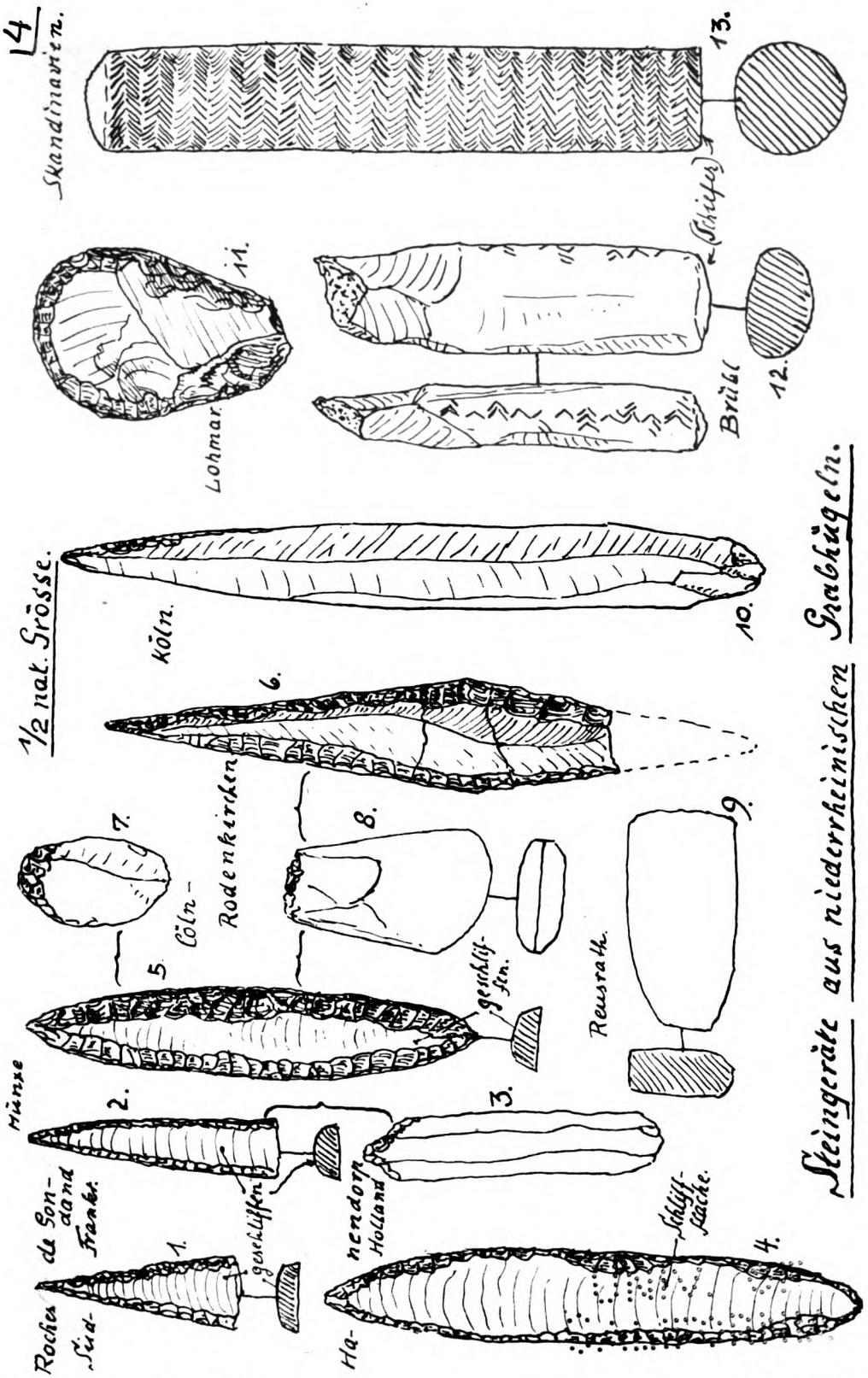
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

UNIV. OF
CALIFORNIA



Niederrheinische Hügelgräberkultur. Die Entwicklung der Hügeleinbauten aus Holz und Stein.

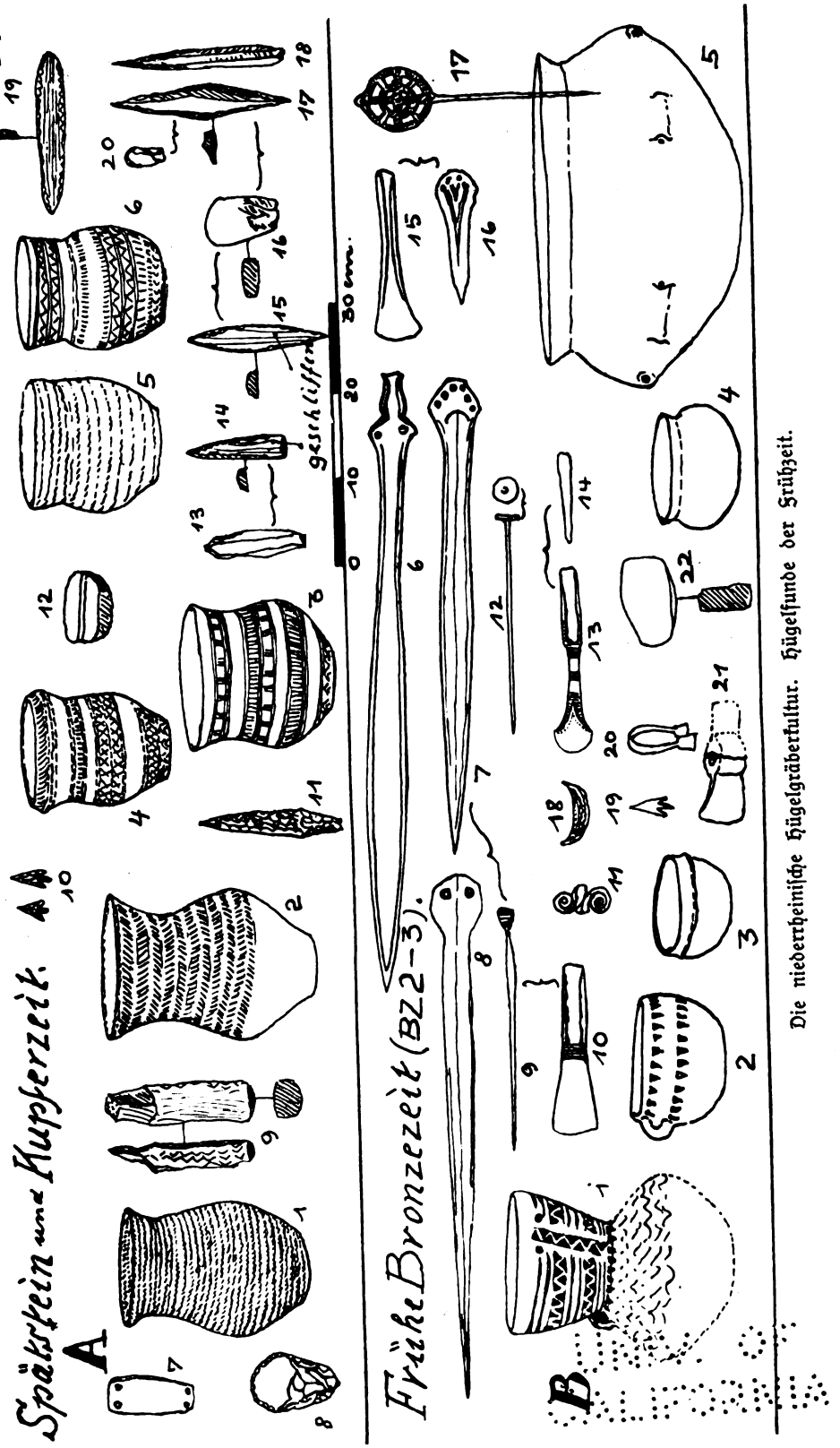
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



E. Rademacher, Die niederrheinische Hügelgräberkultur.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Die niederrheinische Hügelgräberkultur. Hügelfunde der Frühzeit.

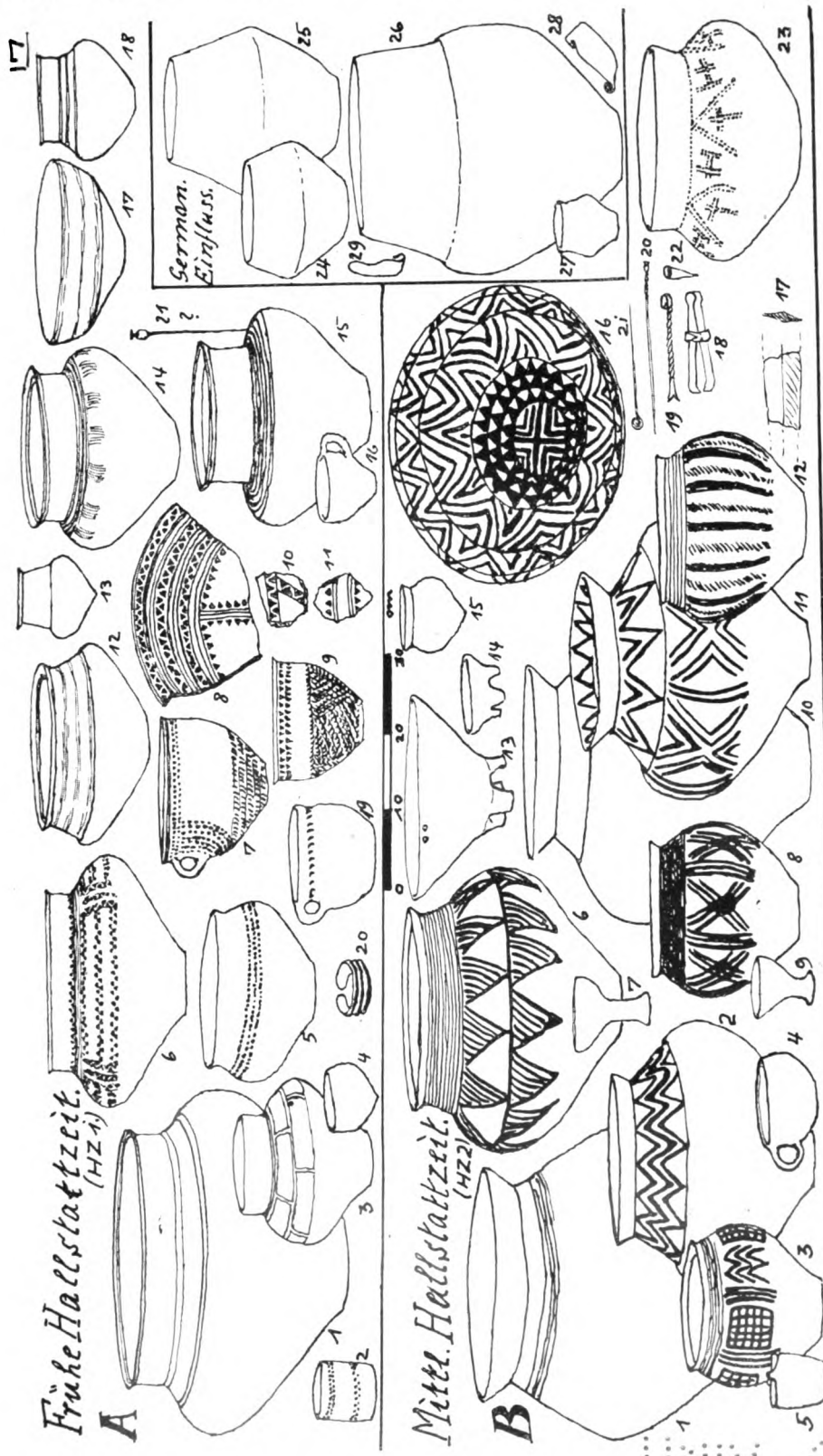
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Niederrheinische Hügelgräberkultur: Hügelfunde der Frühzeit.

E. Rademacher, Die niederrheinische Hügelgräberkultur.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

UNIV. OF CALIFORNIA



Niederrheinische Hügelgräberkultur; Hügelfunde der Hallstattzeit.

E. Rademacher, Die niederrheinische Hügelgräberkultur.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

UNIV. CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Niederrheinische Hügelgräberkultur; Hügelfunde der Hallstattzeit.
(Bei HZ 4: 5, 6, 7 falsche Schnur in Brand- und Skelettgräbern. Die Typen fast alle aus Brand- und auch aus Skelettbügeln.)

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

UNIV OF
CALIFORNIA

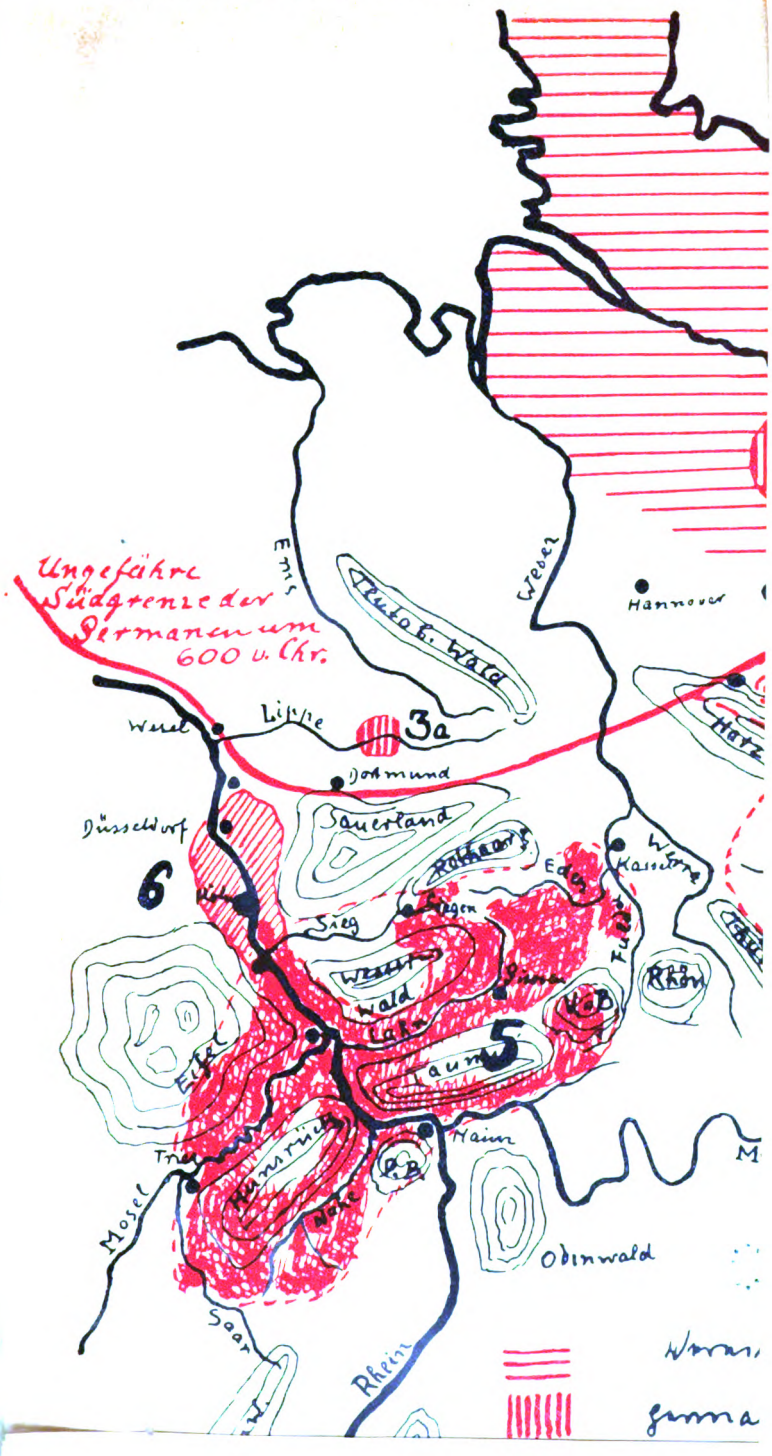

Ungefähre Südgrenze der Germanen um 600 v. Chr.
Ems
Weser
Hannover
Lippe
3a
Dortmund
Düsseldorf
Sauerland
6
Sieg
Wald
5
Eifel
Mosel
Saar
Rhein
Obinwald
Rhön

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 7.

Abb. 8.

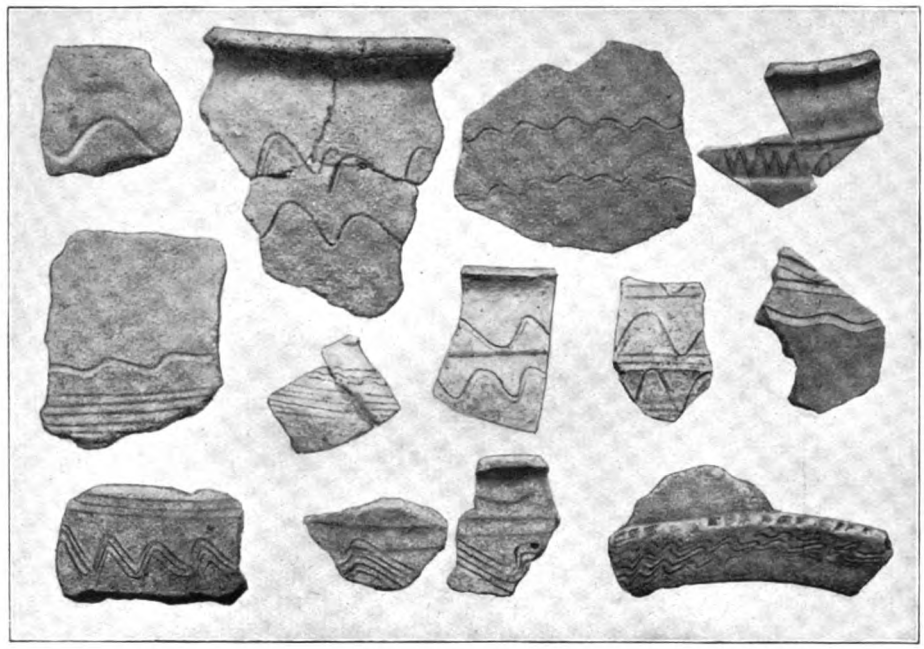
Abb. 9.

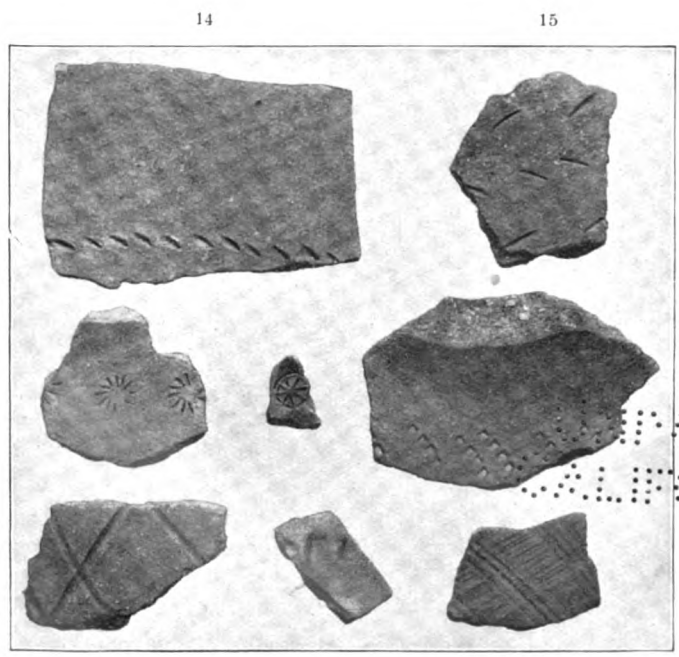
Abb. 10.

UNIV. OF CALIFORNIA

Abb. 1. Mertschütz, Kr. Liegnitz. Abb. 2. Gr. Tschansch, Kr. Breslau. Abb. 3—4. Breitenau, Kr. Neumarkt. Abb. 5. Wangern, Kr. Breslau. Abb. 6. Nettschütz, Kr. Freystadt. Abb. 7. Gegend von Cöthen. Abb. 8. Gr. Mukro, Kr. Spremberg. Abb. 9. Jordansmühl, Kr. Nimptsch. Abb. 10. Carolath, Kr. Freystadt.
Abb. 2 und 7 1/4 die übrigen 1/5 nat. Gr.

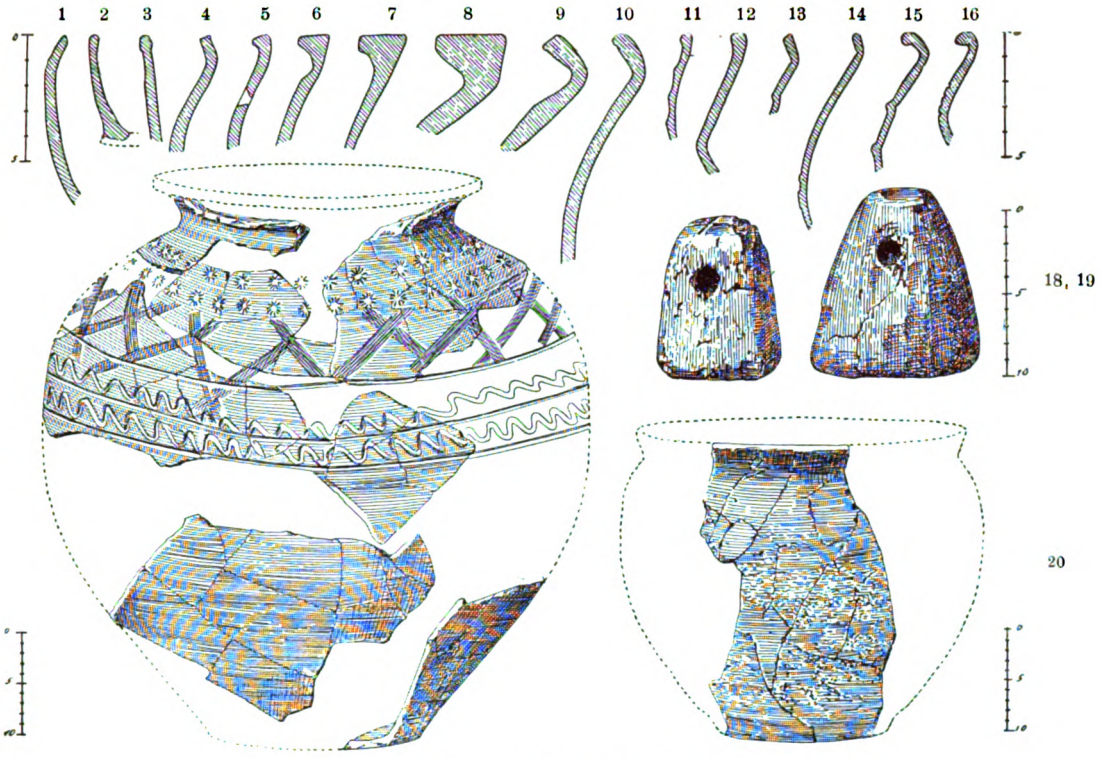
UNIV. OF
CALIFORNIA



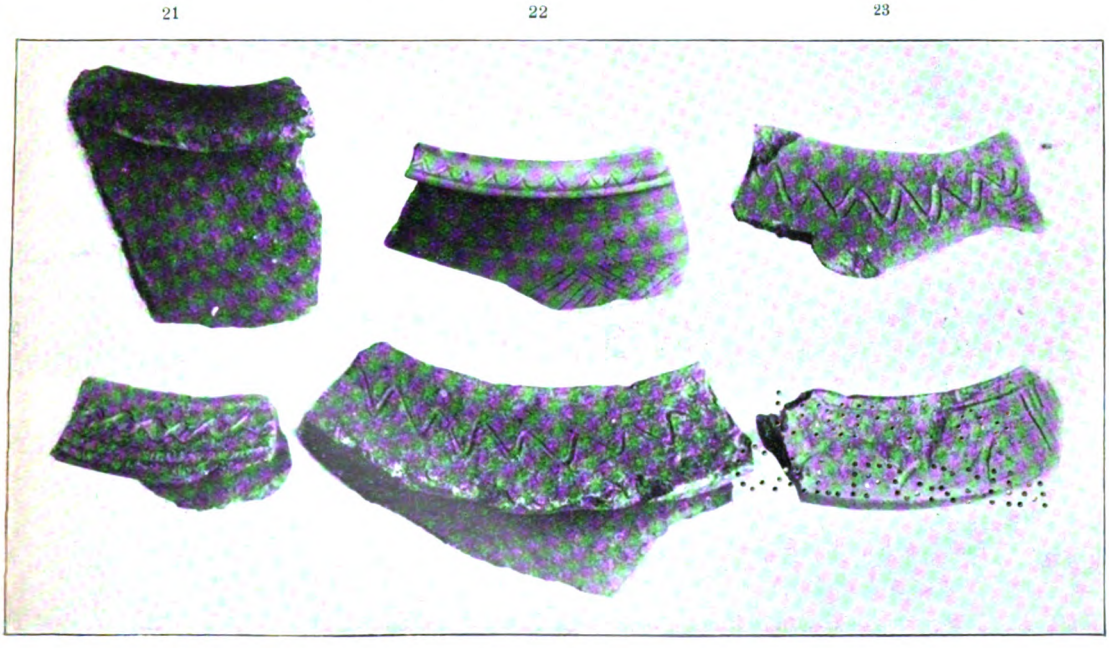


1—21. Ellguth Kr. Grottkau (Nakelberg). 1/3.

UNIV. OF
CALIFORNIA



1—20. Ellguth Kr. Grottkau (Nakelberg).

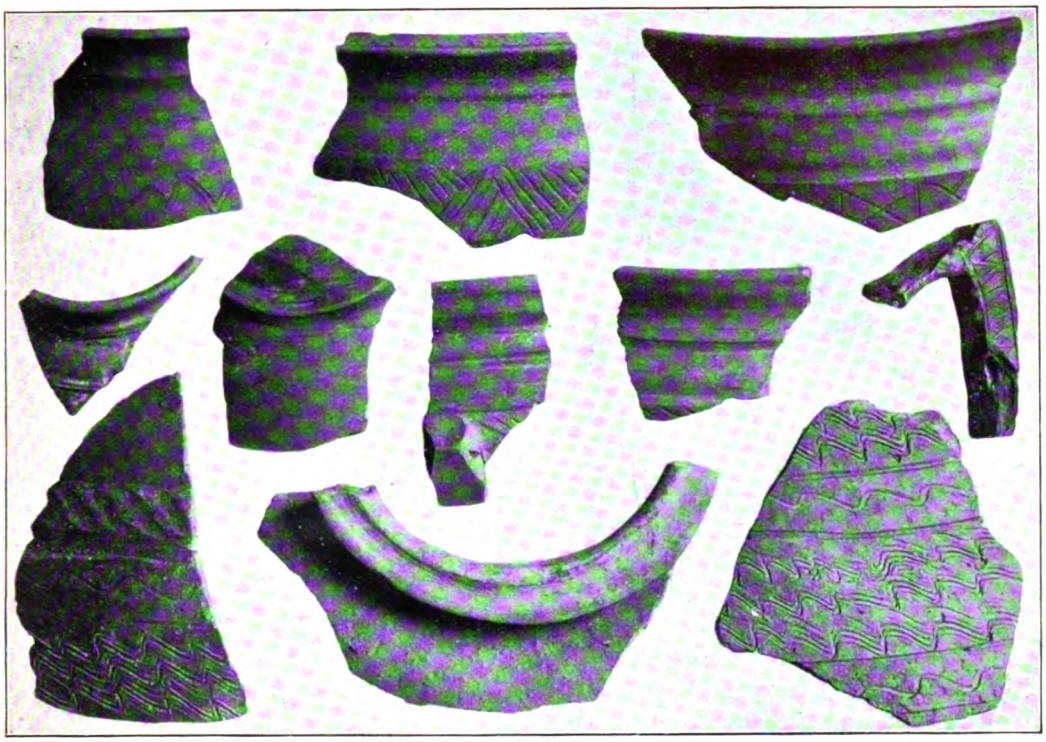


Verdickte Ränder von Krausen. Etwa $^1/_3$.

21 u. 24. Heidersdorf Kr. Nimptsch. 22. Ludwigsdorf Kr. Oels.
23 u. 25. Zottwitz Kr. Ohlau. 26. Jungwitz Kr. Ohlau.

UNIV. OF
CALIFORNIA

1 2 3

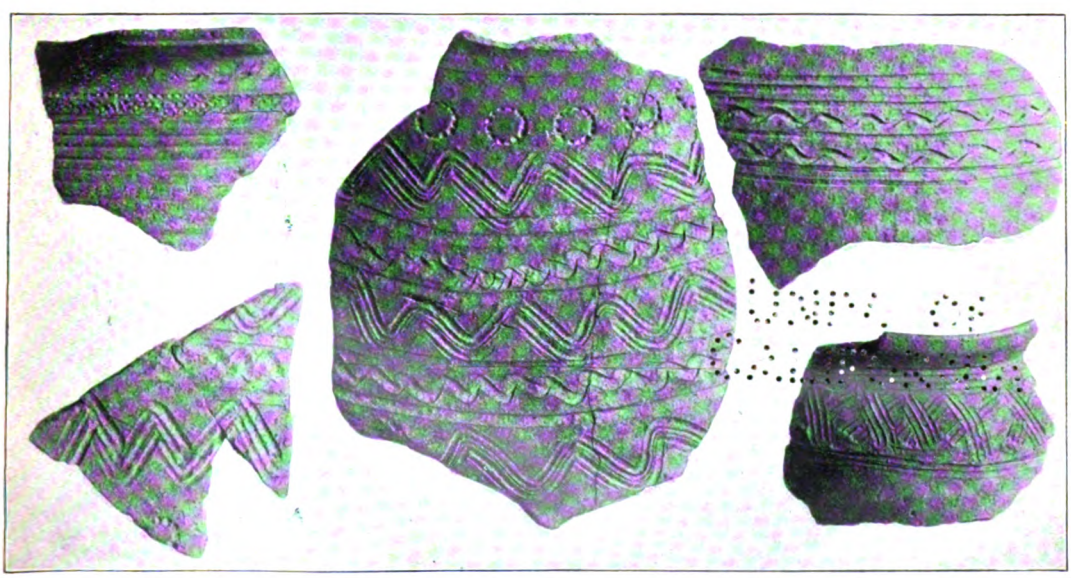


4, 5, 6 7, 8

9 10 11

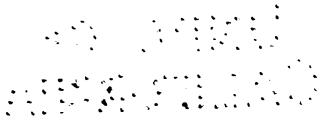
1—11. Ludwigsdorf Kr. Oels. 1/3.

12 13 14



15 16

12—15. Laugwitz Kr. Brieg. 16. Grüningen Kr. Brieg. 1/3. 12 und 16 sind slawisch.



Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b.

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925.

Einzelpreis: RM. 12.—, geb. RM. 14.40. Vorzugspreis: RM. 9.60, geb. RM. 12.—.

(Bildet Nr. 9 der von Geh.-Rat Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek.)

Eine Neuauflage dieses Buches wird unsere Leser besonders interessieren. Sie ist ein Beweis für das Vordringen der prähistorischen Wissenschaft in immer weitere Kreise. Tatsächlich gibt es wohl kaum ein Buch, das so geeignet ist wie dieses, uns zu zeigen, daß wir trotz der trüben Gegenwart auf unser Deutschtum stolz sein dürfen. Unsere Leser tragen durch Empfehlungen des Buches mit bei, die Vorgeschichts-Wissenschaft volkstümlich zu machen. Die neue Auflage bietet auch dem Wissenschaftler neues, denn sie ist textlich in manchem verbessert und erhält 12 neue Tafeln mit noch nirgends veröffentlichten Bildern.

Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Herausgeber: Dr. Wolfgang La Baume, Danzig.

Heft 1, 36 Seiten mit 27 Abbildungen im Text. 1924. RM. 1,40.

Heft 2, 40 Seiten mit 18 Abbildungen im Text. 1925. RM. 1.20.

Die beiden Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Ernst Petersen, Die Bronzezierscheibe aus Borkendorf (Westpr.).

W. La Baume, Wagendarstellungen auf ostgermanischen Urnen der frühen Eisenzeit und ihre Bedeutung.

H. Conwentz, Das Wikingerboot bei Baumgarth.

W. La Baume, Zwei Bronzeschatzfunde aus dem nördlichen Pommerellen.

Vorgeschichte des Deutschen Volkes

Von Dr. Ernst Wahle,

Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg.

X und 184 Seiten mit 5 Vignetten. 1924.

RM. 5,—, geb. RM. 6,—.

Eine Kulturgeschichte der Deutschen von der Urzeit bis zur Römerherrschaft am Rhein.

„Schlesische Zeitung“: Ein Bild von der Geschichte des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der vorgeschichtlichen Völker auf deutschem Boden. — Ein kundiger und zuverlässiger Führer durch die Urgeschichte unseres Vaterlandes. Dr. M. Jahn, Breslau.

„Blätter für deutsche Vorgeschichte“: Ausser den sachlich so wertvollen textlichen Teilen enthält Wahles Buch eine vorzügliche Übersicht über die vorgeschichtliche Literatur, für welche wir ihm ebenfalls dankbar sind. Prof. Stremme.

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Die Gepiden

Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes.

Von Dr. Constantin C. Diculescu.

I. Band. XV und 262 Seiten mit 1 Tafel, 10 Abbildungen und 2 Karten im Text. 1923. RM. 5,—.

Diese wichtige Arbeit, die nicht nur für Ethnologen, Prähistoriker und Linguisten, sondern für alle Gebildeten, die Sinn für geschichtliche Studien haben, bestimmt ist, vermittelt eine gründliche Bekanntschaft mit dem Volke, das die mittelalterliche Welt von der hunnischen Gefahr errettet hat und bringt Karheit über vieles Unbekannte und Falschgedeutete im Kulturleben des rumänischen Volkes. Der Verfasser hat als Geschichtsforscher auch die Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie in ausgiebiger Weise herangezogen und die Behandlung des Stoffes in sprachwissenschaftlicher Beziehung durchgeführt.

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.

Von **Georg Wilke.**

84 Seiten mit 74 Abbildungen im Text. 1921. RM. 2,40, geb. RM. 3,—.

Die Urkunden zur Nachprüfung von Tacitus' Angaben verdanken wir in erster Linie der deutschen Vorgeschichte; in Wort und Bild wird uns hier vor Augen geführt, was uns durch Ausgrabungen und auf antiken Kunstdenkmälern darüber überliefert wurde, so daß wir uns ein Bild von der Kulturhöhe unserer Vorfahren zu Tacitus Zeiten machen können. Dem Prähistoriker vom Fach und dem Schulmann bietet das Buch manche Anregung.

VORZEIT. Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. In Gemeinschaft mit Fachgenossen herausgegeben von Prof. Dr. Hans Hahne.

Zuerst erschien: Band 1:

Vom Hakenkreuz

Die Geschichte eines Symbols

von

Dr. Jörg Lechler.

VIII u. 27 Seiten mit 351 Abbildungen auf 36 Tafeln. 1921.
RM. 2,50, Vorzugspreis RM. 2,—, geb. RM. 3,50, Vorzugspreis RM. 3.—.

Bei Bezug der Fortsetzung und bei gleichzeitiger Bestellung von 20 Stück tritt die Vorzugsber. in Kraft.

Der erste Band bietet wirkliche Wissenschaft — keine Vermutungen — über das Hakenkreuz. Seine ursprüngliche Bedeutung als Sinnbild des leben- und Segenspendenden war in Vergessenheit geraten; es ist ein Verdienst der Vorzeitforschung, dies wieder aufgedeckt zu haben.

Band 2:

Bergbau in der Vorzeit

I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn, Salz in Europa.

Nebst einem Anhang:

Bergmännische Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall.

Von Dr. Julius Andrée, Münster i. W.

IV u. 72 Seiten mit 27 Abbildungen im Text, 179 Tafelabbildungen und 3 Tabellen.
RM. 3,—, Vorzugspreis RM. 2,40, geb. RM. 4,—, Vorzugspreis RM. 3,40.

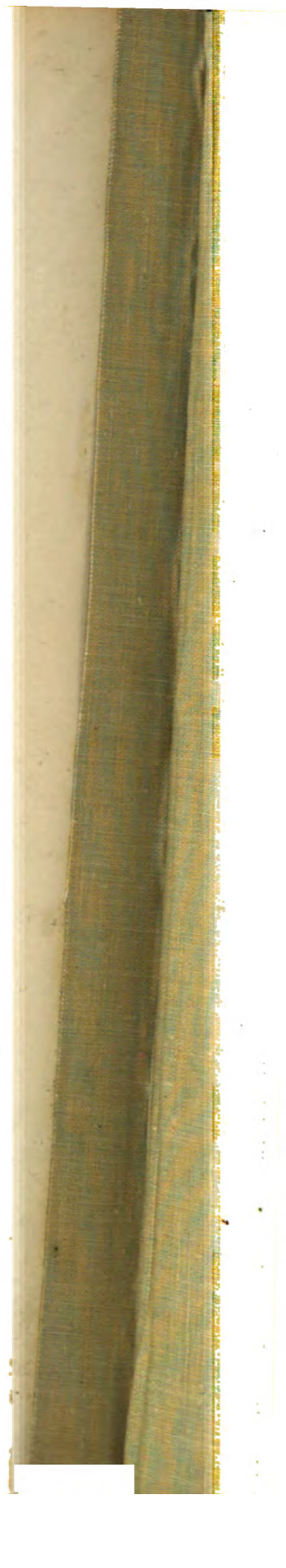
Trägt alles zusammen, was über den Bergbau in grauer Vorzeit bisher bekannt geworden ist. Das interessante Bildermaterial wird nicht nur den Bergbautreibenden, sondern jeden Gebildeten zum Ankauf reizen. Man staunt einfach, mit welch' primitiven Mitteln unsere Vorfahren sich die Schätze der Erde nutzbar zu machen wußten.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

ANTHROPOLOGY LIBRARY

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LIBRARY USE SEP 30 '86

LD 21-50m-6,'59
(A2845s10)476

General Library
University of California
Berkeley